Adolf von Thadden-Trieglaff.

Ein Lebensbild

gezeichnet nach Erinnerungen seiner Kinder und Freunde

von

Eleonore Fürstin Reuß.

Zweite vermehrte Auflage.

Berlin.
Verlag von Wilhelm Hertz.
(Bessersche Buchhandlung.)
1894.



Photogravure u. Druck H. Riffarth, Berlin.

Adolf von Thadden-Trieglaff.

Ein Lebensbild

gezeichnet nach Erinnerungen seiner Kinder und Freunde

von

Eleonore Fürstin Reuß.

Zweite vermehrte Auflage.

Berlin.
Verlag von Wilhelm Hertz.
(Bessersche Buchhandlung.)
1894.

Vorwort.

Ich bin mir wohl bewußt, daß es ein gewagtes Unternehmen für eine weibliche Feder ist, das Lebensbild eines Mannes zu zeichnen, besonders eines Mannes, der in bewegter Zeit mit auf dem Kampfplatz der Parteien gestanden hat. Ich habe mich dazu von seinen Kindern und Freunden überredeu lassen, so mögen sie es verantworten.

Wenn von dem reichen Leben, das in dem seligen Herrn von Thadden pulsierte, und von ihm ausging, etwas in diesen Blättern zu spüren ist, Leben weckend und Leben stärkend, dann ist der Wunsch erfüllt, mit dem ich dies Buch hinaussende.

El.

I.

1796—1820.

Licht, Luft, Freiheit.

Wollt ihr wissen, was mein Preis?
Wollt ihr lernen, was ich weiß?
Wollt ihr sehn mein Eigenthum?
Wollt ihr hören, was mein Ruhm?
Jesus, der Gekreuzigte.

M. Joh. Christoph Schwedler.

Wir leben sehr schnell in unsrer Zeit. Lebensfragen, die alle Gemüther bewegen, versteht die nächste Generation kaum mehr, und die Streiter, die für diese bewegenden Fragen kämpften, werden schnell vergessen. „Alles ist eitel", sagt der Prediger, auch Ansichten und Meinungen. Aber die ewigen Wahrheiten, die unter der Schale menschlicher Meinungen liegen, die in gottgesegneten Persönlichkeiten gelebt haben, bleiben und wirken fort durch die Zeit zur Ewigkeit.

Ein solcher Streiter für die ewigen Wahrheiten, für Gottes Reich war Adolf von Thadden, dessen Name, vor 40 Jahren in aller Munde, gehaßt und geliebt, bewundert und verhöhnt wurde. Heute, wenige Jahre nach seinem Tode, kennen ihn nur noch enge Kreise. Aber dieser Mann in seiner Eigenart, seinem Muth, seinem Liebesreichthum ist es wohl werth, gekannt zu sein, und so sollen diese Blätter ihm ein Denkmal setzen.

Am heiligen Dreikönigsabend 1796 wurde in der Mauerstraße Nr. 2 in Berlin dem Obersten und Flügeladjutanten Ernst Dietrich von Thadden von seiner Gemahlin Caroline, geb. Gräfin von Wartensleben, ein Sohn geboren, der in der Taufe die Namen Adolf Ferdinand erhielt. „Ich bin in Ketten geboren", pflegte Adolf von Thadden später oft zu sagen, weil sein Geburtshaus eine Einfassung von durch Ketten verbundenen Steinpfeilern hatte.

Er war der jüngste von 4 Kindern — 2 Brüder und eine Schwester waren vorangegangen — ein zartes Kind. Als er vier Jahr alt war, starb sein Vater, und schon als sechsjähriger Knabe kam er ins Kadettenhaus in Berlin. Eine

harte Schule hatte Adolf hier durchzumachen. Der Zopf herrschte in des Wortes verwegenster Bedeutung, und die armen kleinen bezopften und gepuderten Kadetten bekamen schmale Kost und mußten wohl oft Hunger leiden.

Im Jahre 1806, als nach der unglücklichen Schlacht bei Jena Napoleon seinen Einzug in Berlin hielt, entflammte sich zuerst Adolfs Patriotismus. Er wollte den Einzug nicht mit ansehen, und am Fenster stehend kehrte er sich um und wandte dem Tyrannen den Rücken zu. Nach jeder französischen Stunde ging er an den Brunnen und spülte den Mund aus, um dadurch das Franzosenthum wieder los zu werden.

Als während der französischen Okkupation das Kadetten-Korps aufgelöst wurde, kehrte er zu seiner Mutter zurück. Sein Fremdenhaß trug ihm damals die erste Ohrfeige seines Lebens von der Hand der Mutter ein. Er hatte nämlich einen Ausgang derselben benutzt und im Kamin ein auto da fé von ihren französischen Büchern gehalten.

Man dachte in jener schweren Zeit, in Preußen ginge alles zu Grunde und ein jeder müßte suchen durch der Hände Arbeit sein Brod zu verdienen. Adolf machte deshalb bei einem Schlosser eine Lehrzeit durch und lernte ein Schloß allein anfertigen. Von seinen Ersparnissen kaufte er einen silbernen Löffel für seine Mutter, die ihr Silberzeug in der Bedrängniß des Vaterlandes geopfert hatte. Unter Freudenthränen erzählte sie noch im Alter diesen Beweis kindlicher Liebe.

Nach Wiedereinrichtung des Kadettenhauses kehrte auch Thadden dahin zurück und behielt lebenslang manche heitere und ernste Erinnerungen an diese Zeit. Nicht ohne Stolz erzählte er, daß bei einer Parole-Ausgabe verkündet wurde: „Der Unteroffizier von Thadden putzt einen süperben Stiefel.“

An einem kalten Tage bestellt er eine Anzahl Kameraden für den Nachmittag in seine Wohnung, weil er ihnen eine wichtige Neuigkeit mitzutheilen habe. Neugierig und erwartungsvoll erfahren sie aus seinem Munde, es wäre kalt in seiner

Stube gewesen. Eine großartige Prügelei folgte dieser interessanten Mittheilung, und schließlich erklärt Thadden mit Gemüthsruhe, sein Zweck, warm zu werden, sei erreicht, sie könnten nun wieder gehen.

Wenn Theater-Billets an das Korps gegeben wurden, so pflegte der Unteroffizier dieselben mit Vorliebe an Kadetten mit rothen Backen zu vertheilen. Um nun zu diesen Bevorzugten zu gehören, rieb man sich die Farbe von roth getünchten Wänden ab.

Zum Pagen ernannt, erkannte Thadden bald, daß er nicht zum Höfling paßte. Einst hatte er das Unglück, zu vergessen, die Schleppe seiner Prinzessin über die Stuhllehne zu legen, nachdem sie sich gesetzt hatte. Die erzürnte Prinzessin bestrafte sein Versehen, indem sie bei der Vertheilung des Desserts unter die Pagen den armen vergeßlichen Thadden überging. Der Tiefgekränkte, in seinen süßesten Hoffnungen Getäuschte gab seinem Schmerz in der poetischen Klage Ausdruck:

Ich will nun nicht mehr länger leben,
Verhaßt ist mir das Tageslicht,
Denn sie hat Allen Kuchen gegeben,
Mir aber keinen nicht!

Der Unterricht im Kadettenkorps scheint meist dürftig und trocken gewesen zu sein. Auch seine Confirmation ging spurlos an ihm vorüber. Aber zwei seiner Lehrer erweckten ein neues Leben in ihm. Der eine, Schüler Schleiermachers, scheint ihn zuerst auf dessen Predigten und Schriften hingewiesen zu haben. Oft pflegte er später zu sagen: „Schleiermacher hat mich aus dem Thierreich ins Menschenreich versetzt“. Auch für Sprachen und Wissenschaften wußte dieser Lehrer ihn zu begeistern. Er lernte freiwillig lateinisch und war später stolz darauf, daß er Cäsars Gallischen Krieg auf dem Schauplatz desselben in der Ursprache lesen konnte. In der Geographie war er einer der besten Schüler, behielt auch lebenslang eine besondere Vorliebe dafür und unterrichtete gern darin.

Der geistreiche Professor Woltmann, Lehrer der Geschichte, sammelte einen Kreis älterer Kadetten um sich, entflammte ihre Vaterlandsliebe zu glühender Begeisterung, und verstand es auch tiefe religiöse Eindrücke in seinen Schülern hervorzurufen.

Eine kleine Zahl derselben verband sich zu Gebet und Bibellesen. Daneben begeisterten sie sich für die Meisterwerke der deutschen Literatur.

Schiller's Wallenstein, Goethe's Faust wurden gemeinsam genossen, und die begeisterte Liebe für diese Dichtungen blieb Thadden bis ins Alter.

Zu dieser Gemeinschaft gehörten Hüser, Chappuis, Plehwe, Jorry, Mauderode und Thadden, für den damit ein neues Leben begann.

Es kam die große Zeit der Befreiungskriege. Der König rief und Alle Alle kamen. Thadden, der schon im Corps das porte-épée getragen hatte, wurde Lieutenant im 12. Infanterie-Regiment. Im Februar 1813 wurde er mit sämmtlichen Kadetten der 1. Klasse auf Leiterwagen gepackt und nach Breslau gefahren. Ohne Mäntel, nur mit doppelten Hemden und Löschpapier darunter zur Erwärmung, machten sie die mehrere Tage und Nächte dauernde Reise. Dabei bewies Thadden schon die Ausdauer, die ihm in den nun beginnenden Kriegen den Spitznamen „Der zähe Thadden" eintrug. Indessen kam er doch so erschöpft in Breslau an, daß er sich sofort niederlegte und erst nach 36 Stunden aus ununterbrochenem Schlaf wieder erwachte.

Vor kurzer Zeit war Adolf zusammen mit seinem Bruder die Erbschaft eines Großonkels, des Generals Reinhold von Thadden, zugefallen. Nicht zufrieden damit, selbst für das Vaterland zu kämpfen, bot der begeisterte siebzehnjährige Offizier zur Deckung der Kriegskosten dem König seinen Antheil an jener Erbschaft (etwa 20,000 Th.) an. Wie er später selbst sagte, glücklicherweise, wurde dies Anerbieten des Minderjährigen vom Staatskanzler Hardenberg abgelehnt.

Mit dem Neuen Testament, Faust und Wallenstein im Tornister trat Thadden mit seinem Regiment, welches zum York'schen Korps gehörte, den Marsch an. Gleich beim ersten Zusammenstoß mit dem Feinde, in der Schlacht bei Bautzen am 21. Mai, wurde er durch eine matte Kugel am linken Oberarm verwundet. In Schweidnitz, im Hause des Generals Grafen Wartensleben, pflegte ihn Mutter und Schwester und er erholte sich bald. Immerhin erinnerte ihn die geheilte Wunde als Wetterglas lebenslang an seine erste Kriegsthat.

Nach dem Waffenstillstand konnte Thadden zu seinem Regiment zurückkehren und die Schlacht an der Katzbach mitschlagen. Der kaum dem Knabenalter entwachsene Jüngling ertrug außerordentliche Strapazen; mehrere Tagemärsche mußte er barfuß machen, weil sein Schuhwerk beim Durchschreiten des Flußes ganz aufgeweicht war.

In dem Gefecht bei Wartenburg verlor er seinen Bruder Leopold, der bei den schwarzen Husaren stand und dort von einer feindlichen Kanone überfahren wurde. Adolf v. Thadden fand beim Elb-Uebergang Gelegenheit sich auszuzeichnen. Es fiel im die Aufgabe zu, die Schiffsbrücke, auf welcher das York'sche Korps über den Fluß gegangen war, zu verbrennen. Die bei Nacht den Strom hinabtreibenden brennenden Fahrzeuge waren ihm ein unvergeßliches Schauspiel. Auch die Völkerschlacht bei Leipzig hat er mitgemacht; im Dorfe Möckern unterhielt er mit seinen Füsilieren aus einer Lehmgrube heraus ein wirksames Feuer auf den Feind.

Nun folgten die Wochen, in welchen Thadden, wie er später oft scherzend berichtete, den Kaiser Napoleon und seine Armee vor sich hertrieb, wie eine Heerde Gänse. Freilich habe er Genossen gehabt, fügte er vertraulich hinzu, die ihn bei dieser Jagd unterstützten!

In der Neujahrsnacht 1813—14 setzte Thadden mit dem ganzen preußischen Heer bei Caub über den Rhein, zuerst in lautloser Stille, dann, als die Uebermacht das jenseitige Ufer

erreicht hatte, mit Hurrah-Geschrei den Feind mit Schrecken erfüllend. Auf der Brücke begegnete er dem ihm von Berlin her bekannten Leopold v. Gerlach, und in der Begeisterung dieses weltgeschichtlichen Augenblicks tauschten sie einen Kuß mit einander.

Eine lange Reihe von Kämpfen hatte das York'sche Korps auf französischem Boden zu bestehen.

Aus dieser Zeit hob er oft den Feldgottesdienst hervor, der nach der Schlacht bei Chalons sur Marne gehalten wurde auf der beschneiten Ebene, den Catalaunischen Feldern, auf denen vor Jahrhunderten das Urbild des modernen Attila aufs Haupt geschlagen war. Eine Kanzel auf solcher Stätte war an und für sich schon eine gewaltige Predigt. Der Pfarrer dieser ecclesia militans war der als Dante-Forscher bekannt gewordene Prediger Dr. Blanc. Thadden, welcher den würdigen Herrn noch 1851 in Halle besuchte, rühmte besonders von ihm, wie er in Gefechten, den Kugelregen nicht achtend, vor den Reihen seiner bewaffneten Beichtkinder geritten wäre. So hätte er sie ermahnt, ihre Sünden zu bereuen, sie zum Kampf gestärkt und zum Tode vorbereitet.

Die dem siegreichen Einzuge in Paris vorangehenden Kämpfe auf dem Montmartre waren für Thadden heiße Stunden. Sein Bursche, ein wackerer Kurmärker, nahm, um seinem eben erst achtzehnjährigen Herrn eine Erleichterung zu verschaffen, dessen Tornister auf seinen eigenen. Ein französischer Kürassier wollte dem unverdrossenen Lastträger mit einem Streich den Garaus machen, aber der Hieb traf glücklicherweise nicht den Hals des braven Burschen, sondern den Offizierstornister. Dabei war die Feldflasche des Soldaten zertrümmert worden und hatte ihren Inhalt auf die Bibliothek des Lieutenants, das Neue Testament und Schiller's Wallenstein, ergossen.

An dem feierlichen Einzuge in Paris durfte Thaddens Regiment nicht theilnehmen, weil die Leute, durch die Kriegsstrapazen freilich übel zugerichtet, zu schlecht aussahen.

Trotzdem befand sich der junge Offizier in der heitersten Stimmung. Auf einem Dorfe in der Nähe von Paris einquartiert, und mit der Vertretung seines Hauptmanns betraut, benutzte er dessen Abwesenheit, um seiner Kompagnie noch zu einer besonderen Einzugsfeierlichkeit zu verhelfen. Er miethete viele Dutzend einspänniger Fiaker und fuhr mit seinen Leuten in langer Wagenreihe in Paris ein und bei dem café des mille colonnes vor und traktirte sie hier mit Kaffee und Gefrorenem — wahrscheinlich ein zweifelhafter Genuß für die guten Märker.

Bei dem Feldzuge in Frankreich war es, wo Thadden herzliche Freundschaft schloß mit dem Grafen Christian zu Stolberg, dem Sohne des Dichters Friedrich Leopold. Dieser schreibt an ihn:

Tatenhausen b. Bielefeld, den 25. August 1814.

Ich harre täglich und stündlich auf eine Antwort von Dir, lieber Bruder, auf den Brief, den ich Dir in den ersten Tagen dieses Monats dedicirte, und daß Du mich so lange darauf warten läßt, ist nicht recht von Dir, es sei denn, Du wolltest sie persönlich bringen, welches mir und uns Allen eine sehr große Freude wäre. — Und auch Dir, lieber Bruder, würde es hier froh und heimlich zu Sinne werden, und doch glaube ich nicht, daß Du kommen wirst; daß Du aber auf jeden Fall Dich nicht länger im Regiment herumtreiben, und recht bald Deinen Abschied nehmen mögest, darum kann ich Dich nicht dringend und inständig genug bitten. — Ich werde Ende Septembers — Anfang Oktober nach Berlin gehen, wie würde ich mich freuen, Dich dort zu finden, mit Dir zugleich unsere Studien dort anfangen zu können. Ueberlege das, mein Lieber, und mache es möglich. Auch Anton (Stolberg) wird wahrscheinlich um die Zeit in Berlin sein, Röder auf jeden Fall, und die mußt Du beide durchaus kennen lernen.

Daß ich übrigens hier nicht lange bleibe, das ist sehr gut und nöthig, denn mir wird gar zu wohl, und des Guten zu

viel ist ungesund und macht übermüthig. Es sind herrliche Tage, die ich hier an der Seite meiner holden Philippine (seiner Braut), mit meinen Eltern und Geschwistern lebe. Die Trennung wird mir hart fallen, sie ist aber nothwendig und unvermeidlich, und da einmal geschieden sein soll, so ist kein Aufenthalt mir erwünschter, als Berlin.

Meine Eltern, Julia und Philippine vereinigen ihre Bitten mit den meinigen, daß Du herkommen mögest. Und Du wirst es doch nicht, faule Fliege?

Was mich unbeschreiblich rührt, ist die überaus große Liebe, mit der mich meine Angehörigen, vom Größten bis zum Kleinsten, behandeln, sogar die kleinen Jungens hängen mit solcher an mir und bestürmen mich mit Gefälligkeiten aller Art. Es sind alle herrliche, kräftige Bengels, wenn von dem Erbfeinde (den Franzosen) die Rede ist, so werden sie alle blaß und roth und glühen vor heiligem Zorn und heiliger Liebe. Dabei kann ich Dir nicht sagen, welcher schöne, wahrhaft fromme Sinn unter ihnen ist. Recht liebe Jungens, wie sie das Vaterland brauchen wird, deren Aller ich wirklich nicht werth bin. — Eine kleine 4jährige Schwester von mir sagte neulich still vor sich hin: „Wenn Franzosen und Preußen kommen, so gehe ich zu Preußen und nehme einen Säbel und haue Franzosen todt und bringe sie in die Küche und brate sie und esse sie auf.“ — Alle die Jungens, 6 an der Zahl (ich der 7.), seufzen nach Krieg mit den Franzosen. Der Alte freut sich im Stillen darüber, schilt aber fleißig über uns Cannibalen, die aber verstockt und taub in dieser Hinsicht sind. Dieser Gegenstand hat mich einigemale in etwas heftigen Wortwechsel (heute entstand ein solcher bei Gelegenheit des Französisch-Lernens von Julia's Kindern) mit meinen Eltern gebracht. Ist das Gewitter vorüber, so wendet er sich zu Philippine: „Mache Du ihn doch etwas zahm.“ Philippine will mich eben nicht zahmer haben und so bleibts beim Alten.

Nun einige Aufträge: Wenn es Dir möglich sein sollte, mein rückständiges Tractament aufzutreiben, so schicke es mir.

Wenn meine Medaille (daß sie nur von 1814 ist, das sei Gott geklagt und der weiß, daß dies nicht meine Schuld ist) da ist, so schicke sie mir; das Band früher zu tragen, als ich sie bekomme, ist mir ekelhaft.

Lebewohl und antworte bald. Mit treuer Liebe

Dein Stolberg.

— Ach lieber Herzensjunge, was ist doch so eine herrliche, fromme und holde Jungfrau für eine liebliche Blume im Garten des Herrn, und von einer solchen geliebt zu sein, welches Glück, welche Gnade des gütigen Vaters, wie erquicklich und belebend. Möge Dir bald auch dieses Glück zu Theil werden, lieber Thadden, wie würde ich mich dessen freuen.

Lebewohl, lieber Bruder, Gott segne unsre Freundschaft, lasse uns beide theilnehmen an seiner Liebe, die von ihm herkommt und zu ihm führt und gebe Dir heitern Sinn und frohe Tage. Grüße auch Blanc.

Um den ledigen Platz zu füllen, will ich Dir einen Vers, den mir mein Vater in ein Buch schrieb, hier hinsetzen:

τὰ καλὰ ἐπὶ τοῖς ἀγαθοῖς
Das Gute zum Schönen.

Das Schöne ist nur schön, weil es Abglanz ist
Von Dir, Urschöne! Gut ist das Gute nur
Weil ausgestrahlt von Dir, des Schönen
Urquell, des Guten, des Segens, der Liebe!

Den Winter 1814—15 verlebte Thadden in Berlin im Umgang mit gleichgesinnten Freunden, zu denen besonders die Brüder Leopold und Ludwig von Gerlach gehörten, ferner zwei Brüder von Senfft, Lancizolle, Rappard, Seegemund, Focke, Goetze, Plehwe — der später ein trauriges Ende nahm —

Holweg, Brentano, Christian Stolberg. Bei einem Besuch fand dieser Letztere einst Thadden nicht zu Hause und schrieb auf den Deckel eines Heftes: „Dieser Kerl hat furchtbar viel in seinem Kopf". Ludwig von Gerlach, den Freund seines Lebens, hatte er bei Niebuhr, wo derselbe in Pension war, auf einer Kommode sitzend, kennen gelernt.

Napoleons Rückkehr von Elba rief Thadden mit vielen seiner Freunde wieder ins Feld. Christian Stolberg schreibt an seine Mutter vom 8. Mai aus Luxemburg:

Thadden macht mich sehr glücklich, der ist reinen Herzens, wie wenige und demüthig wie ein Kind. Ich kann mich oft des Gedankens nicht erwehren, daß Gott ihn zu sich nehmen werde, und das gönne ich ihm. Es ist rührend zu sehn, mit welcher verklärten Heiterkeit er jedesmal spricht, wenn vom Bleiben die Rede ist. Von der Welt ist er nicht für einen Heller, auch halten ihn die meisten unserer Ochsen für verrückt, exaltirt, u. s. w., haben doch aber gewaltigen Respect vor ihm. Wie ein 20jähriger Jüngling, der seit seinem achten Jahre Soldat ist, sich so engelrein hat erhalten können, läßt sich ohne ein Wunder nicht erklären.

Clemens Brentano hatte von Thadden gesagt: „Der kommt nicht wieder, der gehört zu den Bleibrigen" — eine Prophezeihung, die — zum Segen für weite Kreise — nicht in Erfüllung ging. Die arme Erde bedarf auch solche, die für den Himmel bereitet sind.

Er focht bei Ligny und Waterloo mit. Das Beispiel todesmuthiger Unverzagtheit, mit welchem Blücher nach der Niederlage von Ligny dem Heere voranleuchtete, verlieh seinen Schaaren die Zuversicht der Unüberwindlichkeit und machte auf Thadden einen tiefen Eindruck. Oft pflegte er in späteren Zeiten, wenn ihm etwas Widerwärtiges im staatlichen oder sonstigen Leben begegnete, zu sagen: „Das war Ligny, nun wird Waterloo folgen". Auf seinen Antheil an der Schlacht von Belle-Alliance blickte Thadden stets mit besonderer Genug-

thuung zurück. Er war der erste Preuße, welcher den Anschluß an die Engländer erreichte. „Ich kann das auch militärisch beweisen", pflegte er zu sagen; „ich befand mich auf dem rechten Flügel des I. Corps der I. Division, der I. Brigade, des I. Regiments, der I. Compagnie des I. Zuges, und wir waren rechts abmarschiert".

Bei Ligny starb sein Freund Christian Stolberg den Heldentod. Er war ein edler Jüngling, dem Thadden ein treues Andenken bewahrte. Noch nach 68 Jahren, an seinem letzten Lebenstage, sagte er: „Er war doch eigentlich mein bester Freund".

Am Tag vor seinem Tod hatte Christian an seine Braut geschrieben:

„Thadden sehe ich jetzt selten, da wir weit von einander liegen. Über meine übrige Umgebung schreibe ich Dir weiter nichts; es ist alles jämmerlich und traurig, und ohne allen äußern Anstoß unter lauter Nachrichten, mit denen man gar nichts theilt, ist es schwer auf Gott gerichtet und ohne Bitterkeit oder Gleichgültigkeit zu bleiben. Gerlach ist in den Generalstab gekommen und ist bei Blücher in Namur, wo ich ihn neulich sah. . . . Wir stehen hier etwa vier Stunden vom Feind und müssen stets marschfertig sein, ob wir morgen oder erst in sechs Wochen marschieren ist völlig ungewiß." . . .

Es fiel Thadden zu, den Tod des Freundes seinen Eltern anzuzeigen, indem er zugleich einige Sachen von ihm schickte.

Die Mutter des Freundes, Gräfin Sophie zu Stolberg, schrieb an ihn am 12. Juli:

Lieber Herr von Thadden!

Ich höre, daß Sie meinen geliebten Christian, Ihren treuen Freund, überlebt haben, daß Gott Sie in der Schlacht bewahrt hat. Sie beweinen ihn gewiß mit uns, wenn auch Ihre Thränen nicht so heiß und schmerzlich fließen als die unsern. An Sie, den er so innig liebte, wende ich mich, um

noch einiges von den letzten Monaten seines Lebens zu erfahren. Schreiben Sie mir, was Sie wissen, was Sie bemerkt haben. Hat er gar keine Papiere oder angefangene Briefe zurückgelassen, die man auf irgend eine Weise bekommen könnte — es sei in Luxemburg oder in Courcelle, wo er zuletzt stand, von wo aus er noch am 16., also wenige Stunden vor seinem Heimgang an seine arme Philippine schrieb? — Jedes, was ich bekommen könnte, wäre mir ein unaussprechlich theures Andenken, auch die Kleinigkeiten, die er im Gebrauch hatte, wären es mir, wenn es möglich wäre, sie zu bekommen. Schreiben Sie mir auch, ich bitte Sie inständig darum, was Sie von seinen letzten Augenblicken wissen, ist sein theurer Leichnam auf dem Schlachtfeld geblieben? waren Sie dabei, als er starb? O, schreiben Sie mir doch Alles, ich bitte Sie. Kommen Sie uns nahe auf Ihrem Rückzuge, so bitte ich Sie, uns zu besuchen. Jeder Freund unseres lieben seligen Sohnes wird uns eine liebe willkommne Erscheinung sein. Ach, ihn werden wir ja in diesem Leben nicht wiedersehen, aber Alles, was er liebte, ist uns so innig werth. Sagen Sie das auch seinem geliebten Freund Gerlach. Ist er und Herr von Röder und Böhmer unversehrt geblieben? Die arme Philippine hat am 4. in Wiesbaden durch einen andern Weg als durch uns, ihr Unglück erfahren; ich wollte zu ihr reisen, aber es war mir unmöglich. Mein Christian weiß gewiß, daß ich es nicht vermochte. Wir haben ihr einen Boten geschickt und sie dringend gebeten, zu uns zu kommen. So tief traurig wir auch sind, so freuen wir uns doch für unser liebes Kind in froher Zuversicht, daß Gott ihm barmherzig gewesen ist und danken ihm für so viele Gnaden, die er ihm erzeigt hat. Er vertraute allein auf Christus, und in Christus sind und bleiben wir vereint. Das ist unser Trost und unsre feste Hoffnung. Mein Mann und Julia grüßen Sie herzlich. Leben Sie wohl, lieber Herr von Thadden, der theure, brüderliche Freund meines Christians. Erhalten Sie uns Ihr

freundliches Andenken und besuchen Sie uns, wenn Sie können. Die Gnade Gottes sei mit uns.

Mit herzlichster Ergebenheit

Ihre Sophie Stolberg.

— Ich erbreche meinen Brief, um Ihnen meinen lieben Sohn Cai zu empfehlen, den armen einsamen Cai, den der Tod seines geliebten Bruders so ganz niedergeworfen hat. Seien Sie ihm ein Bruder und ein Freund, je näher Sie ihn kennen, je mehr werden Sie sein Herz, sein edles reines Gemüth schätzen lernen.

Nach dem zweiten Pariser Frieden blieb Thadden längere Zeit mit den zur Okkupationsarmee gehörenden Truppen in Sedan. Auf der Rückreise von Frankreich machte er einen Besuch bei den Eltern seines Freundes Christian Stolberg, und die trauernde Braut Philippine von Brabeck schenkte damals dem Freund ihres Geliebten eine gestickte Pfeifenschnur.

Als Premier-Lieutenant, mit dem eisernen Kreuz geschmückt, kehrte Thadden nach Berlin zurück, wo er eine Zeit lang die Kriegsschule besuchte, bis er seinen Abschied nahm.

Im Sommer 1816 unternahm er mit seinem Freunde Lancizolle eine Reise. Meistens zu Fuß durchwanderten die beiden jungen Männer Thüringen, Franken und Bayern. Sie machten in Nürnberg die Bekanntschaft des in christlichen Kreisen viel genannten frommen alten Kießling, in München sahen sie Goßner; auch Boos und Lindl, die Zeugen des Evangeliums in der katholischen Kirche, suchten sie auf, so wie andere gläubige Christen verschiedener Confessionen, und brachten viel Segen für sich und Andere mit.

Nach ihrer Rückkehr, im November 1816, schloß sich nun jener oben genannte Freundeskreis eng zusammen, eine Ecclesiola, wie Leopold von Gerlach es nannte. Sein Siegel und seine Weihe erhielt er durch eine gemeinsame Abendmahlsfeier in der Spittelkirche, nachdem der Prediger Anders von der

Brüdergemeinde in seinem Zimmer den Freunden eine Privat-Vorbereitung gehalten hatte.

Es war eine reiche schöne Zeit, die Thadden im Verkehr mit diesem Freundeskreis verlebte. Jugendlich unreif erscheint uns Späteren vielfach die Äußerung des damals wie aus langem Winterschlaf neu erwachten christlichen Lebens; dennoch möchten wir sie beneiden um die Innigkeit und Wärme, die Unerschrockenheit und Bekenntnißfreudigkeit. Es war ein edler, wenn auch theilweise ungesunder Pietismus, der in jenem Kreise herrschte, dem auch Thadden angehörte. Einer von ihnen pflegte später zu sagen, man hätte über dem zweiten Artikel des Glaubens den ersten vergessen. Vergessen oder nicht beachtet wurde, daß auch das natürliche Schöpfungsgebiet von Gott ist, und daher kam die schiefe Stellung und falsche Beurtheilung von Dingen und Verhältnissen, die nicht direkten Bezug hatten auf die Erlösung durch Christi Blut. Es war etwas in dieser Richtung von dem Irrthum, der in der alten Kirche die Einsiedler in die Wüste führte und im Mittelalter Klöster baute, aber wie damals aus den Klöstern viel Segen ausging, so auch aus diesen frommen Verbindungen, ein Segen, der noch heute uns, ihren Kindern und Enkeln, ein edles Erbtheil ist und ein Brunnen lebendigen Wassers.

Thadden und seine Freunde hatten zunächst in der Dreifaltigkeitskirche die geistvollen Predigten Schleiermachers besucht, der in der heiligen Schrift Tiefen der Erkenntniß nachwies, an die das damalige Geschlecht nie gedacht hatte. Indessen, wie seine Predigten auch das Bedürfniß nach wahrem inneren Frieden weckten und nährten, so vermochten sie es doch nicht völlig zu befriedigen, und so kam es, daß viele jener ernsten Männer in die Gertraudtenkirche gingen, wo der alte fromme Hermes das Evangelium mit Kraft und Einfalt verkündigte. Auch bei dem gottseligen Jänicke in der böhmischen Kirche fanden sie, was sie suchten. Thadden hatte Beide lieb, das Bild des alten Hermes hing immer in seiner Stube.

Er war damals ein eifriger Turner und besuchte den Turnplatz unter Jahns Leitung. Noch in seinem Alter erzählte er sehr ergötzliche Geschichten von seiner Turn-Liebhaberei. Wenn er und Ludwig von Gerlach in die Kirche gingen, ließen sie ihre Stöcke vor der Thür stehen und gingen nach Schluß des Gottesdienstes damit in die Hasenhaide, um Ball zu schlagen. Späterhin aber sprach er sehr empört über Jahns „heidnische Deutschheit".

Thaddens Mutter hatte eine Freundin, Frau von Oppen in Fredersdorf, und mit deren Töchtern Auguste und Emmy war seine Schwester Julchen befreundet. Es wurden häufige Besuche in Fredersdorf gemacht, und wiederum verlebten Oppens meist den Winter in Berlin bei Frau von Thadden. Die jungen Mädchen hatten gemeinsamen Unterricht und trieben schöne Künste zusammen. Thadden, unzufrieden mit den Opernarien, die sie sangen, nahm ihnen wohl die Noten weg und legte geistliche Lieder an ihre Stelle. Dem Christenthum nicht abgewendet, hatte doch sowohl Frau von Thadden als ihre Freundin mehr eine sentimentale, schöngeistige Richtung, sie hörten Ehrenberg gern predigen und lasen seine Andachtsbücher.

Thadden in seinem heiligen Ernst und jugendlichen Eifer schrieb damals einen Brief an Frau von Oppen, der, so eigenthümlich es uns berührt, daß ein junger Mann in dieser Weise an eine ältere Frau schreibt, doch einen tiefen nachhaltigen Eindruck machte. Dieser Brief läßt einen Blick thun in Thaddens Herz, das im Feuer der Liebe Christi brannte; wir finden darin gleichsam sein Glaubensbekenntniß und sein Lebensprogramm. Er schreibt:

Liebe gnädige Frau!

Ich habe zu viel Liebe in Ihrem Hause genossen, um nicht auch jetzt ein freundlich Gesicht erwarten zu können, wenn ich mal unaufgefordert und offenherzig über eine Sache spreche,

die allein von Wichtigkeit ist, ich meine die eine köstliche Perle, die wir haben müssen, und wenn wir Alles dafür hingeben sollten. Mit herzlicher Sorgfalt habe ich oft an Sie, gnädige Frau, und Ihre lieben Töchter, die ich von Herzen verehre, gedacht und mich gefragt, ob Sie auch wirklich im Besitz dieses einzigen unschätzbaren Kleinods sind, zugleich habe ich an meine eigne Brust geschlagen und mit Schmerz gesehen, wie traurig es noch mit mir selbst steht. Ja, lassen Sie uns nur offen bekennen, daß wir bei aller vermeinten und wirklichen Tugend noch weit, weit hinter dem Original zurück sind, dem wir nachtrachten; lassen Sie uns aufrichtig vor den Spiegel des göttlichen Gesetzes treten und sagen, wir sind arme elende Sünder und mangeln des Ruhms, den wir vor Gott haben sollen. — Gewöhnlich sprechen zwar die Menschen: ich bin ein schwacher unvollkommener Mensch, trachte aber nach Vollkommenheit, so gut ich kann; dann fallen sie in den alten Todesschlaf zurück, denken doch wunder wie tugendhaft sie sind und meinen, sich so um ein Billiges mit dem abzufinden, der Herz und Nieren prüft und einst Rechenschaft für die verborgensten Gedanken, ja für jedes unnütze Wort fordert. — Eine sehr gefährliche Ausgabe dieser Eigengerechtigkeit ist die Krankheit, die ich das poetische sentimentale Christenthum nennen möchte. Leider habe ich selbst darin bittre Erfahrungen gemacht. Es ist eine traurige Verwechselung des Schattens mit dem Wesen, ein Jagen nach Irrlichtern, die eine Zeitlang mit ihrem Glanz ergötzen und am Ende in Sumpf und Moder führen, eine verklärte Fleischlichkeit, ein bimbelnder Kitzel von süßen Empfindungen, die, wenns darauf ankommt, die Feuerprobe nicht halten, kurz ein elendes Surrogat für die heilige Speise, die allein auf ewig unser Verlangen stillen kann. Hierher gehören diese Selbstvollkommenen, die zwar oft von ihren Mängeln sprechen, aber eigentlich keinen Helfer brauchen. Sie leben nur so in der Alliance mit Gott, um gelegentlich so mit ihm schön zu thun, oder um ihm so en passant ein Compliment zu machen. Das

eine Wort: „Herr Jesu erbarme dich meiner" können sie nicht über die Lippen bringen. Bei allem Schellengeklingel von unsrer Bruderliebe lieben sie doch nicht die Armen und Häßlichen aus dem gemeinen Volk, sondern nur die, die einen gewissen Nimbus von Blüthenfülle und Bildung um sich haben, denn sie hassen das Kreuz und die Schmach Christi, sie wollen nur Blumenduft und Wohlgeschmack, aber nicht Lebensbrot, sie schmücken sich nur mit der Religion, die ihnen auch im Unglück wie's Riechfläschchen beim Ohnmächtigwerden dienen soll. So wärmen sie sich in ihren eitlen Gedanken herum und entfernen sich immer mehr von dem liebreichen Gott.

Wir müssen schmerzlich vor ihm bekennen wie oft wir ihn und sein theures Wort verachtet haben, wie oft wir ihm, wie einem langweiligen Menschen, den Rücken drehen und nach dem greifen, was gerade augenblicklich unsern Appetit reizt. Die Bibel sagt: man könne nur Gott oder dem Mammon dienen. Wer nicht mit mir sammelt, der zerstreut, spricht Christus. Fragen wir uns ernstlich, was haben wir bis jetzt zur Verbreitung des Reiches Jesu Christi gethan? kennen wir selbst ihn, den einzig Liebenswürdigen? oder suchten wir nur uns und unsere Atmosphäre liebenswürdig zu machen?

Wollen wir uns nicht auf's Gröbste belügen, wollen wir nicht immer durch die Brille unsrer Eigenliebe uns betrachten — so müssen wir unsre Noth, unser Sündenelend einsehen, was allerdings kein poetisches Schauspiel gewährt. Wenn wir aber so mühselig und beladen, geistlich arm und zerbrochnen Herzens, gleichsam wie der unter die Mörder Gefallene, nackt und zerschlagen am Wege liegen, so naht auch bald der zärtliche Freund, der Wein und Oel in unsre Wunden gießt, uns treulich pflegt, und der uns endlich mit Erbarmen hinauf zum himmlischen Jerusalem trägt. Ja, es ist kein anderer, als der Bräutigam der Seelen, der von sich selbst sagt: Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben, Niemand kommt zum Vater als durch mich. Darum kommt zu mir, folgt mir nach,

denn ich bin sanftmüthig und von Herzen demüthig; es ist kein anderer, als der noch jetzt von der ganzen Welt verachtete, gekreuzigte Gott und Mensch, Jesus von Nazareth; Er und kein anderer ist das Mittel, das Gott zu unsrer Seligkeit darreicht, Er, der treue Hirt, der bei uns ist alle Tage bis an der Welt Ende, Er selbst das Manna für den müden Pilger, Er das wiedererlangte Paradies, das durch die Sünde des ersten Menschen und durch eigne verloren war, Er allein die klare Quelle, aus der wir ewige Gesundheit und Jugend, ewiges Leben trinken.

Lassen Sie uns also mal Ernst machen und aus Dankbarkeit das sanfte Joch, die leichte Last tragen, die er uns auferlegt. Scheint uns dies oder jenes langweilig, überflüssig, so liegt es wahrhaftig nicht an der Bibel, sondern an unserer langweiligen Natur, an unserm verdorbenen Geschmack, der unempfänglich geworden ist für die lautre Milch des Evangelii. Ja wir wollen nicht mehr durch Gleichgültigkeit Den betrüben, der uns bis in den Tod geliebt hat. Ihn selbst müssen wir aus der Bibel heraus lesen, oder wir lesen nur Buchstaben, wie David bezeugt: Bei Dir ist die lebendige Quelle, und in Deinem Licht sehen wir das Licht.

Ich muß nun schließen. Ich habe nur ausgesprochen, was den Grund meiner geringen christlichen Erkenntniß ausmacht. Aber diese Sachen sind keine Neuigkeit für Sie, verehrte Freundin, und es kam mir nur drauf an, daß wir uns mal in ihm, unserm geliebten Seelenfreunde, unserm gemeinschaftlichen Gott und Herrn zusammenfanden. Auch muß ich Sie bitten, liebe gnädige Frau, in diesem Berichte nicht die Ansicht einer besonderen Partei und Secte zu finden. Sofern sie biblisch ist, bin ich meiner Ueberzeugung göttlich gewiß, weil ich glaube, daß eher die ganze Welt lügt, ehe ein einziges Jota in der Bibel falsch ist, und bei aller Sündhaftigkeit, in der ich noch stecke, habe ich doch die Worte des Herrn erfahren: Wer diese meine Rede thut, wird inne werden u. s. w. Ich kann

nicht läugnen, daß ich das oben Gesagte auf Ehrenberg bezogen habe, der meines Erachtens durch seine christlich-heidnischen Parfümerien und durch sein velinpapiernes Christenthum unglaublichen Schaden angerichtet hat. Herzlich würde ich mich freuen, wenn ich diesem sonst so verehrten Mann Unrecht thäte, den ich aber jetzt unmöglich für einen evangelischen Lehrer kenne, d. h. für einen solchen, dem das Reich Jesu Christi über Alles geht."

Ludwig v. Gerlach in seinem Tagebuch schreibt über Thadden und die Art ihres Verkehrs:

„13. Oktober 1817. Plehwe ist fort nach der Wartburg zum 18. — Thadden sagte, Plehwe sei noch mehr in seinem (wunderlichen) Wesen festgerannt . . .

Gestern früh war ich mit Thadden, seiner Mutter, Schwester und den drei Fräulein Oertzen in dem Gottesdienst der Brüdergemeinde. Anders predigte über: „Wachet" . . . für mich sehr treffend und erbaulich."

„2. Januar 1818. Heute waren Cajus (Stolberg) und Thadden hier. Als Cajus weg war, kam das Gespräch auf Plehwe. „Der schimpft wohl jetzt auf uns", sagte Leopold. Thadden: „Etwas; er findet, ihr ginget zu leichtsinnig mit N. N. um, und das finde ich auch. Ich weiß wohl, daß aus dem wahren Christenthum Heiterkeit kommt, aber sie ist anders. Ist das wohl eine wahre christliche Freundschaft, die zwischen euch und N. N.? Leopold sagte, das sei nur innerlich richtig, die Aeußerung könne Thadden nicht angreifen. „Warum — sagte Thadden — könnt ihr Christi Namen nicht nennen? ist das nicht Feigheit? Ihr seid recht fromm, geht zu Hermes in die Kirche, seid gegen alle Leute recht liebreich — aber dabei bleibt es auch. Ich glaube nicht, daß die Apostel so mit ihren Mitchristen gelebt haben. Wenn sie zusammen kamen, beteten

und sangen, so amüsirten sie sich so gut als ihr." Er protestirte gegen alle pietistische Geberden und fromm thuendes Außenwerk — „aber, ist es wohl recht, immer so mit einander zu leben? Das hat schon Viele von Euch abgestoßen. Wenn ich denke, wie wir zusammen kamen (Lancizolle, Seegemund, Böhmer, Poyda, Bethmann-Holweg, Rappard) und einen Choral sangen, und in der Bibel lasen — ich kann mir nichts Schöneres denken, als christliche Gemeinschaft. Der vorletzte Sylvesterabend, wo wir so zusammen waren, war der schönste Tag, den ich mir lange besinne, ich hatte großen Segen davon. Wenn ich so im Neuen Testamente lese — wie so ein Paulus ausgesehen haben muß, ich glaube, ein rechter Christ kann nicht so aussehen wie N. N." Ich hatte ruhig zugehört, Clavier spielend. Es traf und rührte mich sehr. Als er aber dies sagte, antwortete ich: „weißt Du denn, wie ein wahrer Christ aussehen muß? das wäre ja ein wahrer Bilderdienst, ganz gegen das 1. Gebot." Leopold erzählte von einem Bischof, der einmal gefragt wurde, ob er glaube, daß alle Heiden verdammt werden? „Nein," sagte er. „Aber," fuhr der Frager fort — „es steht doch in der Bibel, ohne Christum könne Niemand selig werden". „Gewiß nicht, aber wißt ihr denn, wie viel die Heiden von Christo haben? Und die sahen doch gewiß noch weniger wie Christen aus, als N. N." Thadden sagte, er wolle nicht richten sondern nur freimüthig seine Empfindungen sagen. Das Alles sprach er so milde, einfach und herzlich, so ohne alle Anmaßung, daß auch nicht eine Spur von Hofmeisterei dabei blieb, die etwa in den Worten zu liegen schien. „Ich weiß nur ein Beispiel von einer rechten christlichen Heiterkeit", sagte er weiter, „Anders [Prediger der Berliner Brüdergemeinde, später Bischof in Nordamerika] den solltet Ihr kennen".

Leopold vertheidigte die Scheu vom Heiland zu reden, sie sei ein Zeichen, daß der Ort, die Gelegenheit, die Kraft nicht da sei, überzeugend und eindringlich zu reden. „Aber, soll die

Gelegenheit nie da sein?" sagte Thadden, „und ist es eure Kraft allein und nicht Gottes Kraft, die dann wirken soll?" So redete der gute Thadden fort, mit innerer Wehmuth und geheimem Widerstreben, das aber seine Ueberzeugung freimüthig auszusprechen ihn nicht hindern konnte. Mir schien manches zu scharf, zu buchstäblich, ich widersprach ihm zu viel, obschon ich ihm auch sagte, daß ich das meiste anerkennen müßte. Leopold war tief bewegt. Nachher sagte ich zu Thadden, er erläutere das Christenthum nicht, wie Paulus den Atheniensern ihren unbekannten Gott, so müßte ihm ein Mensch wie N. N. immer fremd bleiben und er könne nicht so auf N. N. einwirken, wie Leopold. — Aber, darf ich Thadden vorwerfen, daß er nicht eingehe auf mein trübes, kaltes Wesen und sich am Buchstaben stoße — während ich selbst von der anscheinenden Schärfe seines reinen Herzens mich habe abstoßen lassen? Ich bin ihm nie so gut gewesen, als jetzt. Er ist voll Liebe und duldsam; aber zu rein, um jemals mit dem Teufel zu accordiren. —

Thaddens Schwester Julie heirathete im Januar 1818 den Grafen Reichenbach und zog mit ihm nach Schlesien, wo er sie dann öfters besuchte.

Der zweite Bruder Wilhelm war inzwischen auch gestorben, als Student am Nervenfieber.

Thadden dachte nun auch daran, sich anzukaufen, wollte aber vorher einen Kursus in der Landwirthschaft durchmachen und ging zunächst nach Möglin zu dem berühmten Thaer, dann nach Oberschlesien auf die Güter des Grafen Haugwitz, zu dem Administrator Bürde, der ein ernster, christlich gesinnter und gebildeter Mann war, der später Landrath wurde, und mit dem er befreundet blieb bis zu dessen Tode.

Am Charfreitag 1818 schreibt er an Gerlach und bittet um Beiträge zu polnischen Traktätchen für Oberschlesien. Er fordert „alle Bekenner der guten Doktrin, namentlich Alle,

welche in jener hochmüthigen Kneipe (der Maikäfer) zusammen kommen, und welche ich herzlich grüße", dazu auf. Ferner schreibt er:

„Was ich an Dir auszusetzen habe, ist ehrlich gesagt, Folgendes: Ich glaube, daß Du das Christenthum zu objektiv auffaßt. Du hast, scheint mir, eine schöne christliche Erkenntniß, die sich auf Anerkennung der eigenen sündlichen Natur und auf die Annahme der in Christo dargebotenen Gnade und Wahrheit gründet. Insonderheit halte ich es für eine besondere Gnade, daß Du und Deine älteren Brüder schon seit längerer Zeit von der Schleiermacherschen Ketzerei los bist, wohin besonders die seelenmörderische Lehre von der Congruenz der Vernunft und Gnade oder des heiligen Geistes gehören mag. Aber, sagt Menken, mit der schönsten Erkenntniß, mit den besten Handlungen ist Gott wenig gedient, er will unser Herz, und zwar ganz haben, weil Er ein überaus freundlicher liebreicher Gott ist. Es fragt sich daher vor Allem, ob wir so weit der Sünde und uns selbst abgestorben sind, daß wir wirklich das verborgene Leben in Christo mit Gott haben, ob wir wahrhaft in seliger Gemeinschaft des Herzens mit dem Bräutigam unserer Seelen stehen, der uns unermüdlich mit tausendfacher Liebe zu sich lockt, der unablässig in Worten und Werken die Frage uns vorhält: Hast Du mich lieb? Wohl uns, wenn wir bei allem Gefühl unserer Erbärmlichkeit mit Petrus ausrufen können: „HErr, Du weißt, daß ich Dich lieb habe." Wie ekel schal und flach und unersprießlich scheint mir das ganze Treiben dieser Welt gegen den Geschmack des Friedens, den ein armer Sünder, ein geistlich armer in dem demüthigen Umgang mit seinem Gott und Heiland hat.

Wie ich selbst dagegen gesündigt habe, wie oft ich den heiligen Geist betrübt habe, wirst Du aus meinem kalten, todten verstockten Wesen genugsam empfunden haben. Ich glaube, daß Dich die vielen anvertrauten Gaben und Erkenntnisse sehr

bedenklich machen müssen, weil Du einst viel zu verantworten hast.

Es giebt heut zu Tage leider gar zu Viele, die mit dem Christenthum schön thun, sich damit schmücken und parfümiren, die wohl Christum, den schönsten unter den Menschenkindern, aber nicht Christum, den allerverachtetsten, an dem keine Schönheit war, lieben. Sie gehen dem König der Ehren entgegen, wenn Ihm Palmen und grüne Zweige gestreut werden und rufen Hosianna — bleiben aber weit dahinter, wenn er in Knechtsgestalt in die Hände der Sünder überantwortet wird und über Gethsemane nach Golgatha geht.

Unter diesen giebt es comödienhafte Naturen, welchen es prosaisch oder gar degoutant vorkommt, wenn man ihnen vom Blut oder Angstschweiß Jesu für unsere Sünden spricht, worin sie auch recht haben, aber der Aussatz der eignen Sünde ist wahrlich noch prosaischer und degoutanter. Unter diese Klasse möchte ich sämmtliche Poeten rechnen, welche dem Christenthum so gelegentlich ein Compliment machen, wenn sie nicht gar wie Goethe einen offenbaren Ekel zeigen. Leider habe ich auch zu bitter diese Sünde in mir geschmeckt."

Gerlach sagte, indem er auf jene Zeit zurückblickte: „Thadden war mir in wesentlicher Wahrheit weit voraus."

Sein jüngster, damals 16jähriger Bruder Otto v. Gerlach schreibt:

Thaddens herrlicher Brief an Ludwig hat einen tiefen Eindruck auf mich gemacht. Welch ein Mensch! Ich weiß nicht, ob ich ihn mehr hochachten und bewundern oder aus ganzer voller Seele lieben soll. Das ist ein wahrhaftiger Israelit, in dem kein Falsch ist. Ich dachte bei mir, es sind doch nun schon zwei Menschen Dir in Deinem Leben vorgekommen, bei denen Du an Lavaters heureka und an sein schönes Wort und seine Erfüllung denken konntest: „Was ich dir mehr

als Alles auf die Seele binde ist: Suche Christen. Ein echter Christ ist mehr werth, als hundert Bände sogenannter Beweise der Wahrheit der christlichen Religion." Ja wohl! Welche außerordentliche Gnade von Gott ist das! Welche Aufforderung für mich zu allem, was mir gut und göttlich scheint, Menschen gefunden zu haben, in deren reinem Spiegel man sich selbst beschauen kann, ja bei deren erstem Anblick der erste Gedanke ist: Wie bist du? Wie verhältst du dich gegen sie? Wie klein, wie elend!"

Mit dem jungen Grafen Haugwitz unternahm Thadden damals eine Reise in den Süden, die ihn bis Venedig führte. Dort aber mußte er umkehren, weil ihm das Reisegeld ausgegangen war, und trat nun wieder in Berlin in die alten Kreise ein.

Schon oben wurden drei Fräulein von Oertzen erwähnt. Sie waren die Töchter eines Mecklenburgischen Edelmanns, der die Trieglaffer Güter in Pommern besaß. Nachdem der Vater in der Schlacht bei Leipzig gefallen war, lebten sie mit ihrer Mutter in Berlin, wo sie mit Thaddens Mutter und Schwester befreundet wurden. Der religiöse Standpunkt der Eltern muß ein recht eigenthümlicher gewesen sein, denn Ida, die älteste Tochter, wußte vierjährig noch nichts von Gott. Da sprach sie einst den Namen Jesus leichtsinnig aus; ein Dienstmädchen, die es hörte, verbot ihr dies und sagte, Er sei der Sohn Gottes, der alle Dinge gemacht habe. Seitdem richtete das Kind Gebete und Verse an Gott und Jesum, sagte aber statt des Namens Jesu immer: hm! weil ihr das Mädchen Schweigen geboten hatte, sonst käme sie aus dem Dienst; die Eltern hätten das Reden davon verboten. Die Schwestern, Ida und Jettchen, haben dann für ihre Puppen, ihre Puten u. s. w. gebetet.

Als Jettchen im 8. Lebensjahr stand, eröffnete ihnen ihr Vater an einem Sonntag unter den hochschattigen Eschen am

Trieglaffer See, daß im Himmel über uns Gott wohnte, dem wir Rechenschaft geben müßten von allem, was wir auf Erden gethan. Dies ließ sie aber ziemlich kalt. Später, als sie Chateaubriands „Martyrs“ gelesen hatten, faßten sie den Entschluß, sich ganz dem Herrn zu ergeben, und schlossen darauf einen Bund mit ihrer Freundin Emilie Osten, mit der Verabredung, nie davon zu sprechen. Auguste, die jüngste Schwester, wurde, obgleich sie es wünschte, als zu jung, nicht in den Bund aufgenommen. Als ihr Hauslehrer Flotho über religiöse Dinge sprach, war ihnen dies, wegen des Heiligthums ihres Geheimnisses, sehr zuwider. Später ertheilte ihnen dann Hermes in Berlin den Konfirmationsunterricht, und als er sie über die Erlösung durch Christum belehrte, da sagten sie zu einander: „Nun wissen wir, warum wir den Herrn lieben!“

In Berlin eröffneten sich den jungen Mädchen reiche Quellen geistigen und geistlichen Lebens. Henriette lernte Englisch bei dem jungen Tholuck, sie trieb Zeichnen und Malen mit Talent. Sie verkehrten in den Kreisen, die durch Schleiermacher einerseits, durch Jänicke, Hermes, den Baron v. Kottwitz andrerseits angeregt waren, und so lernte Thadden sie kennen. Der gemeinsame Glaube, die gemeinsame Liebe zog sein Herz in inniger Liebe zu der achtzehnjährigen, lieblichen Henriette. In einem uns freilich jetzt sehr merkwürdig vorkommenden Brief hielt er um sie an. Er schrieb an Frau von Oertzen:

Liebe gnädige Frau!

Ich bitte Sie über Folgendes nicht zu erschrecken, sondern es mit einem sanften und freundlichen Sinn zu lesen:

„Ich halte hiermit um die Hand Ihrer 2ten geliebten Tochter Fräulein Jette an.“

Nach meiner geringen christlichen Erfahrung kann ich bei einem so wichtigen Schritt nichts thun, als — nach aufrichtiger Prüfung meines von Natur verdorbenen Willens und unter herzlichem Gebet, bei dem ich mich im Staube vor dem

demüthige, der Herz und Nieren prüft, und dem die verborgensten Gedanken unseres Herzens offenbar sind — erwägen und handeln, wobei der zärtliche Freund unserer Seele aber noch tausendfach Gelegenheit hat, uns durch Warnung und tröstlichen Beifall seine freundlichen Absichten nahe zu legen. Ach, aber ich weiß nur zu sehr, wie gern wir unseren gauklerischen Kitzel von süßen Empfindungen mit dem Beifall Gottes verwechseln, und so trete ich denn noch jetzt vor meinen gnädigen Herrn und bete: Liebreicher, erbarmender Gott, der Du uns arme Sünder wahrhaft lieb hast und uns in diesem armen Leben zur Freude und Erquickung den Stand heiliger Ehe verordnet hast, daß wir darin in gemeinsamer Liebe Dir dienen mögen in ewiger Gerechtigkeit, Unschuld und Seligkeit: laß auch mich dieser erfrischenden Gnade theilhaftig werden. Ja preiswürdiger Heiland, der Du in den Tagen Deines irdischen Wandels auf der Hochzeit zu Kana so liebreich unsre Freude getheilt und vermehrt hast, Dich so menschlich zu uns bekannt hast, bekenne Dich jetzt auch zu mir und schenke mir aus Gnaden die, welche ich mir mit meinen schwachen und blöden Augen zu einer Lebensgefährtin ausersehen habe, und bitte Dich demüthigst, Du, der Du die Herzen der Menschen lenkst wie die Wasserbäche, lenke auch unsere Herzen dahin, daß dieses Vorhaben zu unserm ewigen Heil und seligen Leben ausschlagen möge; — ist es aber gegen Deinen heiligen Willen, so bitte ich Dich ebenfalls flehentlich dazwischen zu treten und darauf zu schlagen, daß ich es sehe, meine eitle irrige Absicht erkenne, Dich und Deine Liebe fortan walten zu lassen, mit mir zu machen was Dir beliebet, von mir zu nehmen, was Dich betrübet. Amen.

Erlauben Sie mir nun auch, gnädige Frau, in dieser Empfindung mich frei und offen über das Wichtigste weiter erklären zu dürfen! Es muß Ihrem mütterlichen Herzen nahe liegen zu erfahren was mich gerade zu der Bitte um Ihre 2te Tochter bewegt hat, und da kann ich nichts antworten, als

daß ich Ihre gesammten Töchter von ganzer Seele liebe und verehre, daß ich aber für Fräulein Jette eine besondere herzliche Neigung habe und nach bester Erkenntniß glaube, daß wir vortrefflich zu einander passen. Dabei muß ich Sie bitten, mir dies nicht für Hochmuth auszulegen, als ob ich mir einbildete, mir irgend eine Wahl anmaßen zu können. — Andererseits, da ich vermuthe, daß Fräulein Jette, wie ich ihre Grundsätze kenne, sich mit gänzlicher willenloser Hingabe in den Willen des Herrn fügen wird, so muß ich sie ebenfalls auffordern, in angelegentlichem Gebet um Klarheit zu bitten und dann ihrer besten Ueberzeugung und Empfindung zu folgen, da wir doch dereinst vorm Altar nach Lutherschem Katechismo auf die Frage: „Willst Du — den — zum ehelichen Gemahl haben?“ mit Ja oder Nein antworten müßten. Bis dahin steht ihr der Zurücktritt offen, wenn sie fürchten sollte an ihrem zeitlichen und ewigen Glück Schaden zu nehmen. Sollte hingegen Fräulein Jette, was ich fast nicht glaube, eine entschiedene Abneigung gegen mich haben, oder sich ein anderes wichtiges Hinderniß finden, so würde ich, wiewohl mit Schmerz, darin die warnende, züchtigende aber liebende Führerhand meines Gottes erkennen, mich meiner unzeitigen Wünsche begeben und mit Wehmuth aussprechen: Den meine Seele liebt, hat nimmer seines Gleichen, drum soll auch dieser Lieb', all andre Liebe weichen. — —

Schließlich bemerke ich noch, da Sie meinen Lebenswandel und mein bischen Gesinnung größtentheils kennen, so habe ich wohl kaum nöthig zu sagen, daß ich zur Bürgschaft nichts anderes, als ein armes, reuiges von Sünden zerschlagenes aber nach Erbarmung Gottes in Christo Jesu aufrichtig ringendes Herz stellen kann, daß ich aber auch von meiner Braut nichts anderes als ein für den gekreuzigten Christus lebendes Sünderherz verlange; und endlich brauche ich wohl nicht anzuführen, mit welchen Erwartungen der Liebe und Freude ich dann für Sie und Ihre geliebten Kinder der Zukunft entgegensehe, und so wiederhole ich denn nochmals meinen Antrag:

und halte hiermit um die Hand Ihrer 2 ten geliebten Tochter Fräulein Jette an im Namen Gottes meines Heilandes. Amen.

Mit herzlicher Verehrung und Liebe

Ihr

ganz ergebener

Adolph von Thadden.

Geschrieben den 1. März 1819 Nachmittag.

Thadden erhielt das Jawort und feierte seine Verlobung mit der liebenswerthen vortrefflichen Henriette, wobei der Prediger Anders von der Brüdergemeinde als Brautwerber figurierte. Ludwig von Gerlach, der nachmals Auguste von Oertzen heirathete, spricht von Jettchen, als von seiner „unausgesetzt treu liebenden Freundin", die „wohlthuend gewaltet mit ihrem klaren, kindlichen Verstand und reinem liebendem Herzen und Wandel".

Die Frage wegen eines Ankaufs entschied sich nun auch für Thadden, indem er aus dem Nachlaß seines Schwiegervaters, der sich in ziemlicher Verwirrung befand, Trieglaff mit dem dazu gehörigen Güter-Komplex kaufte, nachdem er zunächst als Pächter eingezogen war.

Ludwig von Gerlach schreibt ihm damals, man könnte sagen, prophetisch:

„Bei dem Leben und Treiben hier auf dem Lande denke ich recht oft an Dich, lieber Thadden, und sehe Dich schon in Deinem künftigen Beruf als Gutsherr unter Deinen Unterthanen. Ich halte diesen Beruf für sehr wichtig und heilig für einen Knecht des Heilandes — vielleicht um so mehr, je weniger die meisten dies erkennen. Alle äußeren Verhältnisse und Verfassungen tragen noch das Gepräge einer größeren Familie und des freundlichen Sinnes, mit dem unsre christlichen Vorfahren darin lebten. Schneidend kontrastirt damit das heftige und ängstliche Jagen nach immer größerem Gewinn,

in welches besonders die Vornehmen, die Herrschaften hineingerathen sind und die gänzliche Entfremdung und Absonderung, besonders von den gemeinen Leuten, mit denen die Einigkeit des Glaubens und der Liebe kein Band mehr abgiebt und die nun, als ungebildet, oder (philosophischer) „ohne Idee" von dem aufgeklärten und humanen Zeitgeiste in den Koth getrieben werden. Ich male es mir manchmal aus, diese armen Leute durch Liebe zu gewinnen und als Herrschaft in eine wahre Gemeinschaft des Glaubens mit ihnen zu kommen. Aber dann fühle ich wieder bei den geringsten Anlässen meine Untüchtigkeit — nicht als ob es dabei eben auf große Talente ankäme, sondern nur auf ein gläubiges Herz, das sich selbst im Dienste unsers Herrn und Heilandd verleugnet." —

Von dem ernsten Verkehr des jungen Brautpaares zeugen Thaddens Briefe an Jettchen. Er schreibt am 28. Juni 1819:

„Heut ist mir außerordentlich wohl, ja übermütig zu Mute. Gestern vor dem Schlafengehn, nachdem ich in der Bibel gelesen hatte, warf ich mich mühselig und beladen auf meine Kniee und das hat sehr geholfen. Ich denke jetzt oft an Jacob und möchte ihm gern mit Weinen und Flehen nachkämpfen. Möchte mir endlich auch mal die Sonne aufgehen und ich mit hinkender Hülfe an Pniel vorübergehen. — Ich bin sehr vergnügt, mache Dir also keinen Kummer um mich, geliebtes Kind; es bleibt Alles beim Alten und „siehe, es muß Alles neu werden". — Ich möchte Mutter'n, meine lieben Kinderchen und meine lieben Freunde gar zu gern grüßen lassen, doch ist mir das Grüßen lange nicht gut genug, viel zu ordinär, und möchte ich zu diesem Zweck gar zu gern was Neues erfinden. . . .

Den 28. Oktober 1819.

„Gestern erhielt ich Deinen lieben Brief vom letzten Sonnabend, mein einzig geliebtes Kind, der mir diesmal ganz besonders zum Segen war. In den Tagen vorher war ich

untreu gewesen, und es stand recht traurig mit meinem Herzen. Einerseits hatte ich mir über mein zukünftiges Leben, was noch aus mir werden sollte, wo ich hinkommen würde ꝛc. viel Sorgen gemacht; andrerseits kam ich mir zu meinem Beruf schon sehr tüchtig vor, und ich hatte mich mit eitlen Kraftempfindungen in landwirthschaftlichen Speculationen und Phantasien herumgewärmt. — Obgleich ich wohl manchmal im Gefühl meiner Schwäche mit Bitten und Flehen ernstlich anhalte und auch dann beim Lesen der heiligen Schrift einzelne Gnadenrührungen nicht ausbleiben, so erkenne ich doch erst mein volles Elend, wenn mir mal wieder der Heiland in erbarmender Liebe vor die Seele tritt und mich auf das jammervolle Leben in der Entfernung von ihm aufmerksam macht. Dazu war Dein Brief (womit ich Dir aber keineswegs ein Lob ertheilen will) gestern eine Veranlassung, und ich kann wohl sagen, daß ich jetzt in einer sehr reuigen, gebeugten und zerschlagenen Herzensstimmung bin. Mein Gewissen sagt mir, wie sehr ich schon den Anspruch auf jene herrlichen Verheißungen, den eigentlichen Schmuck der Gläubigen, die herrliche Freiheit der Kinder Gottes (Röm. 8) durch Leichtsinn nnd Untreue verscherzt habe. — Wenn ich nun abermals, nach so vielen empfangenen und vergeudeten Wohlthaten, das Knie meines Erlösers umfasse und um neues Lebensbrod für meine verlangende Seele bitte, so kann mir der heilige Geist mit Recht vorhalten: „Es ist nicht fein, daß man den Kindern das Brod nehme und werfe es vor die Hunde“ — dann habe ich noch den reichen Trost aller Armen und Elenden, Mark. 7, 28 „Ja Herr; aber doch essen die Hündlein unter dem Tisch von den Brosamen der Kinder“, woran ich mich wohl zeitlebens zu halten habe. Ja wie fern muß ich mich noch von den Auserwählten fühlen, denen ihr Glaube zur Gerechtigkeit gerechnet ist, die da kommen aus großer Trübsal (die wirklich die Schmach Christi und nicht die Schmach ihrer Sünde getragen haben), die ihre Kleider helle gemacht haben im Blute des Lammes, die angethan mit

diesem hochzeitlichen Kleide, eingehen zu ihres Herrn Freude, zur Hochzeit des Lammes, die Rechte der Kindschaft zu genießen und die Krone des Lebens zu empfangen. — Wie sehr eine sich selbst zerfleischende Reue von wahrer bußfertiger Gesinnung verschieden ist, fühle ich immer mehr, da es mir an ersterer garnicht fehlt. — Mit dem krampfhaften Eindruck, mit dem sich die Sünde in das Gedächtniß zurückruft, ist noch nichts abgethan, da sie mir dann immer mehr von Seiten ihrer Häßlichkeit als von Seiten ihrer Schlechtigkeit verhaßt ist; nicht der Verlust an Ehre vor uns und andern, sondern der Schmerz und die Betrübniß, die wir durch unsre Sünde unserm mitleidigen Heiland zufügen, das ist es, was uns zu Herzen gehen sollte. . . .

Am 30. September 1820 wurde die Hochzeit in Charlottenburg gefeiert. Prediger Jänicke traute das fromme, edle Paar. In der Traurede sagte er u. a.: „Wenn der König vor mir stände und zu mir sagte, er glaube nicht an den dreieinigen Gott, so würde ich ihm antworten — hierbei nahm er sein Käppchen ab — „Majestät, allerunterthänigster Diener, Sie sind die elendeste unter allen Kreaturen!" — Nun, der König glaubte an den dreieinigen Gott, und das junge Paar glaubte auch an ihn, und darum waren sie selige Menschen.

Der Bräutigam hatte die Uhren vorgestellt, damit die Gäste sich bald wieder entfernen möchten — und die Kutscher nicht so lange zu warten brauchten! Sein Freund Rappard räumte dem jungen Paar auf einige Tage seine Wohnung ein. Am 4. October — einem Tag, der ihm immer besonders bedeutsam war — hielt er mit seiner jungen Frau seinen Einzug in Trieglaff unter viel Gebet und ernsten Vorsätzen. Was damals ihre Seelen bewegte, was ihres Lebens Inhalt wurde, das drücken am besten die von Thadden sehr geliebten Verse von Zinzendorf aus:

Der an dem Kreuz geschändet ward,
Von Seinem Volk verleugnet,
Und der nach Seines Reiches Art
Mit Schmach die Seinen zeichnet,
Ist mein und meiner Brüder Haupt,
An welches unsre Seele glaubt.

Indessen soll auf Seinen Ruf
Mein Herz Ihm willig dienen,
Und Seinem Dienste zu Behuf
Soll auch die Hütte grünen;
Es wisse, wer es wissen kann:
Ich bin des Heilands Unterthan.

II.

1820—1844.

Das Geräusch der Städte wird er fliehen,
Ohne Noth von seinem Sitz nicht ziehen.
Justus Möser auf einen Landedelmann.

Glänzet gleich das Weltgepränge,
Ist es lieblich anzusehn,
Währt es doch nicht in die Länge
Und ist bald darum geschehn.
Aber dort des Himmels Gaben,
Die mein Jesus inne hat,
Können Leib und Seele laben,
Machen ewig reich und satt.
Salomo Liskow.

Der Ort, der seinen Namen nach dem dreiköpfigen Wendengott Trieglaff führte, dessen Heiligthum in grauer Vorzeit hier stand, wurde durch Adolf von Thadden zu einem Heiligthum des dreieinigen Gottes, dem das junge Ehepaar von ganzem Herzen diente. Gleich nach ihrem Einzug wurden Tischgebet und Hausandachten eingeführt, zu denen sich allmählig nicht nur die Hausgenossen, sondern auch Leute aus dem Dorf, ja aus benachbarten Dörfern einfanden. Christliche Freunde und Brüder wurden in der Umgegend aufgesucht. Es war in dieser Zeit in Pommern die Bewegung im Gang, die sich an die Namen der drei Brüder von Below knüpft. Auf den Kanzeln herrschte weit und breit der vulgäre Rationalismus und bei manchen Pastoren ein ungeistliches rohes Wesen in einem jetzt kaum glaublichen Grade. Die Herren von Below, die aus jenen Berliner christlichen Kreisen, denen auch Thadden angehörte, den Anstoß zu neuem innern Leben empfangen hatten, suchten vergeblich die Geistlichen ihrer Patronatspfarren für die Wahrheiten des Evangeliums zu erwärmen. Sie wandten sich an die Gemeinden. Zu den Hausgottesdiensten in den Herrenhäusern zu Garz, Reddentin und Seehof fanden sich von Nah und Fern ernste Christen und verlangende Seelen ein. Karl und Gustav von Below predigten mit Geist und Kraft, ja die Erweckung ergriff alle Stände in solchem Grade, daß einfache Mägde in eine Art Verzückung geriethen und auf den Zehnspitzen stehend mit aufgehobenen Händen geisterfüllte Gebete sprachen. Von den Kanzeln wurden die Gläubigen angegriffen, bei den Behörden verklagt, die damals den Regungen geistlichen Lebens mehr als mißtrauisch gegenüberstanden. Es traten

Maßregelungen und Verfolgungen ein. Freilich waren manche Ausschreitungen vorgekommen, manch ungesundes Wesen. So zog sich ein Theil der Erweckten ganz auf die Innerlichkeit zurück und verwarf allen Gottesdienst und alle Predigt. Zwei Brüder von Below und andre mit ihnen wurden Gichtelianer — Theosophen, wie Thadden sich ausdrückte —; Heinrich von B. hielt sich von jeder kirchlichen Gemeinschaft fern.

Diese wichtigen Fragen traten gleich in den ersten Trieglaffer Jahren an Thadden und seine Gattin heran.

Der Ortspastor Winkelsesser war ein Vertreter der herrschenden Richtung, unfähig Thaddens Liebes- und Glaubenswärme zu verstehen oder ihm irgend welche Nahrung für sein geistliches Leben zu bieten.

Es wurde Thadden und seiner Frau Gewissenssache seinen geist- und glaubenslosen Predigten fern zu bleiben. Um so mehr wurden die Hausandachten und Privat-Gottesdienste gepflegt, und bald war Trieglaff ein Sammelpunkt der Gläubigen aller Stände.

Manche der gläubigen Laien gingen in jener Zeit so weit, das heilige Abendmahl selbst zu verwalten. Thadden hat es nie gethan, aber er ließ sich das Sakrament von einem gläubigen Geistlichen im Hause reichen. Bei solcher Gelegenheit weigerte sich Prediger Winkelsesser einmal die Abendmahlsgefäße zu schicken und ein Dimissoriale für den gläubigen Prediger Kalis zu ertheilen, weil alle Winkelkommunion gesetzlich verboten sei.

Dagegen ließ Thadden von weit her einen gläubigen Geistlichen kommen, weil sein frommer Schäfer Friedrich Wangerin sein Kind nicht von dem ungläubigen Pastor wollte taufen lassen. Als nun am 11. Oktober 1821 dem Thaddenschen Ehepaar die erste Tochter geboren war — Marie genannt — erbat sich der junge Vater wiederum ein Dimissoriale. Darauf antwortete Winkelsesser:

„Wenn Ew. Hochwohlgeboren das Zutrauen zu dem lutherischen Prediger Kalis in Zettin haben, daß er Ihr Kind besser und christlicher taufen werde als ich, so habe ich nichts dawider, und das wird wohl Dimissoriale genug sein.“

Ludwig von Gerlach beschreibt einen Besuch, den er um diese Zeit bei seinem Freunde Thadden machte:

Am 7. Juni 1821 kam ich zum erstenmal in Trieglaff an. Ich fand außer Thaddens: Ernst Senfft, die Mutter Oertzen mit Ida, Fritz und Caroline Focke, Carl und Gustav Below, Heinrich Puttkamer und Frau Luitgarde. Gleich wie ich hinkam, wurde „Allein Gott in der Höh' sei Ehr“ gesungen, auffallend laut, wie in einer Kirche. Es war in dem dreifenstrigen Zimmer parterre nach dem Hofe, welches Thadden, später mit ernstem ehrerbietigem Scherz „der Puritaner dumpfe Predigtstube“ nach Mortimer in Schillers Maria Stuart nannte. Schöner Eindruck der Wirthschaft und Hausordnung. Leider hatten wir viel mit den separatistischen Lehrmeinungen zu thun. In Bezug auf unbekehrte Prediger, nicht blos Neologen, waren sie ganz entschieden [daß man sie nicht hören dürfe]. Heinrich Puttkamer nannte es eine von meinen unerkannten Sünden, daß ich den Sonntag in die Kirche ging als der Einzige vom ganzen Hofe, was einen schneidenden Eindruck machte. Weniger bestimmt war man [in den Ansichten] über Prozesse, Militairstand, ob man Aerzte brauchen dürfe. Frau von Thadden war von dem Zweifel daran etwas eingenommen, Thadden behandelte solche Fragen nachdenklich — Senfft sehr leicht. Der unverkennbare Zusammenhang dieser Meinungen war mir warnend und lehrreich, zugleich aber ihr brennender Eifer und ihre Liebe zum Herrn gesegnet. Vorherrschend war ein heitrer, zärtlich liebender, oft — mir zu oft — in Scherzen übergehender Umgangston, besonders bei den Trieglaffern, ein Ton, der ein sehr liebliches Lebensmoment war. Der Ernst fehlte nicht, er war echt und tief, aber doch habe ich oft etwas mehr

Kopfhängen und Sauersehen gewünscht. Am Sonnabend Abend predigte Carl Below und Sonntag Heinrich Puttkamer in der Predigtstube. Diese und die gemeinen Landleute gewaltig donnernd, mir wenig zusagend. Senfft bildet sich zum regulären Prediger in still lieblicher Weise aus. Nach Heinrich Puttkamers Abendpredigt in Trieglaff fuhren wir in zwei Wagen, der eine offen und mit vier Pferden, durch die wahrscheinlich staunende Stadt Greiffenberg, wo der Ruf ertönte: „Da kommen die Frommen.“ Es ging nach Rützenow, dem Gute des Landraths, um — nicht den Landrath, von ihm war keine Rede — sondern einen gläubigen Bauern in seiner engen Stube zu besuchen, wo eine Betstunde gehalten wurde. Dieser Landrath hat sich einmal darüber freundlich in einem Brief beklagt, wie Thadden später meinte „mit Recht.“

Daß etwa Jemand in diesen Kreisen Tabak geraucht hätte, fiel als möglich keinem von uns auch nur von Weitem ein; die Phantasie reicht nicht aus, das Leben daselbst mit einer Cigarre in Verbindung zu bringen.

Die Tischgebete wurden oft gesungen, was mir besonders in größerm Kreise immer wohlgefallen hat; oft Verse, die keinen Bezug auf die Mahlzeit hatten, wie z. B. der 3. Vers des Liedes: O Welt, sieh hier dein Leben.

Die großen Fragen von dem Verhalten der Gläubigen zur Kirche, zum Predigtamt, besonders zu den Predigern und den Kirchen, die dem rationalistischen Unglauben dienen, beschäftigten unsere christlichen Kreise von nun an Jahre lang.“

Als 1822 Thaddens Freund, Ernst von Senfft, der Henriettens ältere Schwester Ida von Oertzen geheirathet hatte, das benachbarte Rottnow bezog, nahm die Bewegung einen neuen Aufschwung. Senfft hatte ungewöhnliche Predigtgaben, und der Zudrang zu seinen „Conventikeln“, wie die Behörden diese Privatgottesdienste nannten, war sehr groß und gab Anlaß zu neuem Einschreiten. Es liegen verschiedene Verfügungen vor, in welchen Thadden der Besuch von Betstunden in anderen

Dörfern, ebenso das Abhalten von Erbauungsstunden in größerer Ausdehnung untersagt wird. Oft nahmen an 200 Personen daran Theil. Thadden hatten weitläufige Verhöre deshalb zu bestehen, und diese Maßregelungen dauerten Jahre lang.

Er schreibt darüber an Gerlach:

„Aeußerlich berührt mich die Sache wenig, möchte sie mich nur innerlich recht an die Zeit erinnern, wo wir so froh und selig waren in Jesu bei dem Genuß Seines Fleisches und Blutes.“

Ein anderes Mal schreibt er:

„Ich erwarte in künftiger Woche den Exekutor, wegen 5 Thl. (Strafe) für eine Betstunde. Er wird mit einigen Hammeln abgefunden, nicht etwa bestochen, sondern die Hammel sollen ihm als Exekutionsobjekt hingegeben werden.“

Ferner:

„So sehr nun auch, wie ich in Aufrichtigkeit glaube, unsrerseits alles geschieht, um unser kleines bescheidenes Plätzchen in unserer lieben protestantischen Kirche zu behalten, und wir es gewiß dankbar anerkennen würden, wenn wir in aller Demuth es ferner so freundlich haben könnten, als es sich nach Anleitung des Wortes Gottes nur immer mit der Freiheit unsers Gewissens vereinigen läßt, so steht es doch dahin, ob wir es ferner behalten werden.“

„Was ist es doch für ein tiefes, schmerzensvolles Glück ein Christ zu sein!“ schreibt er an seine Frau. Ein Christ zu sein, als ein Christ auch den irdischen Beruf treu erfüllen, das sehen wir in Thaddens Leben.

Beten und Arbeiten ging immer zusammen. So ergriff er mit Eifer seinen Beruf als Landwirth. Unter siebenjähriger vormundschaftlicher Verwaltung waren die Güter sehr heruntergekommen. Der Acker war ganz unkultiviert, zum Theil Heideland, der Viehstand unvollständig und schlecht, wenig treue Leute vorhanden. Er legte sich hauptsächlich auf Schafzucht und brachte es etwa in 10 Jahren so weit, daß Trieglaff die

beste und feinste Schäferei in der ganzen Gegend war, die höchsten Wollpreise und den zahlreichsten Bockverkauf hatte. Obgleich die Mittel beschränkt waren, die Haushaltung mit Entbehrungen zu kämpfen hatte und das Leben höchst einfach war, trieb er doch diese Dinge mit einer gewissen Großartigkeit. Er machte Reisen nach Sachsen, Schlesien, Posen, um seine Kenntnisse zu vermehren und seine theure Böcke zu kaufen. Mit der Zeit kamen Bockkäufer sogar aus den russischen Ostseeprovinzen, wodurch freundschaftliche Verbindungen angeknüpft wurden, und andererseits manche Trieglaffer Leute einträgliche gute Dienste in Esthland fanden.

Eine große Hülfe war für Thadden sein Schäfer Friedrich Wangerin, der um des christlichen Herrn willen aus einem anderen Dienst zu ihm gezogen war. Mit großer Einsicht und Treue diente er ihm und bewährte sich darin bis ins höchste Alter. Er lebte als Patriarch, ein Segen für Trieglaff und die Umgegend, und starb, 89 Jahr alt, in Vahnerow im Jahr 1889.

Nicht unerwähnt darf Thaddens Inspektor Adolf Schmeling bleiben, der fast 50 Jahre lang mit Uneigennützigkeit und Hingebung seinem Herrn diente. Freilich gab es oft Meinungsverschiedenheiten; der gute Schmeling hatte immer seines Herrn Nutzen im Auge, Thadden vor Allem das Wohl seiner Leute; es entstanden wohl heftige Wortgefechte, aber die Liebe hat nie darunter gelitten. Sah Thadden ein, daß er Unrecht gehabt, so erklärte er sich mit besonderer Genugthuung dem Inspektor gegenüber schuldig. Durch seine regelmäßigen Erbauungsstunden am Sonntag Nachmittag wurde Schmeling eine Art Mittelpunkt für die Gemeinde. In sehr erbaulicher Weise las er eine Predigt vor, und betete frei aus dem Herzen, wobei alle Anwesenden niederknieten, oder er forderte einen anderen frommen Mann dazu auf und kommandirte z. B.: „Schmied Wille, beten“!

Unter den vielen treuen Leuten, die Thadden gehabt hat,

muß auch Hann Winter genannt werden. „Ich und Herr von Thadden“ begannen die meisten Reden, die über des schweigsamen Mannes Lippen kamen. Er verkörperte gleichsam Thaddens nationalökonomische Ideen, da er Nachtwächter, Bierbrauer, Fischer, Holzhacker und Ofenheizer in einer Person vereinigte. Seine gewissenhafte Sparsamkeit ging so weit, daß er das Oeffnen eines Fensters im Winter für Sünde erklärte. Als Nachtwächter hatte er manche Seele durch seine laut hin schallenden geistlichen Lieder erbaut.

Das Tagewerk im Trieglaffer Herrenhaus wurde regelmäßig mit einer Andacht begonnen und geschlossen, welche der Hausvater, später auch wohl der Hauslehrer hielt. Die Knechte und Mägde des Hofes nahmen möglichst daran Theil. Wohlthuend berührte der schöne volle Gesang, an welchen sich Schriftverlesung und Gebet schlossen.

Am 18. September 1825 wurde Thadden der erste Sohn geboren, Reinhold, und durch den Prediger Zahn (gestorben in Giebichenstein) getauft.

Im Dezember war in dem zu Trieglaff gehörigen Vahnerow, wo Frau von Oertzen wohnte, die Hochzeit Ludwigs von Gerlach mit Auguste von Oertzen, Henriettens jüngster Schwester. Ausgezeichnet von Geist und Gemüth, starb sie schon nach kaum halbjähriger glücklicher Ehe. Das Verhältniß der beiden Schwäger war das innigste. Leopold von Gerlach pflegte seinem Bruder vorzuhalten: „Du gehst ja in Thaddens Stiefeln“ — und dieser bekannte sich gern bis in sein höchstes Alter — mancher Meinungsverschiedenheiten ungeachtet — als Gerlachs Schüler.

Inzwischen war Prediger Winkelsesser gestorben, und Thadden berief den Prediger Dummert aus Cammin an seine Stelle. Dies machte aber große Schwierigkeiten, da Dummert wegen angeblich separatistischer Excesse suspendirt war. Erst nach dreijähriger Vakanz wurde die Suspension aufgehoben und im August 1828 zog Dummert als Pastor in Trieglaff

ein. In jener dunklen Zeit wurde er als lebendiger Zeuge Jesu Christi ein weithin strahlendes Licht, und war mit Thadden und seinem Hause auf das innigste verbunden. Einige Zeit nach seinem Antritt schrieb Frau v. Thadden in großer Freude an Gerlach, sie sei nun zum ersten Mal in ihrem Leben in der Trieglaffer Kirche zum Heiligen Abendmahl gegangen.

Im Januar 1829 taufte Pastor Dummert Thaddens zweiten Sohn Gerhard, den Ludwig von Gerlach über die Taufe hielt.

Ein dritter Sohn, Adolf, schloß am 3. Februar 1833 die Kinderreihe des Thaddenschen Paars.

Häufig kamen jetzt am Sonntag Gäste nach Trieglaff, die, ihren trockenen Rationalisten entfliehend, Dummert's Predigt hören wollten. Die Stunde des Gottesdienstes war nicht genau zu bestimmen, da der Pastor erst auf dem Filial zu predigen hatte. So ereignete es sich denn mitunter, daß die Tischgesellschaft sich nach der ersten Schüssel erhob, und der Braten erst verzehrt wurde, wenn man aus der Kirche zurückgekehrt war. Der Hausvater schien an diesen Unterbrechungen, nach Aussage eines seiner Kinder, viel mehr Freude zu finden, als diese selbst.

Leopold von Gerlach — der spätere General — schreibt über einen Besuch bei Thadden:

„Mir hat Trieglaff in- und auswendig sehr gefallen. Von Dummert hörte ich eine Predigt von so ächter Popularität, Ordnung und Tiefe, wie von keinem Berliner Prediger. Thadden ist sehr einfach und tüchtig, Frau von Thadden ist sehr liebenswürdig und man kann die Nähe des Herrn nicht verkennen.

Im Jahre 1829 kam zum ersten Mal auf Thaddens Veranlassung in Trieglaff ein Kreis von Geistlichen und Laien zusammen, denen die Ausbreitung des Reiches Gottes am Herzen lag. Außer P. Dummert gehörten dazu die Pastoren: Maresch, Carmesin, Piper, Mila, Korth, Bindseil, Zahn. Daraus entstanden jährliche Conferenzen, die immer mehr an

Ausdehnungen gewannen, so daß sich in späteren Jahren wohl über 100 Theilnehmer zusammenfanden. Die Hausfrau verstand es in ihrer großen Begabung eine solche Zahl von Gästen unterzubringen. Böden und Scheundielen wurden dazu hergerichtet. Vierspännige Leiterwagen führten die Gäste von den umliegenden Poststationen truppweise zusammen. Mancher der jungen Herrn mußte mit einem Strohlager zufrieden sein und als Toilettenapparat diente ein Wasser-Eimer. Der Kaffee wurde in riesigen Kesseln gekocht, die Mittag- und Abend-Tafeln im geschmückten Wagenschauer aufgestellt und die Mahlzeiten mit vollstimmigem Choral eingeleitet.

In einem Brief an Ludwig von Gerlach vom August 1831 schreibt Thadden über solche Pastorenconferenz:

„Es waren sehr gesegnete Tage. Wenn Christus Seine Kirche baut, so mag die Hölle wüthen. Es ist nicht zu sagen, wie groß der Segen der Erweckung ist, die aus dem Hallischen Streit hervorgegangen ist, und wie dankbar Dir alle Herzen zugewandt sind — Algier und auch Paris rangiren weit hinter Halle".

Gerlach hatte in der Evangelischen Kirchenzeitung den Vulgärrationalismus der Professoren Gesenius und Wegscheider angegriffen und damit in ein Wespennest gestochen, was ihm reichliche Stiche verschaffte, aber wesentlich zur Scheidung der Geister beitrug.*) —

In dem reichen Leben, das sich in und um Trieglaff entfaltete, in der Ausgestaltung des zeitlichen, wie des ewigen Berufs stand Henriette von Thadden ihrem Gemahl als ebenbürtige Gehülfin zur Seite. Tief gegründet in Gottes Wort, rühmten auch Theologen, wie sie durch ihr verständnißvolles Eingehen auf Predigten viel von der edlen Frau gelernt hätten. Dabei war sie eine thätige, umsichtige Hausfrau, und eine Herrin, die zu ihren Untergebenen ein persönliches Verhältniß

*) Siehe Bachmann: E. W. Hengstenberg Bd. 2, 7. Buch, 1. Cap.

zu gewinnen wußte. Sie übte auf ihre ganze Umgebung einen bedeutenden Einfluß aus, sogar vorübergehende Besucher konnten sich diesem nicht entziehen. Es waren nicht einzelne glänzende Eigenschaften, sondern ihre ganze christliche Persönlichkeit, die auf Andere wirkte. Ihr war Niemand gleichgültig oder langweilig; sie sah in jedem die unsterbliche Seele, durch Christi Blut erkauft, und war sich einem Jeden gegenüber ihres besonderen Auftrags bewußt.

Ihr Schwager Gerlach bittet einmal: „Schreibe doch recht viel Nachrichten von Euch und allen Bewohnern von Pommern. Ich lese Eure Briefe so gern, wenn von Fieken und Rieken und Lotten und Grethen drin steht.

Henriettes praktische Begabung und ihr theilnehmendes Herz machten sie so geschätzt und begehrt an Krankenbetten, daß z. B. einst eine Kranke in dem benachbarten Cardemin sagte: „Wenn ich den Naugardter (Arzt) nicht bekommen soll, so will ich doch lieber Frau von Thadden aus Trieglaff, als den Plathschen Doktor".

Sie war eine sehr zärtliche, aber auch strenge Mutter, die ihre Kinder aufzog in der Zucht und Vermahnung zum Herrn. Sehr charakteristisch für ihre ganze Art und Weise ist folgender Brief an ihren sechszehnjährigen Sohn Reinhold in Berlin:

. . . „Wieviel tausendmal ekliger ist ein nur etwas eitler Junge, als das eitelste Mädchen. Die Männer sind zu so viel wichtigeren Dingen in diesem Leben berufen, als die Frauen, deren Bestimmung es einmal mit sich bringt, sich mit den kleinen äußeren Dingen dieses Lebens zu beschäftigen; da liegt es so viel näher, daß sie auch einmal zu vielen Werth darauf legen; aber für Männer muß es so ganz aus dem Wege liegen, sie sind der Gefahr garnicht durch ihren Beruf ausgesetzt. Es wird auch ein Mann, eben weil er durch ganz andere Dinge schön oder angenehm wird, nie durch diesen äußeren Zierrath der Toilette gewinnen, er kann nur verlieren, sowie man sieht,

daß er diese Dinge mit Wichtigkeit behandelt, denn er hört gleich auf ein Mann zu sein."

„Ein Mann hat viel zu verantworten, es ist ihm Großes aufgetragen in dieser Welt, während wir nur so einen kleinen bescheidenen Wirkungskreis haben. Durch Männer will ja Gott die Welt regieren, sie sollen die eigentlichen Vollstrecker seines Willens im Großen und Ganzen sein, da haben sie keine Zeit, keine Kräfte zu verschwenden, es muß alles zusammengehalten werden, um das große Ziel zu erreichen. So wie es nichts Herrlicheres giebt in dieser Welt als ein kräftiger Mann, der in den Geboten Gottes untadelich wandelt, so giebt es nichts ekelhafteres, verächtlicheres, als so ein weiches, waschlappiges wohl gekämmt und gebürstetes Männchen, immer gekleidetes du dernier goût, hinten und vorn immer auf den Beinen, wo es einen Kratzfuß zu machen giebt oder eine niedliche Redensart anzubringen oder diese oder jene Neuigkeit zu hören, zu erzählen. Siehe, erste Art laß Dein Ideal, letzte Dein Abscheu sein, und so wie Du davon nur einen leisen Zug in Dir bemerkst, so seufze ernstlich zu Gott."

Thadden selbst war ein sehr liebevoller Vater, aber nicht weichlich zärtlich gegen seine Kinder. Meist sehr beschäftigt, wurde es als eine besondere Gunst betrachtet, wenn er seine Jungen auf den Knieen reiten und herunterfallen ließ, und dann wohl Erzählungen von Jugenderlebnissen und Kriegsbegebenheiten daran knüpfte, was die Kinder hoch beglückte. Die Hauptfreuden wurden aber draußen genossen. „Mit Entzücken erinnere ich mich," erzählt sein Sohn Reinhold, „wie mich mein Vater (ich war 6 Jahre alt) auf die hochbeschneite Flur mitnahm, sich von mir greifen ließ und mich ab und zu in einem Graben warf, aus welchem ich mich mühsam herausarbeiten mußte, um die Verfolgung von Neuem zu beginnen."

Eine besondere Freude fand Thadden am Unterrichten, er betrieb es mit Humor, so z. B. ließ er Geschichten lesen, wobei

jeder Mitschüler nur immer ein Wort zu lesen hatte. Die Geographie wurde auf Karten ohne Namen erlernt, das Treffen und Verfehlen der richtigen Antwort bestimmte die Sitzplätze oder vielmehr den Standort der Schüler.

Auch ältere Zöglinge genossen den Unterricht des Hausherrn. Trieglaff besaß eine Präparandenanstalt — eine Art Seminar — und mit besonderer Feierlichkeit meldete der Bediente, wenn die Unterrichtsstunde beginnen sollte: „die Seeministers sind auch da". Den Lehrer der Dorfschule hat der Patron öfters vertreten, aber nicht ohne streng zu verbieten, daß ihn irgend Jemand nach irgend etwas fragen dürfe.

Es war ein sehr eigenthümliches Leben in Trieglaff, durch die Eigenthümlichkeiten des Hausherrn bedingt. Große Einfachheit herrschte in den Einrichtungen und der Lebensweise, alles geheiligt und geleitet durch Gebet und Gottes Wort, und so gewann das Trieglaffer Haus einen segensreichen Einfluß auf Viele, die dort ein und aus gingen.

In ungewöhnlichem Maß war es Thadden gelungen, sich die Liebe und Achtung seiner Nachbarn zu gewinnen. Wo er konnte, stand er ihnen mit Rath und Hülfe bei. Es liegen eine Menge Dankschreiben der Landräthe, Bürgermeister und Behörden vom Jahr 1826 bis in seine letzten Lebensjahre vor. So z. B. schreibt der Landrath:

Ew. Hochwohlgeboren halte ich mich verpflichtet, meinen und der Dorfschaft Kummerow Dank für die ihr so thätig geleistete Hülfe bei dem gestrigen Brande zu sagen. Die Mannschaft bei Ihrer Spritze hat sich musterhaft thätig und ordentlich bewiesen.

Ganz besonders gut gestaltete sich das Verhältniß zu der benachbarten Stadt Greiffenberg.

Als im Herbst 1836 das zu Trieglaff gehörige Gut Idashof abgebrannt war, schrieb der Magistrat dieser Stadt an Thadden:

Ew. Hochwohlgeboren sind durch den beklagenswerthen Abbrand von Idashof und den Verlust von Futter dabei in Mangel gerathen und wir, Ihre Feldnachbarn, Ihnen, der Sie unserer Commune und besonders den abgebrannten Scheunenbesitzern so große Liebe bewiesen, dafür tief verpflichtet, wünschen dies einigermaßen zu erwidern. Unsere Mitbürger haben sich gern bereitwillig erklärt, Ew. Hochwohlgeboren die dort an Idashof grenzende Heide auf 1 Jahr zur Schafweide einzuräumen, und indem wir uns Ihnen dies mitzutheilen beehren, ersuchen wir Sie zugleich ganz ergebenst, davon gefälligen Gebrauch machen zu wollen.

In einem andern Schreiben des Magistrats heißt es:

Der Ew. Hochwohlgeboren betroffene harte Umfall ist uns und allen hiesigen Bewohnern sehr nahe gegangen. Die Bereitwilligkeit zu helfen, bedürfte hier wohl keiner Anregung seitens der Behörde, sondern ging aus einem inneren Herzensdrang hervor. Möchten Ew. Hochwohlgeboren einen kleinen Beweis der Liebe erkennen, welchen wir und die hiesige Einwohnerschaft für Sie hegen und eine geringe Entgeltung für die von Ihnen so oft an den Tag gelegte hochherzige Gesinnung. Ew. Hochwohlgeboren müssen bald wieder aufbauen lassen und können die dazu nöthigen Holzfuhren mit eigenem Gespann unmöglich beschaffen. Dürfen wir es nun wagen, Ihnen 30—40 zweispännige Holzfuhren anzubieten. Daß solche von Herzen gern geleistet werden, können wir versichern und sehen daher auch einer Genehmigung dieses Erbietens entgegen.

In einem Schreiben des Bürgermeisters heißt es später:

115 Stück Balken werden heut bereits angefahren. Es ist eine Lust mit anzusehen, wie meine lieben Mitbürger auf den ersten Ruf wetteifern.

In den christlich lebendigen Kreisen kamen je mehr und mehr auch konfessionelle Fragen zur Sprache. Die lutherischen Geistlichen, welche die Annahme der Agende verweigerten und deshalb von den Behörden gemaßregelt und verfolgt wurden,

gewannen Thaddens Sympathie. So nahm er im Winter 1836 den auf der Flucht befindlichen Pastor Lasius mehrmals auf, der ihm diese Gastfreundschaft durch tiefe erbauliche Abendstunden vergalt. Eine junge Verwandte, damals zum Besuch in Trieglaff, erhielt durch diese Ansprachen lebenerweckende Eindrücke; ebenso ein junger Theologe, der nachmals ein gesegneter Verkündiger des Evangeliums auf dem Arbeitsfelde der Goßnerschen Mission wurde.

Die Prediger-Conferenz im Jahre 1838 beschäftigte sich angelegentlich mit diesen konfessionellen Fragen. Thadden fühlte sich veranlaßt, dem Oberhirten der Provinz, Bischof Ritschl, darüber eingehenden Bericht zu erstatten. Sein warmes Herz für Gottes Reich, für die Brüder spricht in wohlthuendster Weise aus diesem Schreiben, das in der Anlage A. im Wortlaut mitgetheilt wird.

Die Antwort des Bischofs vom 2. Februar 1839 kann nicht befriedigend genannt werden. Er schwankt in seinen Ansichten hin und her, bezeugt Herrn v. Thadden seine Freundschaft und Anerkennung, verschanzt sich aber hinter die Urtheile von Ungenannten, um sein Mißfallen an den conventikelartigen Versammlungen in Trieglaff auszudrücken, und stellt das Ansinnen an Thadden, künftig die Einladung zu den Conferenzen aufzugeben. (Siehe Anlage B.)

Die Conferenzen nahmen ruhig ihren Fortgang, ohne daß die Behörden sich veranlaßt sahen, dagegen einzuschreiten. Uebrigens hat sich Thadden auch mündlich noch mit dem Bischof Ritschl ausgesprochen und das persönliche Verhältniß blieb ein gutes.

In diesem Jahr starb Thaddens Freund und Pastor Dummert, der Jahre lang eine väterlich leitende Stelle in den Conferenzen eingenommen hatte. Schon krank und schwach, mußte er am Tisch sitzen bleiben, während die anderen Conferenzmitglieder stehend sangen: Singt dem Herrn frohe Lieder 2c. Alle waren tief bewegt, während Dummert aus der Tiefe des

Herzens betete und dann, aufstehend, seinen knieenden Brüdern den Segen ertheilte.

An Dummerts Stelle berief Thadden den Garnisonprediger in Stargard, Julius Nagel. Innige Freundschaft verknüpfte bald den Patron mit dem frommen geistvollen Pastor, dessen tieferbauliche Predigten, die für Jedermann verständlich waren, weithin zündeten und Leben weckten. Noch nach vielen Jahren wußten alte Leute seine Bibelauslegung wörtlich wieder zu geben.

Als im Jahre 1840 König Friedrich Wilhelm IV. den Thron bestieg, ging Thadden als Pommerscher Landstand zur Huldigung nach Berlin und nahm Frau und Tochter mit. Mit hoher Begeisterung erfüllte ihn die Huldigungsfeier, aber er hat sich noch Jahre nachher dafür gestraft, daß er sich vor dem strömenden Regen unter der Tribüne verkrochen hatte; es erschien ihm dies wie eine Feigheit. Ganz empört war er von der Huldigungspredigt des alten Hofpredigers Ehrenberg. Die Gedanken über Predigen und Prediger, die ihm dabei einfielen, und die wirklich sehr beherzigenswerth sind, finden sich abgedruckt in der Evangelischen Kirchenzeitung. (Siehe Anlage C.)

Der Jahrgang 1841 desselben Blattes enthält zwei Artikel aus Thaddens Feder, zunächst: Für Johanniterritter, zum Ordensfest, eine Traumrede zum Erwachen (siehe Anlage D). In einer Zeit, wo der Johanniter-Orden nichts weiter war als eine Dekoration, mahnt er die Ritter an die alte Bedeutung des Ordens, „der mit dem Kreuz der Christen am nächsten verwandt ist." Schließlich ermahnt er sie zum Kampf gegen das Hazardspiel und führt dagegen das 7. Gebot an mit der Erklärung aus Luthers großem Katechismus.

Ferner schrieb Thadden in der Evangelischen Kirchenzeitung eine Gegeneinanderstellung des wahren und falschen Kirchenthums, worin er vortreffliche geistvolle Aussprüche thut über Separatismus, wahre und falsche Union, Kirchenzucht u. s. w. (siehe Anlage E.) Indessen hat Ludwig v. Gerlach nicht Unrecht, wenn er bei Gelegenheit dieser Aufsätze sagt:

„Ich wünschte gewöhnlich etwas mehr gut ausgebackenes Weizenbrod und etwas weniger Sardellensalat in dem, was er für die Oeffentlichkeit schreibt.“

Schon im Jahre 1831 hatte Thadden den Regenwalder Zweigverein der Pommerschen ökonomischen Gesellschaft mit begründet und war eins seiner thätigsten und tüchtigsten Mitglieder. Stets bereit in herzgewinnender Freundlichkeit die jüngeren Vereinsgenossen mit Rath und That zu unterstützen, erwarb er sich von Jedem die größte Hochachtung und Liebe. Auch auf größeren Versammlungen in Cöslin und Stettin war er wiederholt anwesend und immer ein gern gehörter Redner.

So hielt er 1837 einen Vortrag über Menschenschau unter Landwirthen, der aber viel mehr enthält, als die eigenthümliche Ueberschrift uns erwarten läßt. Er giebt darin gleichsam ein Programm seines eigenen Lebens, spricht über die Pflichten des Grundbesitzers gegen seine Leute, über die Armenpflege, kommt auf Schulen und Seminarien, worüber er viel sehr eigenthümliches, aber auch goldne Worte sagt, z. B.:

„Man würdige nicht die Seele zu bloßem Unterfutter des Leibes herab, sondern bilde den Leib zu einem guten Futteral für die Seele.“

Voll von geistreichen Gedanken und geschmückt mit treffenden Citaten, ist dieser Vortrag noch heute lesenswerth. (Siehe Anlage F).

Im Jahre 1842 hielt er in Cöslin einen Vortrag über den Schacher mit Rittergütern, worin er seine Freiheit behauptet, „speziell die moralische Richtung mitunter etwas plump und handgreiflich zu vertheidigen“, und seinen Standesgenossen ihre Rechte, ihre Pflichten und ihre Versündigungen mit schneidigen Worten vorhält, z. B.:

„Ueber das inhaltsleere Junkerthum — über die Konservativen, die sich bloß selbst konserviren wollen — lacht man mit Recht, und sucht statt dessen das Vollblut allein unter den vierbeinigen Kreaturen.“ (Siehe Anlage G).

Es waren jene 40er Jahre eine geistig sehr bewegte Zeit. Thaddens Freund Rappard in Pinne schrieb als Antwort auf mancherlei Klagen und Seufzer aus den christlichen Kreisen:

„Als Mariechen Thadden vor 20 Jahren in Trieglaff von einem gläubigen Prediger getauft werden sollte, mußte 20 bis 30 Meilen weit einer gesucht werden, und jetzt, im Oktober 1841, hat Thadden 31 Prediger und drei Superintendenten zur Conferenz gehabt, die ein Herz und eine Seele gewesen sind. Ist denn das kein Fortschritt zum Bessern? und ist da nicht mehr Ursache vorhanden zu loben und zu danken, als zu klagen und zu schreien."

Im Gegensatz zu diesen so äußerst lebendigen Trieglaffer Conferenzen, pflegte Thadden bei Aufenthalten in Berlin über den Separatismus der dortigen Christen zu klagen, worunter er ihr kaltes Nebeneinander Hergehen verstand, ohne Trost der Liebe, ohne herzliche Ermahnung, aber nicht ohne scharfe, auch geistreiche Kritik hinter dem Rücken.

Die Conferenzen waren so gewachsen, daß Thadden eigens einen Saal baute, um Platz für die Versammlungen zu schaffen. An der Seeseite des Hauses gelegen, führten große Glasthüren aus diesem sogenannten weißen Saal in das Orangeriehaus, dessen Düfte den Saal durchströmten — ein Sinnbild der Ströme von Glauben und Liebe, die hier alles erfüllten — Gott zu einem süßen Geruch.

Hier versammelten sich nun die Männer, die im Eifer glühten für das Reich Gottes. Da kamen Geistliche wie Meinhold, Meinhof, Euen, Wetzel, Knak, Görke, Wangemann, Mila, Maresch, Zahn, Kord, Textor, Moll, Tauscher; aus anderen Provinzen: Ahlfeld, Feldner, Harnisch, Besser, Licht, Professor Hengstenberg. Unter den hervorragenden Laien, die hie und da die Conferenz besuchten, sind neben Heinrich von Below und Moritz von Blankenburg noch der Landrath von Schenkendorf-Wulkow, Graf Wartensleben, der spätere Oberpräsident von Senfft und der Präsident Ludwig von Gerlach zu nennen. Dieser letztere

nahm Theil an der reich besuchten Conferenz vom 24.—27. Juli 1843, wo die Tage mit Gebet und Gesang erfüllt waren — sogar während der Mahlzeiten wurde gesungen. „Alles so lebendig und erweckend," sagt Gerlach, „wie ich nie, vor- oder nachher, andere Conferenzen erlebt habe. Der Pietismus — ich bezeichne damit unser subjektives Christenthum der zwanziger Jahre — stand 1843 in Pommern noch in schöner Blüthe und kräftigem Wachsthum, war doch aber schon im Begriff munter einzugehen in die großen Fragen der Zeit. Kirche, Confession, Lutherthum, Ehereform und Trauungsweigerungen fing an in ernster lernbegieriger Weise jenen Subjectivismus mit gesundem objectiven Inhalt zu durchdringen. . . . Daß dissentirende Gäste mit besonderer Freundschaft aufgenommen wurden und wenn sie wollten, zu Worte kamen, verstand sich als christliches Decorum von selbst. Adolf Zahn erklärte in der Conferenz: „ich habe mir mein Christenthum in kümmerlicher Zeit aus Tractätchen zusammen gelesen und kann mich nicht erheben zu der dogmatischen Schärfe und Bestimmtheit vieler lieben hier anwesenden Amtsbrüder. Sollte Pommern so lutherisch werden, wie sie wollen, so müßte ich um meine Versetzung in eine andere Provinz bitten." Dies wurde mit Liebe und Ehrfurcht von dem ernsten, schon alternden Mann aufgenommen . . ."

Daneben stand denn Meinhold mit seinen Thesen über Kirche und Bekenntniß, und wieder der in der Liebe Christi glühende Knak, der in seiner großen Innigkeit, ja Zärtlichkeit alle Brüder umfaßte. Präsident Gerlach selbst hielt einen Vortrag über das Verhältniß der Prediger-Konferenzen zur Kirche, worin er „hauptsächlich die rechtliche Seite des Verhältnisses" ins Auge faßt, weil „nicht allein im Publikum überhaupt, sondern auch im Schoß der Kirchenbehörden, ja unter den Gliedern der Conferenzen selbst, insbesondere auch der gegenwärtigen, Bedenken im Umlauf sind, ob solche Conferenzen nicht illegal sind, ob sie nicht wenigstens einen Bei-

geschmack von Eigenmacht, Anmaßung, Unordnung, Separatismus haben." Nachdem er von der Idealität und der Realität der Kirche gehandelt, spricht er von der Berechtigung der Partei, und stellt den Satz auf:

„Die Wahrheit muß immer Partei sein, — nämlich die neu sich entfaltende, neu durchbrechende oder sich herstellende, kämpfende Wahrheit . . .

Man betrachte doch die Partei nicht blos an ihren äußeren Grenzen, in ihrem Verhältniß zur Gegenpartei . . .

Soll ich die Lieblichkeit der Gemeinschaft, die im Innern einer Partei keimen und wachsen kann, noch weiter ausmalen, — ein Bild, das uns in diesen Tagen in so lebhaften Farben vor Augen steht? „Bekenntniß, — bestimmt, offen, laut — gekräftigt durch die Gemeinschaft, im Leben sich bewährend, erstarkend im Kampf — das ist das Lebenselement solcher Conferenzen. Wohl uns, daß wir hinzusetzen können: es ist auch das, was der Kirche noth thut, das, wodurch wir uns als wahrhaft kirchlich, als treue Söhne dieser lieben Mutter bewähren."

Der Redner wünscht den Conferenzen ihren Privat-Charakter zu wahren, „sie sollten auch den Behörden nicht ansinnen, sie auf irgend eine Weise amtlich oder halbamtlich anzuerkennen. Dadurch kommen die Conferenzen und die Behörden in eine schiefe Stellung." Endlich schließt er:

„Weil aber diese Conferenz eine Privatconferenz ist, so stimmt der Umstand, daß sie in einem Privathause zusammenkommt, vorzüglich gut zu ihrem wahren Charakter. Auch in dieser Beziehung kann ich mich auf den HErrn und seine Apostel berufen. Er hatte keinen bischöflichen Palast, keine Kirche, keine Sacristei. Er hatte nicht, wo Er Sein Haupt hinlegte, Er bedurfte des Dienstes der frommen Frauen. Der Apostel Paulus nennt Aquila und Priscilla, die Teppichmacher, zu denen er einkehrte, weil er gleichen Handwerks war, seine Gehilfen in Christo, bestellt Grüße von der Gemeinde in ihrem

Hause und grüßt diese Gemeinde; den Gajus nennt er „seinen und der ganzen Gemeinde Wirth.“ In Ephesus lehrte er erst in der Schule. „Da aber etliche verstockt waren und nicht glaubten und übel redeten von dem Wege, vor der Menge, wich er von ihnen und sonderte ab die Jünger, redete täglich in der Schule eines, der hieß Tyrannos . . .“ Was uns dieses Haus gewährt und wie sehr der völlig freie Privat-Charakter der Conferenz sich daran betheiligt hat, deshalb brauche ich mich wieder nur auf unsere Erfahrung zu berufen. Grade durch das Zusammenkommen in einem Privathause sollten die letzten Bedenken derer schwinden, welche fürchten, daß etwas illegales oder unbefugtes solchen Conferenzen anklebe . . .

Der Zweck dieses Vortrags ist erreicht, wenn ich in das Herz der Conferenz die Worte: Demuth und Entschiedenheit geschrieben habe. In ein Wort zusammengefaßt, heißen sie: Freudigkeit.“

Diese Freudigkeit herrschte recht eigentlich auf den Trieglaffer Conferenzen. Thadden selbst pflegte in seinem Alter zurückblickend die Zeit dieser Conferenzen den Höhepunkt seines Lebens zu nennen. Gerlach sagt von der oben geschilderten: „Der Herr wahr wahrhaftig in der Conferenz gegenwärtig, was aus der Schwachheit der Glieder fast noch mehr als aus ihrer Kraft erhellte. Sehr süß und sehr stark war allerdings der Wein der Conferenz.“ Ein anderes Mal sagte er: „Hier ist der Pantheismus mächtig überwunden im geistlichen Frühling, wo alles sproßt von der Ceder bis zum Ysop.“

Für das Trieglaffer Haus waren die Conferenzen wahre Festzeiten. Thadden äußerte später oft: „die einzig wirklich interessanten Gesellschaften sind doch die Predigerconferenzen, da kann man sich unmöglich langweilen.“

Längst hatte sich in Trieglaff Pfeife und Cigarre eingebürgert, obgleich der Hausherr nie rauchte, aber die Conferenzgenossen machten in dieser Beziehung viel „blauen Dunst“. Die Hausfrau, um dem zu steuern, ließ häufig Aepfel herum

reichen — denn während diese gegessen wurden, mußten die Pfeifen ausgehn.

Trieglaff war eine Hütte Gottes bei den Menschen geworden, ein weithin scheinendes Licht, und Thadden hielt allezeit die Fahne hoch, zu der er geschworen. „Es wisse, wer es wissen kann, ich bin des Heilands Unterthan" — das war das Bekenntniß seines Lebens, dessen er sich nirgends schämte. Und weil Wort und Wandel zusammen stimmten, so erwarb er sich je mehr und mehr hohe Achtung.

Bei einer Versammlung des landwirthschaftlichen Vereins hatte sich ein Mitglied Scherze erlaubt, die gegen das sechste Gebot verstießen. Darauf schrieb ihm Thadden folgenden Brief:

„Recht dringend bitte ich Sie, diesen vielleicht etwas sonderbaren aber aus aufrichtigem Herzen kommenden Zeilen eine freundliche Aufnahme zu schenken.

Ich erlaube mir nämlich, Ihnen, lieber Herr v. N. darüber meine schmerzliche Betrübniß auszusprechen, daß Sie öfters in Worten und handgreiflichen Scherzen gegen das sechste Gebot verstoßen, wie es uns als Ohren- und Augenzeugen nicht entgangen ist. Scherz und Ernst weiß auch ich zu unterscheiden und lebe der frohen Hoffnung, daß auch bei Ihnen die Wirklichkeit anders ist, als die obigen Andeutungen den Schein geben, bin aber der Meinung, daß ein Christ nicht mit einer so schweren und folgenreichen Sünde scherzen darf. Abgesehen von den tieferen Motiven, wie sie uns die heilige Schrift vorhält (Ebr. 13, 4; Eph. 5, 3—4) werden Sie es mir gewiß zugeben, daß z. B. bei einem Mädchen durch solchen Scherz leicht der Keim zum Unglück gelegt wird, oder die bereits wurzelnde Sünde neue Nahrung empfängt und dadurch in eine Lage gebracht wird, in der Sie selbst es für ein verächtliches und verworfenes Geschöpf halten werden.

Doch ich will Ihnen keine langweilige Moralpredigt halten, sondern gedrängt von meinem Gewissen, appelliere ich an Ihr eigenes tiefstes Gewissen und an den höchsten Richter, vor

dem wir ganz gewiß Mal Beide stehen werden, und der uns nicht nach dem Urtheil einer von ihm abgefallenen Welt, sondern wahr und wahrhaftig nach Seinen heiligen Gesetzen richten wird. Ich bitte Sie aber recht dringend, verehrter Herr v. N. halten Sie mich nicht für einen hochfahrenden Worthelden und Tugendschwätzer, der als Pharisäer auf Andere herabsieht, sondern für einen von demselben Adam Abstammenden, der vielmehr bei dieser Sünde an die eigene Brust schlägt. Aber dieser Feind kann und darf nicht das Feld behalten; der Gott der Christen ist kein todter Götze. Er steht denen treulich zur Seite, die sich zu Ihm halten. Es ist nur eine Spanne Zeit, und wir stehen Alle vor seinem Richterstuhl. Ich bin der frohen Zuversicht, daß Sie, als ein Mann von geradem und offenem Charakter, den das allgemeine Urtheil nur mit Achtung und Liebe nennt, dies Wort so aufnehmen, wie es gemeint ist, und daß Sie wenigstens mir nicht zürnen werden. Ich erwarte darum auch keine Antwort. Recht angelegentlich bitte ich aber, daß Sie mir auch nichts schenken, wenn Sie an mir etwas auszusetzen finden. Es würde Ihnen dies bei einer näheren Bekanntschaft noch leichter werden, als es schon jetzt gewiß bei der entfernteren der Fall ist. Ehrlich währt am Längsten . . ."

Ein herzlicher Händedruck bei der nächsten Begegnung war die stumme Antwort auf diesen Brief.

Bei allem tiefen Ernst herrschte doch viel Heiterkeit in Trieglaff, wozu Thaddens Humor vorzüglich beitrug. Es fehlte selten an Gästen, und oft konnte die Tafelrunde ihres Gleichen suchen, was geistreiche Unterhaltung anbelangte. Die Tischgespräche pflegten sich nicht um Wirthschaftsangelegenheiten zu drehen, außer zur Zeit des Wollhandels, oder wenn etwa ein erkrankter theurer Merino mit Reis und Rothwein gefüttert werden mußte. Alle Fragen des geistigen und kirchlichen Lebens, und besonders in späterer Zeit auch der Politik, wurde be=

sprochen, und der Hausherr würzte die Unterhaltung mit treffenden Citaten aus Shakespeare, Goethe und Schiller.

Thaddens kindliches Gemüth befähigte ihn besonders Feste zu feiern und mit oft kleinen Mitteln große Wirkungen hervorzubringen. Den Eingang zu dem Trieglaffer Herrenhaus bildet ein Glasvorbau, mit Steinplatten gepflastert. Oben darauf befindet sich ein Balkon. Durch eine verschließbare Oeffnung war ein Wasserstrahl geleitet, der als lustig plätschernder Springbrunnen auf das Zinkdach des Altans niederfiel, während der ganze Vorbau in einen Fischteich verwandelt war, in dem Aale, Hechte und Karauschen herumschwammen. Die Festgäste konnten nur auf einem schmalen Brett ins Haus gelangen, in steter Gefahr, der Wassersäule zu nahe zu kommen. Daß dieß ganze Wasserwunder durch verdeckte Schläuche von der Brennerei her bewirkt wurde, konnte niemand errathen, und Thaddens besonderes Vergnügen war es, seinen Schwager Oertzen, der sich viel auf seine praktischen Fähigkeiten einbildete, darüber zu täuschen.

Ein anderes Mal gab er einem neu verlobten Paar ein Fest. Nach dem Essen begab sich die Gesellschaft an die Seeseite des Hauses, wo ein durch die Feuerspritze getriebenes Räderwerk einen großen Pantoffel dergestalt hob und senkte, daß er immer auf das Genick einer männlichen Figur niederfiel. Das Komische der Sache wurde dadurch erhöht, daß die betreffende Braut von besonders sanfter, fügsamer Gemüthsart war.

Inzwischen waren die Kinder herangewachsen. Die Söhne besuchten Gymnasien in Stettin und Berlin. Marie war zur schönen, geistvollen Jungfrau erblüht, vielseitig ausgebildet. Voll Humor und Witz, dem Idealen zugewandt, war sie immer fröhlich nnd heiter. Von der lebendig christlichen Geistesrichtung ihrer Eltern selbst innerlich ergriffen und erfüllt, strebte sie doch über die engen Schranken jener früheren mehr pietistischen Anschauungen hinaus. Als sie bei einem Besuch in Berlin im

Theater gewesen war, machten christliche Freunde Thadden ernste Vorwürfe. Gerlach schrieb:

„L. hob den Werth christlicher Schiboleths (Grimacen, wie Du sagst) sehr schön und sehr ernst hervor — die Sache war ihm äußerst wichtig und wehmüthig, weil ihr Säulen seid, an die sein Glaube sich hält. Er sagt: „Es hat mich geschmerzt, daß wieder die Canones unserer quasi ecclesiola verletzt werden.“ Ueber Schiboleths und Grimacen ganz einig mit ihm, konnte ich nur erwidern, die Freiheit einer erwachsenen Tochter sei zu respektiren, und Ihr hättet es gewiß nicht leichtsinnig gethan.“

Mariechen Thadden war, wie ihr Vater, ohne musikalische Begabung, liebte aber gleich ihm die Musik. Sie schreibt an Reinhold im Januar 1841:

„An Vaters Geburtstag haben wir ihn Morgens mit Gesang erweckt. Zuerst kam ein Choral, dann eine Motette und endlich das Wallensteinsche Reiterlied: Wohlauf, Kameraden 2c. Abends haben wir noch mehrere Kriegs- und Studentenlieder gesungen, die immer mehr in Aufnahme kommen . . .“

In einem übermüthigen Brief berichtet sie demselben von „dem traurigen Schicksal unseres Landes“: „Eine schreckliche Verfolgung ist losgebrochen. Jeder, der sich erlaubt zu schwärmen, wird 24 Stunden bei Wasser und Brot eingesperrt; jeder, der öffentlich schwärmt . . . . 6 Wochen . . . Wer sich untersteht, Gedichte zu machen oder gar zu publiziren, der steht in Gefahr zeitlebens gefangen gehalten oder geköpft zu werden; jedoch wird der Grad der Strafe nach der Vollkommenheit der poetischen Produktionen bestimmt; der Landrath läßt dies aufs genaueste durch den Gensdarm untersuchen.“

In sehr ergötzlicher Weise schildert ein anderer Brief die Thätigkeit der Pommerschen Hausfrau:

„Gestern haben wir die Gänse geschlachtet, feierlicher Tag, mir wirklich sehr lieb, höchst interessant der verschiedene Aus-

druck der inneren Aufregung auf jedem Gesicht. — Prasselndes Strohfeuer in der Küche, große Tische, Strohhaufen voll Leichen, das Volk rennt und schreit: „Wasser, Feuer" durcheinander. Mutter steht an der Hausthüre, Jung und Alt drängt sich um die Herrscherin, ihre Bürde ihr zu Füßen zu legen, die Tagesarbeit: 2 oder 3 gerupfte Geschöpfe. Die Königin theilt Lob und Tadel nach Verdienst aus und freudig oder beschämt entschwinden sie von den Stufen des Thrones. Morgen dringen wir in die Innerlichkeit der Geschlachteten ein. Du sollst auch noch in den Früchten unseres Wirkens schwelgen, hoffe ich. Morgen werden der Fürstin Klag- und Bittschriften eingereicht, Krieg und Frieden, die Ministerwahl, das neue Ehegesetz, die Kirchenverfassung, Salzsteuer, Gänsehirt und Kälberjunge, Tod und Grab, Leben und Weben Alles besprochen und berathen. Ich bin schon heute als am Vorabend eines solchen Tages in besonderer Stimmung." . . .

Einen ernsteren Ton schlägt der folgende Brief an, in dem sie zuerst über Musik schreibt und dann fortfährt:

„Was hat größeren Zauber für uns, als die Klage, was süßeren Reiz, als die schwermüthigen Weisen, die uns in ein Meer von Sehnsucht und Wehmuth verlocken, wo wir mit wahrer Lust eine Welle nach der andern über das wunde Herz gleiten lassen? —

Du wünschest und wähnst im Himmel solche Musik? — Bei der Klage wollten wir verharren, dort in der seligen Erfüllung noch in Wehmuths-Thränen zerfließen? — So lieb, so über Alles theuer sollte uns dieses unbestimmte unaussprechliche, unbegreifliche Etwas sein, daß wir unser eigentlichstes Leben darin vermuthen, das noch in jenem Leben fortbestehn sollte? — Geliebter Bruder, ich habe mich mit derselben Wonne in diesen mir verführerischen Schwärmereien gebadet, ich bin mit demselben Ekel wie Du dann in die Alltagswelt zurückgekommen, ich habe die Wirklichkeit wie eine drückende Fessel getragen, ich habe mich unglücklich und unverstanden gefühlt —

ich bin endlich ins Leben getrieben worden und habe gefunden, daß die geliebten Träumereien wie Nebel in der Mittagshitze verflogen. Nichts verbindet die armen Menschenherzen wohl so, wie die gemeinsame Klage, darum der Zauber dieser Melodien, darum die Gewalt so vieler unserer Dichter; und welche Klage? Die Klage um das verlorene Paradies, den Schmerz über die Sünde, der unbewußte Schmerz darüber, — der Riß zwischen Gott und den Menschen.

Aber wie wenigen Menschen wird diese Klage zur Klarheit, wie gehen die einen hin und ertödten sie im Materialismus, andere lösen sich auf in geistigen Genüssen, die, da sie nicht rein sind, immer irdischer, immer fleischlicher werden, bis sie so im Fleische enden, daß sie den Thieren gleichen. . . . Früher war mir so etwas unerklärlich, jetzt, da ich immer mehr einsehn gelernt habe, wie Alles von der Sünde zerfressen, wie nichts andres vor der Fäulniß retten kann, als das theure für uns vergoss'ne Blut, — das doch so wenig Menschen annehmen wollen — jetzt ist es mir erklärlich. Mutter sagt: Eine Zeit lang kann der Mensch sich auf einer gewissen geistigen Höhe halten, wenn er dann nicht Ernst macht mit Gott, so geht es mit Sturmschritten abwärts. Um dieser Sünde willen ist einmal der Fluch der Arbeit und Anstrengung auf uns gelegt worden, und wenn wir statt ihrer nur Genuß suchen, so lösen wir uns auf." . . .

Ein anderes Mal schreibt sie:

„Gestern waren wir in Zimmerhausen, lasen Gelzer, wurden aber durch General Hirschfeld mit zwei Adjutanten gestört. . . . Elisabeth [Mittelstaedt] und Hedwig, die jetzt die Unschuld vom Lande — mich — erziehen wollen — in eine Lichtform gießen, damit es glatt wird und nicht mehr so knistert — hatten gestern gutes Feld dazu. — Ich bin ihnen recht dankbar, denn ich fühle selbst drückend den Mangel, wenn man so in Pommern hinter dem Ofen gar geworden ist, der Horizont wird zu eng

— man stößt dann nachher überall an, wenn man mal verpflanzt werden sollte."

Thadden stand dieser Tochter sehr nah, die so viel Aehnlichkeit mit ihm hatte, und freute sich an dem frischen Leben, das durch ihre Freundinnen in sein Haus kam. Sie hatte deren sehr viele und stand in lebendigstem Verkehr mit ihnen. Da kam Elisabeth Mittelstaedt von Stettin, die nächste Nachbarin Hedwig von Blankenburg aus Zimmerhausen, Johanna von Puttkamer, Adelheid von Below, Erdmuthe von Burgsdorf und noch andre. Aber es blieb nicht bei der Freundschaft.

Im März 1842 wurde Reinhold in Berlin konfirmirt. „Kaum waren wir drei Tage zu Hause", schreibt die Mutter, „so kam Moritz Blankenburgs dringende Bitte, Mariechen seinen Antrag mitzutheilen. . . . Wir haben ihn Alle innig lieb und freuen uns seines Glaubens und seiner Liebe. Du kannst Dir wohl denken, daß wir unser Kind keinem Andern, als einem gläubigen Christen gegeben haben würden. . . . So feierten wir denn unter Gebet und Lesung des Wortes Gottes, am stillen Sonnabend, zwischen Charfreitag und Ostern die Verlobung. Am 1. Festtag waren wir Alle in Zimmerhausen [beim Vater des Bräutigams] und gestern war die ganze Gesellschaft bei uns. . . . Unser Brautpaar ist jetzt unbeschreiblich glücklich. Moritz geht übermorgen wieder nach Stettin, wo er beim Oberlandesgericht arbeitet. . . . Die äußere Lage ist nicht glänzend, sie werden wohl noch einige Jahre warten müssen. . . .

Thadden ist zu meiner Freude ganz glücklich über seinen Schwiegersohn; er sieht immer Beide mit einem wohlgefälligen Lächeln an. Vorgestern setzte er sich zu ihnen in Mariechens Stube und sagte: „„Kinder, laßt mich an Eurem Glück mich sonnen"". Das rührte alle Beide."

III.

1844—1848.

Wenn der Wellen Macht in der trüben Nacht
Will des Herzens Schifflein decken,
Wollst Du Deine Hand ausstrecken.
Habe auf mich Acht, Hüter in der Nacht.
Joh. Anast. Freylinghausen.

Partei, Partei, wer sollte sie nicht nehmen,
Die doch die Mutter aller Siege war!
Wie mag die Trägheit solch ein Wort verfehmen,
Ein Wort, das alles Herrliche gebar.
Nur offen, wie ein Mann: für oder wider —
Und die Parole: Sklave oder frei!
Selbst Götter stiegen vom Olymp hernieder
Und kämpften auf den Zinnen der Partei.
G. Herwegh.

Das gesegnete Trieglaff rüstete sich zum fröhlichen Hochzeitsfest. Es galt den Ehrentag der geliebten Tochter zu feiern, und Thadden wußte sich nicht genug zu thun an festlichen Veranstaltungen. Den Traditionen des Pietismus treu, durfte nicht getanzt werden, aber Wasserkünste und Feuerwerk wurden zum Schmuck dieses Festes in großartiger Weise verwendet, Freunde und Verwandte stellten sich zahlreich ein. Wie ernst und ergreifend der Schluß dieses Hochzeitsfestes war, davon schreibt Moritz von Blankenburg selbst, einige Tage später:

Wir hatten ein Hochzeitsfest voll schöner inniger Festlichkeit. Am Abend vorher kamen alle geladenen Gäste und mein Schwiegervater hatte sich selbst übertroffen mit einigen flüchtig skizzirten Bildern und anderweitigen Kunstwerken, die auf vergangenes und zukünftiges Leben anspielten. Eine ganze Stube war wie zu Weihnachten mit vielen Geschenken dekorirt. Die Gäste waren alle recht innig froh, und durch Gottes Gnade brachten die so sehr verschiedenen religiösen und politischen Gesinnungen, die vertreten waren, keinen Mißton. Es war furchtbar regnerisches Wetter, der Sturm heulte; dessen ungeachtet stiegen hinter dem See 2—3 Raketen glänzend auf und einige Feuertöpfe brannten dunkelroth — Mariechens Lieblingsfarbe. — Ich stand am dunklen Fenster, gegen das der Regen peitschte und das ab und zu grell erleuchtet wurde. Ich dachte an mein vergangenes Leben und meine zukünftige Existenz, und der Gedanke flog wie eine Nachteule über die Seele: Wird diese Pracht und Herrlichkeit auch einst mit Deiner Zukunft in schneidendem Contrast stehen? Da begegnet mein Auge dem aufgehobenen Finger von Nagel, der so leichthin und leise zu

mir sagte: Der Ring des Polykrates! Ich sah den Mann erschrocken an über diese Gedankenbegegnung. Die Freude und die Fülle der Glückseligkeit verwischte aber bald diesen Schatten und still seligen Herzens fuhr ich mit Hans Kleist und Otto Bismarck unter stürmisch jagenden Wolken im flüchtig wechselnden Mondenschein zurück. Alles beklagte den Regen, daß nicht mehr Raketen hatten steigen können, Gott wußte besser, weshalb er regnen ließ.

Der Hochzeitstag übertraf natürlich den vergangenen Tag an Feierlichkeit. Die Gesellschaft war zahlreich. Man ging zur Kirche und Nagel hielt uns eine Predigt, die wohl Niemand ungetroffen ließ. Hauptsächlich sprach er davon, daß wir noch nie so rechte Trübsal erfahren hätten, namentlich Mariechen. Er hielt ihr alles Glück, allen Segen vor, womit der HErr sie überschüttet von je her, es würde aber nicht ausbleiben, wir müßten uns ja rüsten. Dazu hatte ich ihn gebeten, das Lied singen zu lassen mit dem wiederkehrenden Schluß: Alles Ding währt seine Zeit, Gottes Lieb in Ewigkeit.

Wir setzten uns an die reiche Tafel in dem prachtvoll decorirten neuen Saal. Eine wunderschöne Wasserkunst war angebracht, das Wasser sprang über 3 Becken unter Orangenbäumen. Die Gesellschaft war ungewöhnlich geistig angeregt und Gott gab, daß die äußerste Innigkeit und Herzlichkeit alle verschiedenen Gesinnungen bedeckte. Es war, als ob die Liebe, die uns segnete, auch die ganze Gesellschaft heilig berührte. Dies namentlich brachte meinen Schwiegervater außer sich vor Freude; es glänzte sein freundliches Herz in seinen Augen und jedermann mußte ihn mit Entzücken ansehen, es hätte ihm Niemand etwas zu leide thun können. Nach Tisch begann das Feuerwerk jenseits des Sees. Es brannten unsere Namenszüge und namentlich ein großes Kreuz — dunkelroth, prachtvoll. Dann fingen die schönsten Raketen an aufzusteigen, sie fielen vor unsern Augen, trotz des starken Sturmes, jenseits des Sees nieder, sodaß die ganze Gesellschaft nichts besorgte, außer Onkel

Wartensleben und ich . . . Unmittelbar nach den beiden Raketen, die ich mit großer Angst quer über den See fliegen sah, trat Onkel Wartensleben dicht an mich heran und sagte ganz aufgeregt — halb zornig: — „jetzt ist Feuer, nun ist's gut." —

Thadden selbst schreibt von diesem Abend: „Die Kinder sollten noch etwas singen und Nagel wollte auch für die ganze Gesellschaft und Hausgenossen eine Abendstunde halten. Aber nachdem besonders in letzter Zeit in Trieglaff so viele Abendstunden verhallt waren, hatte der Herr eine andere Abendstunde beschlossen. Die ersten Raketen gingen gut, bis sich mein leichtsinniger Feuerwerker, ein Tischler, der Artillerist gewesen, auf den Rath der Kinder verleiten ließ, die Raketen schräger zu richten. Ich kann meine Mitschuld nicht ganz damit bemänteln, daß ich 3 Landräthe in der Gesellschaft hatte, der meinige sogar Feuerkassen-Direktor, daß weder sie noch ein anderer mich warnte, daß ich die beiden Hauptfeuerwerker in Berlin über die Distanz gesprochen habe, die sie hinter dem See zu weit fanden. . . . In wenigen Minuten stand die ganze Südseite des Dorfes der Länge nach in Flammen, die man 10 Meilen weit gesehen hat . . . Einen schmerzlichen Stich ins Herz bekam ich besonders, als es hieß: „die Bauern brennen auch schon;" also fremdes Eigenthum! Ganz heruntergebrannt sind meine Wirthschaftsgebäude außer dem Pferdestall, sämmtliche Schafställe und Scheunen mit der fast vollständigen Ernte und Futtervorräthen, Küster- und Prediger-Wittwenhaus, 6 Bauernhöfe, im Ganzen 24 Familien und viele Ställe. Dem aufopfernden Eifer meiner Leute gelang es, das sämmtliche Vieh mit Ausnahme von 14 Fohlen zu retten. Der Schäfer Wangerin erwiderte auf die Frage, ob er seine Habseligkeiten gerettet, triumphirend: „Nein — alles verbrannt, aber kein Schaf verloren."

Moritz Blankenburg berichtet weiter: „So wie ich auf den Hof trat, war die Flamme mannshoch auf dem First des Thorgebäudes an der Ecke des Pferdestalles. Ich besann mich

einen Augenblick . . . Ich ging zurück . . . Mariechen fand ich im Saal, ich nahm sie an der Hand und führte sie nach vorn und sagte: Alles Ding währt seine Zeit! Ich zog ihr meinen neuen Ueberzieher an, über das Brautkleid, wickelte ihr den Brautschleier um und überließ sie getrost Gott. Wunderbar war mir ihre Ruhe und noch wunderbarer die Festigkeit meiner Schwiegermutter. Wenn beide auch nur einen Ton der Klage ausgestoßen hätten, oder sonst dergleichen! — sie waren so ruhig als beim Kaffefeuer; ich ging deshalb auch getrost von ihnen, und arbeitete draußen. Es war gräßlich! — Die Pferde mußten ohne Geschirr heraus, da der Stall gleich voll Rauch war, die Kühe und Ochsen kamen nur mit Mühe heraus. Mit Gedankenschnelle lief die Flamme am Strohdach bis an die Ecke, wo der Kuhstall auf 10 Schritt ans Wohnhaus stieß. Beide Spritzen standen unter dem neuen Saal im Keller zur Wasserkunst; . . . eine Laterne war nicht zu haben. Wir überzeugten uns, daß eine halbe Stunde vergehen würde ehe wir Wasser bekämen und das Wohnhaus nicht zu retten sei, wenn nicht bald fremde Spritzen kämen. Die Inspektorei brannte ab; mit Mühe mußten Frau und Kinder gerettet werden. Mein Schwiegervater war gleich ins Dorf zu den Bauern gerannt. Es wurde der Befehl zum Ausräumen gegeben. Jetzt entstand eine furchtbare Scene: die Damen in Hochzeitskleidern, die Herren in Ständeuniformen und dazu der Sturm! Das Wasser, das in Tubben und Eimern vom See heraufgeschleppt wurde, die lose herumlaufenden Pferde, das Geschrei der Kopflosen! Als ich einmal nach hinten stürzte, um nach Mariechen zu sehen, fand ich sie im Streit mit R., der ganz quatsch war und die Kutschpferde nicht vor einen Feuereimer spannen wollte; er hielt unter Betten und Porzellan und wollte, glaub' ich, Damen retten. Mariechen hatte über den Brautkranz einen alten, bunten Zeughut; bis über die Knöchel im Wasser spannte sie dem R. die Pferde vom Wagen. Otto Bismarck kam auch dazu und wir wußten nicht, ob wir grob werden sollten oder

lachen. Zum großen Glück, als eben das Wohnhaus Flammen fing, kam die Zimmerhäuser Spritze durch den Garten gejagt und stellte sich dicht an den brennenden Kuhstall, so wurde das Haus naß gehalten und gerettet. Indes, wir haben es nicht gerettet, sondern Gott der HErr. Einige Tage nachher fanden wir nämlich Kohlen und verbranntes Stroh in der Flachskammer, die durch ein zersprungenes Fenster herein geflogen waren, es hatte eben doch nicht zünden sollen.

Mein Schwiegervater war in den ersten Tagen ein Bild des Jammers, er hatte nicht eine Stunde Ruhe, und erst als er allen Leuten versprochen, allen Schaden zu ersetzen. Man schätzt die ganze Geschichte auf 30 000 Thaler. Ich muß gestehen, daß die Stimmung dort über alles menschliche Glauben ist. Ich glaube, Niemand hat ein böses Wort gehört, als am ersten Morgen von den Weibern; wie gerecht war ihr Schmerz — denn sie hatten Alles verloren, einige sind nur mit großer Mühe davon gekommen; — einem Kinde war schon die Nase angebrannt. Wie dankbar müssen wir nicht Gott sein, daß er das Gräßlichste in Gnaden abgewandt hat. Aus der ganzen Gegend wird Trieglaff mit Gaben überhäuft. Die meisten Gutsbesitzer zeichnen 100 Thaler und darüber. Betten kommen fuhrenweise an, Korn wispelweise. Das Vieh ist längst untergebracht. Außerdem kommen Anerbietungen zu Credit bis ins Lächerliche. In Trieglaff ist eine große Nähfabrik; die nothwendigsten Kleidungsstücke sind wieder hergestellt. . . . Mit den Bauern haben wir meinen Schwiegervater gänzlich verglichen, und auch diese sind über allen Glauben billig gewesen. . . . Grausig war es, aber schön, unendlich schön — daß über allen Brand hinweg das roth erleuchtete Kreuz bis zum Aufgang der Sonne brannte. — Ist es nun auch erloschen, so sind die ewigen Strahlen, die uns alle vom Kreuz herab erwärmen und erhalten, doch nicht erloschen. . . . Ich werde nun wohl lange nicht reisen, mein Paß nach Frankreich für mich nebst Gemahlin

liegt unbenutzt hier; mein Reisegeld wußte ich besser anzuwenden, und Arbeit fehlt uns gerade auch nicht.“

Thadden schreibt: „Ein großes Gnadengeschenk habe ich schon bei diesem Unglück erhalten, vielleicht das größte in meinem ganzen Leben: — es ist kein Menschenleben verloren gegangen — zwei Wöchnerinnen wurden aus den brennenden Häusern getragen; ja ich hoffe, daß Trieglaff aus seinem Schlaf erwachen, viel neues Leben gewinnen wird.“

Am Sonntag nach dem Feuer (dem Erndtefest) hielt Nagel eine ergreifende Predigt, zu der sehr viele Nachbarn sich einfanden.

Thadden trug sehr schwer an diesem Unglück, oder eigentlich an dem Gefühl, daran Schuld zu sein durch Unvorsichtigkeit. Aus seiner Seele heraus schreibt Gerlach an ihn:

. . . Der Herr läßt sein Wort an Euch in Erfüllung gehen, — daß Er viel fordern wird von solchen, denen er viel gegeben hat. Dies Bewußtsein ist lebendig in Euch und hält Euch aufrecht, ich brauche also nicht viel davon zu schreiben. An sich würde es mir also nicht schwer werden, ja zu sagen dazu, daß Du einen so großen Theil Deines Vermögens verloren hast, Du hast ja reichen Ersatz in himmlischen Gütern, und wie sehr Du Dich auch vor der Befleckung mit irdischem Gut gehütet hast, etwas schwarz werden die Finger doch, wenn man Geld zählt. . . . Ich hoffe, Ihr kennt mich genug, um in diesen Aeußerungen kein kaltsinniges Moralisiren zu finden. Mich freut noch besonders die Erhaltung des mir so lieben Hauses. . . . So weit wäre alles gut, aber nun kommt der schwere Umstand, daß Du Dir selbst eine Schuld beimissest. Freilich ist die ganze Schuld — Unvorsichtigkeit, eine Schuld, bei der ich vor zu vieler Buße warnen möchte, damit die Buße nicht den rechten Fleck verfehle. . . . Ich weiß daher wirklich nicht recht, wie ich es hätte anfangen sollen, wenn mir, wie dem Pastor Nagel, obgelegen hätte, Dir eine Strafpredigt zu halten. Unter uns freilich hätte ich Dir vielleicht zu bedenken

gegeben, ob nicht in allen diesen Feuer- und Wasserkünsten ꝛc. etwas Scheu vor der Kreuzesgestalt dessen ist, der so verachtet ist, daß man das Angesicht vor Ihm verbirgt, der Scheu, vor der Du selbst so gut zu warnen weißt. Als man 1824 schrieb anstatt 1844 in jenem Monat Oktober, wo ich mich mit Augusten verlobte, verstandest Du Dich auf so etwas noch nicht. Doch muß ich hinzusetzen, daß ich gerade bei Gelegenheit von Mariechens Hochzeit Dir solche Vorhaltungen nicht gemacht haben würde, denn da haben Schwärmer und Raketen ihr Recht. . . .

Moritz schreibt, daß Euch die Frage wegen der Feuerkassengelder quält. Du weißt, daß ich in solchen Fällen zunächst auf objektive Rechtsverhältnisse dringe. Vergleiche §. 48 ꝛc. des Feuersocietäts-Reglement ꝛc. mit §. 18 I. 6 des allgemeinen Landrechts, wo ihr das — was hier rechtens ist — gut zusammengestellt findet. . . . Mußt Du die Schuld auf Dich nehmen, so rathe ich Dir entschieden auch den ganzen Schaden in dem weitesten Umfange allein zu tragen: — eine günstigere rechtmäßigere Weise einen bedeutenden Theil Deines Vermögens los zu werden giebt es nicht. Nur so wirst Du den mehr als goldenen inneren Frieden des Gewissens wieder gewinnen und für Dich und Andere alle die friedsame Frucht der Gerechtigkeit genießen, die der Herr in diese Züchtigung dem Keim nach gelegt hat. Wenn ich aber sage: allein tragen, so habe ich mich natürlich nicht ausschließen wollen. Es versteht sich von selbst, daß Jettchen und Du auf Euer großes Credit bei mir beliebig ziehen könnt und daß das Honoriren der Tratte keine andere Grenze hat, als mein Vermögen. . . ."

Das junge Paar Moritz und Marie v. Blankenburg war in Cardemin — nur eine Viertelmeile von Trieglaff — eingezogen. Bei dieser Nähe konnte man den neuen Haushalt eine Erweiterung des Trieglaffer Hauses nennen. Wie Mariechens viele Freundinnen, so belebten auch Blankenburgs Freunde den jungen wie den alten Haushalt. Besonders war es Otto

v. Bismarck, der in jener Zeit ein oft und gern gesehener Gast in Trieglaff und Cardemin war. Ausgelassen vergnügt bei harmlosen Spielen mit den Trieglaffer Söhnen, war er der geistvollste Gesellschafter und stach gegen die gewöhnliche pommersche Art durch Gewandtheit und feine Formen angenehm ab. Er nahm lebhaften Theil an Shakespeare-Abenden in Cardemin, er erzählte in Trieglaff von seinem Aufenthalt in England, er belebte die Unterhaltung, die sich mit Politik beschäftigte, durch geistvolle Anschauungen und unerwartete Gedankenblitze. So z. B. drehte sich das Gespräch einst um Glaubensfreiheit und Bismarck vertheidigte den Satz: „Erfülle Deine Bürgerpflicht, nach Deinem Glauben frag ich nicht.“ Es wurde ihm erwidert, dann müßte er für Emanzipation der Juden stimmen. „Da frage ich auch nicht, denen sehe ich's an,“ erwiderte er rasch.

In den ersten vierziger Jahren beschäftigte die Reform des Ehegesetzes die ernsteren Gemüther. Otto v. Gerlach sowie Pastor Maresch in Jassow waren mit ihrem christlichen Gewissen dem herrschenden Unwesen entgegen getreten und hatten die Wiedertrauung geschiedener Ehegatten verweigert. Ludwig v. Gerlach, der zur Berathung des neuen Ehegesetzes vom König nach Berlin gerufen war, forderte Thadden auf, die Trieglaffer Conferenz zu einer Erklärung darüber zu veranlassen. „Ist es nicht schmählich, daß die Kirche zu dieser Sache so schweigt? Diese Bemerkung mache ich nicht bloß, sondern S. M. der König hat sie mehrfach gemacht.“

Die Trieglaffer Conferenz hatte schon 1843 bestimmte Beschlüsse gefaßt und Erklärungen abgegeben.

Im Frühjahr 1845 votirte der Pommersche Provinziallandtag, dem Thadden angehörte, gegen seinen und Herrn v. Puttkamers Widerspruch, eine Petition, die einen Protest enthält gegen das Ehe-Reformgesetz und gegen die von gläubigen Geistlichen gewollte und ausgeübte Kirchenzucht. Dieser letztere Protest war veranlaßt durch die Petition eines Ehepaares, das

wegen Unversöhnlichkeit gegen den Lehrer durch ihren Pastor (Dieckmann) vom Abendmahl zurückgewiesen war. Dagegen beleuchtet Thadden in seinen „Diskussionsmomenten“ (siehe Anlage H.) die Sache scharf und klar, hebt das Recht der Kirche hervor, Zucht zu üben, wobei sowohl Luther als das Allgemeine Landrecht herangezogen wird, und greift schließlich die Beschuldigung der Heuchelei gegen eine Anzahl Geistlicher heraus, indem er das Kirchenregiment auffordert, eine genaue Untersuchung einzuleiten, eventuell durch eine Kirchenvisitation. Thadden sagte in einer vertraulichen Aeußerung über die jenem Protest des Provinziallandtags zu Grunde liegenden Motive: „Der König soll es wissen, daß das ganze Land seiner Begünstigung der pietistischen Tendenzen müde ist.“ Zu derselben Zeit sagte er einmal: „Die evangelische Kirche wird durch Wunder regiert.“

Es war die Zeit des Deutschkatholicismus und der Lichtfreunde; Ronge machte seine Triumphzüge durch Deutschland, und für und wider wurde heftig gekämpft. Ludwig v. Gerlach schrieb ihm damals:

„Mit großer Theilnahme lese ich in Deinem Briefe Deine Kämpfe in Stettin. Alles dies wäre erfreulich als geweissagte Zeichen des Kommens des Reiches Gottes, wenn wir gerüstet und geschickt und verbunden wären. Wir haben den Rationalismus verachtet, statt ihn in uns zu suchen, zu finden und zu besiegen. . . . Es war keine kleine Aufgabe aus unserem — mir bekanntlich höchst ehrwürdigen Pietismus und Herrnhutismus der zwanziger Jahre in evangelisches Kirchthum überzugehen; diese Aufgabe ist uns einmal gestellt, aber als Antinomisten und Separatisten können wir sie nicht lösen . . . Wohl uns, daß der Herr lebt und regiert, dessen wir wohl, der unser aber nicht bedarf.“

Im September 1845 wurde Thaddens silberne Hochzeit gefeiert durch die Taufe der ersten Enkelin Magdalene v. Blankenburg, am 5. August in Cardemin geboren.

Im Jahre 1846 wurde vom König Friedrich Wilhelm IV. die außerordentliche Generalsynode nach Berlin berufen. Thadden wurde Mitglied derselben. Gerlach schreibt darüber:

Daß Du Synodalis geworden, hat mich und besonders [Consistorialpräsident] Göschel sehr gefreut. Ich hoffe Dich in einigen Tagen hier zu sehen und wir wollen dann alles Nöthige besprechen. . . . Instruktion zu geben freilich bin ich Dir gegenüber nicht fähig. Was Dein bisheriger, von Pietismus, Separatismus der besten Art tingierter Standpunkt mit sich bringt und erlaubt, das verstehst Du besser, als ich. Ich bin darin Dein Schüler. Nun halte ich zwar diesen Standpunkt selbst für ungenügend für einen Synodalis, ich vermisse darin den Fortschritt zum evangelischen Kirchenthum. Aber Alles, was ich Dir bisher in diesem Sinne gesagt, hast Du als Jongleur-Kugeln angesehen oder so angehört, wie der Fisch die Einladung des Singvogels auf dem Blüthenbaum, den Frühling mit ihm zu genießen, oder wie der Vogel die Einladung des Fisches, es sei so wohlig in der kühlen Fluth. Worauf es mir ankommt — und so weit sind wir ja wohl einig — ist, daß die Synode die wahren Zustände der Kirche über ihre Spaltung und Zerrüttung nicht zudeckt, sondern zur hellsten Evidenz bringt. Dahin muß mit allen Kräften gegen alle Mittelleute gearbeitet werden. Diese Liebes- und Glaubensarbeit wird nicht allein alle schädlichen Beschlüsse der Synode verhindern, nicht allein lehrreich sein für alle Synodales, sondern auch erweckend, verbindend, für die Gläubigen, einladend, mahnend für die Unentschiedenen, heilsam erschütternd für die Lichtfreunde. . . . Nicht blos Unglauben, sondern auch Glauben wird auf diesem Wege an den Tag kommen. Deine Vorliebe für die Knechtsgestalt, für das von der Sonne verbrannte Angesicht der Kirche kannst Du dabei reichlich befriedigen, aber auch ihr inwendiger Glanz wird und muß dabei an's Licht kommen.

Die Aufgaben, die der Versammlung zugewiesen wurden, waren sehr bedeutende. Zunächst galt es die Grundlagen einer

neuen Kirchenverfassung zu schaffen, in welcher dem Gemeindeleben eine größere Bethätigung ermöglicht werden sollte. Ferner waren die Schwierigkeiten ins Auge zu fassen, die aus der Geltung zweier Bekenntnisse innerhalb der Landeskirche erwuchsen, wobei besonders die Frage nach der Lehrverpflichtung und dem Ordinationsgelübde der Geistlichen erörtert wurde. Der Unglaube und feige Halbglaube macht sich dabei sehr breit, sogar eine Aenderung des apostolischen Glaubensbekenntnisses, als nicht mehr zeitgemäß, wurde beantragt.

Damals hielt Goßner in der böhmischen Kirche die berühmte Predigt, in welcher er von dem eingerissenen Zaun um den Weinberg Gottes sprach: „Und da sitzt denn der Minister Eichhorn und die ganze Synode, und die wilden Säue kommen hinein und sagen: Guten Tag, lieben Brüder!"

Thaddens Rede bei Gelegenheit der Verhandlungen über den Bekenntnisstand der einzelnen Provinzen bespricht die — sehr freisinnige — Darmstädter Kirchenzeitung folgendermaßen:

Der bekannte gastfreundliche Gutsherr, in dessen Hause jährlich eine Conferenz streng lutherischer Prediger sich versammelt, der aber mit der begeisterten Vorliebe für das Lutherthum die feinste Sitte des Edelmanns, den geistreichen Witz eines vielbelesenen Literaten, den sprudelnden Humor eines muthwilligen Weltkindes aber auch, was am meisten für ihn einnimmt, die gutmüthigste Freundlichkeit gegen die direktesten Gegner seiner Exclusivität verbindet — sagt, seine Provinz sei ein ganz echt lutherisches Land, daher ihnen in der Union nicht recht wohl sei; wenn er prahlen wollte, könnte er sagen, es sei eine kleine Partei, um sich dann die Verheißung anzueignen: „Fürchte dich nicht, du kleine Heerde", oder um mit Gideon zu sprechen: „des Volkes ist noch zu viel." Aber so prahlen dürfe er nicht, diese Partei sei nicht klein und ein gewisser Conservatismus, der die ganze Provinz durchdringe, führe ihr immer neuen Zuwachs zu. „Ich bestreite es nicht,"

sagte er," daß unsere Gegend etwas engherzig ist — wir sind nicht so klug wie unsere Gegner — exclusiv — für manche eine langweilige Klasse von Menschen, aber der Kern ist gesund. Wir fürchten, daß uns in der mürben Kirche einmal das ganze Christenthum wie ein Aal durch die Hand schlüpfen werde, darum lieben wir den alten lutherischen Dom mit seinen Zacken und Spitzen, darum schätzen wir das alte concrete Bekenntnis gegenüber einem blauen Dunst, von dem man nicht weiß, was daraus wird."

Ludwig von Gerlach bemerkt dazu: „Der leibhaftige Thadden."

In einer späteren Rede sprach er über die „Ab- und Zurückstellung der alten Symbole, ohne daß neue von gleicher Autorität und Dignität an ihre Stelle treten" und behauptete, dies führe zur Hierarchie. (Siehe Anlage J.)

Seine Frau schrieb ihm damals: „Alexander Wartensleben brachte mir Deinen Gruß, . . . gestand mir aber, daß er Dich ungemein afficirt gefunden habe und sehr zerstreut. . . . Das war mir doch recht niederschlagend. Ach Du lieber Mann, laß Dich doch nicht so schrecklich aufregen, ach bitte doch den lieben Herrn, daß Er Dir Frieden, Stille, Nüchternheit ins Herz gießen möge, ach die rechte nüchterne Besonnenheit, ohne die ein Christenmensch doch gewiß nichts Gott Wohlgefälliges thun kann, und die Du nun zu Deinem Werk vor allen Dingen brauchst! Nur in einem stillen Wasser kann sich die Sonne spiegeln."

Trotz allem Betrübenden war Thadden doch imponirt von dem vielen Christlichen, was man auf der Synode hörte. In seiner Art sagte er, die Synode wäre die beste Gesellschaft, in die man in Berlin gehen könnte.

An der allgemeinen Abendmahlsfeier der Synodalen nahm Thadden nicht Theil, wohl wegen konfessioneller Bedenken; mit ihm schloß sich auch Graf Schwerin — der nachmalige Märzminister — davon aus.

In die Gedenkblätter, welche die Mitglieder der Synode

sich beim Abschied gegenseitig widmeten, schrieb Thadden das Wort aus Shakespeares König Lear: „Ja und Nein zugleich, das ist keine gute Theologie.“

Während Thadden in Berlin zur Synode war, hatte sein jüngster dreizehnjähriger Sohn Adolf in Stettin wo er auf dem Gymnasium war, die Masern. Ein bescheidener, gewissenhafter Knabe, galt er zu Hause nicht für sehr begabt, doch hatte er sich während seiner kurzen Schulzeit zur Zufriedenheit seiner Lehrer und zur Freude seiner Eltern schnell entwickelt. Früh schon war er um das Heil seiner Seele bekümmert und hat dies mit Thränen seiner Mutter ausgesprochen. — Nach seiner Genesung wurde ihm ein geschlossener Glaswagen geschickt, um ihn nach Trieglaff zu holen. Wie er Abends ankam, saß er auf dem Bock neben dem Kutscher. Dabei hatte er sich eine starke Erkältung zugezogen; in Trieglaff herrschte ohnedies das Nervenfieber, und er erkrankte auch daran.

Seine Mutter schreibt am 17. August sehr besorgt an ihren Mann, berichtet, wie er phantasirt und wieder gebetet hatte: „Nachmittag betete das kleine Jungchen viel, war sehr beängstigt um Vergebung seiner Sünden, „ja Rückschritt ist ein böser Gast — Ach mein Gott, mein lieber Herr Jesu Christe vergieb mir meine Sünden, ach, mache mich nur selig“! rief er mit durchdringender Stimme . . . So recht dringend bat er auch, der Herr möchte ihm doch rechte Buße verleihen, „aber rechte wahre Buße, keine Heuchelbuße.“ Wie wohl und wie wehe mir das Alles kreuzweise durchs Herz ging, kannst Du Dir wohl denken. . . . Mein liebster Mann, wie mich's schmerzt, daß ich Dir diese schweren Tage durch meine Briefe noch schwerer mache, kann ich Dir nicht sagen, aber der Herr hat es doch so geschickt! Er wolle Dich stärken mit Seinem Geist. Beschließet einen Rath und es wird nichts daraus, fällt mir auch manchmal bei der Synode ein. . . . Wie wunderbar sind Gottes Wege, daß Du nun fest in Berlin bist, und ich hier mit dem kranken Kinde allein.

Adolf starb am 19. August. Thadden schreibt an seinen Sohn Reinhold:

„Gestern früh 8 Uhr haben wir die Leiche unseres lieben Füchschens zur Ruhe gebracht. Prediger Nagel hielt die Leichenrede über „Offenb. Joh. 5: Es hat überwunden der Löwe aus dem Stamme Juda!" Das war ein schwerer Gang! Ach, möchten unsere kalten und trüben Herzen nur auch recht aufwachen aus dem Todesschlaf."

Der armen Mutter war das Herz zerrissen, sie beweinte ihren Jüngsten heiß und schmerzlich.

Mariechen, die glückliche junge Frau, die nie ein Leid erfahren hatte, konnte die tiefe Trauer der Mutter nicht recht fassen. — Adolf wäre ja selig, und darüber müßten sie sich freuen.

Es währte nicht lange, da erkrankte auch die Mutter am Nervenfieber. Mariechen ging ab und zu von Cardemin, dann blieb sie ganz zur Pflege in Trieglaff. Die Söhne kamen, die beiden Schwäger Gerlach und Senfft. Die Kranke hatte viel phantasirt, auch von geistlichen Dingen. So oft sie angeredet wurde, war sie bei vollem Bewußtsein, dann sprach sie ihr volles Vertrauen auf des Herrn unverdiente Gnade aus. Einmal fragte sie nach N. (einem nahen Freund des Hauses) und sagte mit Beziehung auf eine eben vorliegende Duellgeschichte: „Nun, dann schreibe ihm, es ist ja schrecklich, ob er im Duell bleibt oder der Andere, das ist ganz gleich. Er mag es immer Pietismus nennen, daraus mache ich mir nichts." Es wurden ihr Lieder und Psalmenverse vorgesagt. Gefragt, ob sie litte: „Ich kann nur sagen, ich bin der Herrlichkeit nicht werth, die uns soll offenbar werden, — das behält jetzt die Oberhand; ich kann dem Herrn nicht genug danken, ich bin eigentlich nicht werth von geistlichen Dingen zu reden, wenn Er es aber giebt, so kann man nichts thun, als es dankend annehmen." Alles in kurzen abgebrochenen Sätzen. Kein Schmerz, keine Klage.

Alle saßen um das Krankenbett — Gatte, Kinder und Freunde, still betend. Als das Ende nahte, betete Pastor Nagel und während des Gebets entschlief sie. Still und sanft nahm ihr Herr sie zu sich, früh um 7½ Uhr am 4. Oktober — demselben Tag, wo vor 26 Jahren Thadden mit ihr in Trieglaff eingezogen war, wo vor 2 Jahren jenes feurig bezeichnete Hochzeitsfest gefeiert wurde. Nun war sie eingeführt in die ewigen Hütten, nun nahm sie Theil am Hochzeitsfeste des Lammes. Viele Thränen wurden ihr nachgeweint, die Alle mit erquickender Liebe umfaßt hatte.

Am 6. Oktober wurde sie begraben in einem grünen Sarg; ihre rothe Bibel lag darauf, von 7 Lichtern umgeben, — Hoffnung, Blut der Versöhnung, Himmelslicht. Otto v. Bismarck ordnete den Leichenzug. Als alles vorüber war, hielt der Vormäher Carl Schmidt — ein einfacher pommerscher Landmann — ein lautes, knieendes Gebet am Grabe.

Die Bestimmung für ihr Begräbnis hatte die edle, fromme Frau selbst getroffen in folgenden Worten:

Meine Grabschrift: Das Dichten und Trachten des menschlichen Herzens ist böse von Jugend auf. Wir werden ohne Verdienst gerecht u. s. w. Lied: Sei mir tausendmal gegrüßet u. s. w. Mein Sarg: grasgrün, und meine rothe Bibel ohne Umschlag darauf gelegt, so lange er während der Leichenpredigt in der Kirche steht. Nachher soll Marie die Bibel haben. Dies ist Alles mein ernstlicher Wunsch. Bin ich gewaschen in Christi rothem Blut, so ist ja die Hoffnung des ewigen Lebens mein, so kann mein Sarg wohl ein glänzendes Grün haben, so spreche ich denn aus den beiden Farben zum letzten Mal mit allen meinen Lieben sowohl im Hause, als im Dorf: Leben wir, so leben wir dem Herrn, sterben wir, so sterben wir dem Herrn.

Trieglaff, den 1. April 1840.

Mariechens Herz war durch diesen Verlust tief erschrocken. Sie blieb zunächst in Trieglaff zum Trost des tiefbetrübten Vaters und feierte dort sehr traurig ihren Geburtstag am 11. Oktober. Sie konnte nicht recht weinen, die Anstregung der Nachtwachen machte sich jetzt erst recht fühlbar. Der arme Moritz, voll trüber Ahnungen, richtete alles für ein Krankenlager ein, als sie nach Cardemin zurückkehrte. Am 16. Oktobter legte sie sich, um nicht wieder aufzustehn.

Das Nervenfieber brach auch bei ihr aus, viele Phantasien und große Angst quälte sie. In freien Augenblicken war sie dann rührend liebevoll wie ein Kind, auch in den Phantasien betete sie — oft um Genesung, oft um Stille — in kindlichem Glauben. Ihr Vater besuchte sie oft, und sie erkannte ihn immer. Einige Tage vor ihrem Ende ließ sie ihn rufen, um ihm ihre letzten irdischen Wünsche mitzutheilen. Zuletzt war sie ganz still in ihres Herrn Willen ergeben; sie sah ihr Kind mit großer Freude an, sie sagte zu ihrem Mann: „Dich kenne ich; ich habe Dich lieb, aber nicht mehr zu viel lieb.“

Am 10. November Mittags um 12½ entschlief sie in den Armen ihres Mannes und wurde in Trieglaff auf dem schön gelegenen Kirchhof begraben, dicht am See, umgeben von alten Eichen.

An den tieftrauernden Vater schreibt Gerlach: „Sei getrost, lieber Bruder, und bekenne und preise den Herrn, der Alles wohl gemacht hat! Sei stark und stärke die andern, den armen Moritz, aus dessen Herzen so rothes Blut quillt.“

Thadden trug sein großes Leid seine Vereinsamung sehr still. Nach Mariechens Tode äußerte er einmal: „Gott hat dem Ertrinkenden die letzte Planke genommen, an die er sich noch zu halten hoffte.“

Fast unmittelbar an das große Leid, unter das sich Thadden still gebeugt, und das sein häusliches und persönliches Leben so ganz verändert hatte, schließt sich sein öffentliches

Auftreten auf politischem Gebiet. Als im Frühjahre 1847 König Friedrich Wilhelm IV. den vereinigten Landtag berief, wurde Thadden Mitglied desselben. Er fand bald Gelegenheit seinen klaren Blick, seine ritterliche Furchtlosigkeit und strenge Wahrhaftigkeit zu zeigen, unbeirrt durch den Spott und die Angriffe der Gegner, wie durch die kühle Zurückhaltung und die Warnungen seiner Freunde, denen oft seine auf Gottes Wort gegründeten, rückhaltlosen Aussprüche zu weitgehend und bedenklich erschienen.

Er war kein Redner nach gewöhnlichem Maßstabe. Mit Hinweis auf seine besondere Kopfbildung mit der auffallend hohen und breiten Stirn pflegte er zu sagen. „Mir fehlt der Hinterkopf; bei der besten Rede fehlt stets der Hintersatz.“ Deshalb gab er gern als „ungehaltene Rede“ in den Druck, was er nicht mündlich hatte sagen können. Was er aber sagte oder schrieb, das war kernig, schneidig, packend, das Rechte treffend, mit Citaten gewürzt, der tiefste Ernst fast immer mit dem glücklichsten Humor gepaart, oft so geistreich, daß die Fülle seiner Gedanken vielen Zuhörern erst bei gründlichem Studium verständlich wurde, was leicht den augenblicklichen Erfolg beeinträchtigte.

Eine solche nicht gehaltene Rede veröffentlichte er bei Gelegenheit der Berathungen des Preßgesetzes. Er äußert sich darin mit solcher Schärfe und Originalität, daß hinfort seine Worte stets die höchste Aufmerksamkeit erregten. Nicht etwa gegen die Preßfreiheit trat er auf, sondern gegen ihren Mißbrauch. „Preßfreiheit, aber der Galgen daneben“ verlangte er, d. h. strengste Bestrafung des Mißbrauchs, deshalb Namensunterschrift unter jeden Artikel, damit der Schreiber zur Rechenschaft zu ziehen sei. Alle Halbheit, alle Anonymität, „die nichts als Feigheit ist“, war ihm in den Tod verhaßt. „Wenn eine Zeitung auch wirklich von Männern geleitet wird, die der groben Lüge abhold sind“, sagte Thadden, „so hat sie doch als solche kein Gewissen, ihr gegenüber wird das Gewissen

des Publikums für Lüge und Wahrheit abgestumpft, und es entsteht gleichsam ein magnetischer Lügen-Rapport zwischen Publikum und Tagespresse" . . . „Soll die prätendirte Oeffentlichkeit eine Wahrheit werden, so muß der, schon in jeder ordentlichen Schule als Petzsystem gebrandmarkten heimlichen Angeberei die Maske abgerissen werden."

„Freies Wort, freie That ohne Maske und Schminke, Wahrheit, Freiheit, Recht, Gesetz, aber nach Wechselrecht mit der Verpflichtung auf mich selbst, das ist's, was wir fordern . . ." „Die Völker haben jetzt so gut ihre Schmeichler, wie weiland die Fürsten, und ich behaupte, ist je den Völkern auf eine unverschämte Weise geschmeichelt, so ist es jetzt" . . .

Ludwig von Gerlach schreibt ihm aus Magdeburg am 17. Mai:

Wie stark würden wir sein, wenn wir unsere Sünden in der Versammlung bekennten, aber, „da ich es wollte verschweigen, verschmachteten meine Gebeine", das ist unsere Schwäche. Du solltest diese meine höchst einfache Weisheit einmal auf dem Landtag von Dir geben. Von Deinen beiden Stylen empfehle ich dazu den groben, der hier sehr gut paßt, nicht den bizarren . . ." Ein anderes Mal: „Du schreibst jetzt durch die Zeitung an Deine Freunde, so muß man Dir auch darauf antworten. Du alter lieber Mensch rufst dem ganzen Europa in die Ohren: „Es trägt Verstand und rechter Sinn mit wenig Kunst sich selber vor" — und thust doch nicht nach diesem goldenen Wort, sondern steigst von der Rednerbühne, weil Du „gar kein Redner" seist."

Nach jener Rede von der Tribüne herabgestiegen vertheilte Thadden einen Vortrag: „Die Beredsamkeit eine Tugend und ein Laster," den er schon im vergangenen Jahre vor einer Gesellschaft von Synodalen gehalten hatte und nunmehr — mit zeitgemäßen Veränderungen — seinen geehrten Mitständen widmet. Ungemein geistreich reiht er eine Perlenschnur von Citaten aus Rednern und Dichtern an einander unter Bei-

behaltung der heitersten Formen. (Siehe Anlage K.) „In diesem Zusammenhange" schreibt er dem Freunde, „zum Nachbluten bitte ich Dich, dieses leichte Machwerk zu beurtheilen."

Nach einer Rede, die aber, wie Gerlach sagt, die Stenographen nur sehr unvollständig wiedergegeben haben, schreibt ihm Thadden: „Freund und Feind haben mir das Zeugniß gegeben, daß ich den Gegnern so grob gekommen bin, wie kein Anderer. Mit Bismarck will ich mich natürlich nicht messen, der in den letzten Sitzungen wieder ganz vortreffliche Sachen gesagt hat, doch in meinem Namen mit, was ich mehrmals dadurch praktisch gemacht habe, daß ich vor der Tribüne vorbeigehend mich zu ihm setzte und ihm die Hand drückte.

Das aber wird meinem Vortrag so leicht keiner angemerkt haben, wie sehr ich, — der nach wie vor Nicht-Redner, es war Bileams Eselin, die sprach — im stillen Kämmerlein unter heißem Gebet nach schlaflosen Nächten um ein recht scharfes Schwert gefleht habe. Canitz war natürlich über meinen Vortrag sehr erfreut, ganz besonders aber Bodelschwingh. Ich hoffe, daß Du mich wieder wenigstens für ehrlich erklären wirst. Mir war selbst vorher zu Muthe, als müßte mir der Scharfrichter den Degen entzwei brechen."

„Wenn Du Dich einmal vertheidigst", erwiderte Gerlach, so möchte man Dir gleich recht geben, so selten geschieht es. . . .

. . . Während das konservative Europa Dich bewundert, und Staatsmänner Deine Gunst suchen, krittle ich an den Ergüssen Deiner Genialität, aber ich denke, die Zustimmung versteht sich von selbst, und soweit will ich sie doch aussprechen, daß Du mir als Volksrepräsentant viel besser gefällst, denn als Synodale. . . .

Für Otto Bismarck begeistere ich mich mit Dir."

Weiter berichtet Thadden dem Freunde, daß ihm Prinz Friedrich gratulirt habe, erzählt auch von einem Diner im kleinen Kreise beim Prinzen Albrecht, wo er etwas dreist kleine Vorträge über Politik gehalten hätte. Ferner schreibt er: „Der

Prinz von Preußen sagte mir im Vorbeigehn: „Ich habe mich gefreut, Sie haben ihnen doch einigemal tüchtig die Wahrheit gesagt.“

Bei Gelegenheit der Verhandlung über die Juden-Emanzipation erklärte Thadden, sein Feldgeschrei sei: „Emanzipirung vom Judenthum! Emanzipirung der Christen von den Juden! Er will versuchen, das Prinzip ins Auge zu fassen, ob jüdische Lehrer fähig sind, an höheren Bildungsanstalten Unterricht zu ertheilen.“

Er bittet „um die Erlaubniß, die Gymnasien näher ins Auge fassen zu dürfen; denn was die Universitäten betrifft, so wird es den Studenten nicht an Gelegenheit fehlen, sich zu emanzipiren, und durch die Beredsamkeit ihrer Füße dem jüdischen Lehrer entgegen zu treten, wenn er es in seinen Vorlesungen wagen sollte, das Christenthum zu verlästern.“

Indem er die einzelnen Unterrichtsfächer durchgeht, kommt er auf die Mathematik. „Es ist hier früher gesagt worden, daß das Einmaleins doch nicht christlich oder jüdisch sein kann. Ich glaube, ich würde in das Irrenhaus gehören, wenn ich dies behauptete. Aber es können zum Einmaleins Amendements gestellt werden. Ein solches Amendement findet sich in der Hexenscene des Faust. Erlauben Sie mir, daß ich es Ihnen vortragen darf:

Du mußt verstehn! aus Eins mach zehn!
Und zwei laß gehn, und drei mach gleich,
So bist du reich; verlier die vier,
Aus fünf und sechs, so sagt die Hex',
Mach sieben und acht, so ist's vollbracht;
Und neun ist Eins, und zehn ist keins —
Das ist das Hexen-Einmaleins!

Ein geehrter Redner der Hexengesellschaft — es ist der Kater — liefert aber schon vorher hierzu den Kommentar, wenn er sagt:

Und laßt mich gewinnen, denn wär' ich bei Geld,
So wär' ich bei Sinnen.

Ja, in den Amendements da steckt es, da läßt sich so viel hinein legen. Fern sei es, eine Lästerung unserer jüdischen Brüder auszusprechen." . . . Als in der Versammlung Lärm entsteht, bemerkt der Redner: „Mißfalle ich Ihnen, meine Herren? Ich nehme das Mißfallen gern hin . . . Ich mache es ebenso, ich gebe auch Zeichen des Mißfallens, wenn einer meiner Gegner auf der Tribüne steht. Jetzt erlauben Sie mir aber auszureden." Der stenographische Bericht verzeichnet hier „Heiterkeit".

Weiterhin erwähnt er die Unmöglichkeit eines jüdischen Geschichtslehrers, z. B. die Geschichte der Kreuzzüge richtig vorzutragen. „Denken Sie sich einen Juden, der den großen Gottfried von Bouillon beschreibt — der nach der Eroberung von Jerusalem die Worte sprach, er könne da nicht die Königskrone tragen, wo unser Herr Christus die Dornenkrone getragen hat. — Ich sage, wenn der Jude nicht entweder ein Heuchler oder gräßlicher Spötter ist, so muß ihm das Wort auf der Lippe erstarren." Indem er den Ausspruch erwähnt, es wäre Thorheit, die Seligkeit eines Menschen von dem Bekenntniß seines Glaubens abhängig zu machen, erklärt er: „Ich bekenne mich auf das Entschiedenste zu dieser verachteten Partei, denn es ist keine andere, als diejenige, welche . . . ihre geistige Ahnenlinie zu dem Jünger hinaufführt, der seinen Glauben rund und offen bekannte: Du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes! — und dem darauf unser Herr und Heiland — ich sage: unser Herr und Heiland, denn noch haben wir keinen Juden in unserer Versammlung — dem Er sagte: Auf diesen Felsen will ich bauen meine Gemeinde." Das also, meine Herren, ist auch mein Glaube, von dem es schon im ersten Jahrhundert heißt, daß ihm aller Orten widersprochen wurde.

Schließlich stimme ich für völlige Emanzipirung der Juden — die aber allein darin bestehen kann, daß sie sich von Grund der Seele zu Dem bekennen, der da gesagt hat: „Siehe, Ich

mache alles neu!“ Indem er noch von dem Vorwurf der Proselytenmacherei und von den Missionsbestrebungen spricht, weist er auf deren Früchte hin und nennt da den Professor August Neander, und schließt: „Nun wohlan, so fordere ich Sie auf, daß wir Alle Missionare werden, daß wir unsere trauernden jüdischen Brüder, die noch jetzt an den Wasserflüssen Babylons sitzen und weinen, wenn sie an Zion gedenken, — daß wir sie mit Adlersfittigen hintragen zu denjenigen Schätzen, die wir selbst als die höchsten und heiligsten erkennen! Aber — aber! Mit einem wehmüthigen Aber verlasse ich die Tribüne.“

Wehmüthig klingt auch, was er am 21. Juni schreibt:

„Gestern war ich mit einer Anzahl konservativer Mitglieder des Landtags beim König in Potsdam: — der ganze Hof, viele Fremde, Diner, Theater, Souper, Schrippenfest. Das „Oh Richard, oh mon roi, l'univers t'abandonne“ klang unhörbar, aber mir vernehmlich durch.“

Der bekannte Professor Heinrich Leo schrieb damals:

„Die Phrasen der beredtesten Glieder des Landtags sind nun alle verklungen und vergessen und haben ihren Lohn dahin. Die Wahrheiten aber, die Thadden den Leuten an den Kopf geworfen hat, sind Nüsse, die man anfangs als zu hart bei Seite geworfen hat, die man aber immer wieder unter den Stühlen hervorsucht und denkt: es wäre doch eine Schande, wenn ich sie nicht knacken sollte! Und so hört man rechts und links immer noch davon reden und daran knacken. Manchem thun die Zähne weh, und er wirft sie dreimal und viermal weg und holt sie wieder, zum größten Aerger des breiten Geschlechts der Zahnlosen, die mitleidig die Achseln zucken — was man sich mit solchem Zeug so viel Mühe gebe!“

Die ziemlich unfruchtbaren Verhandlungen des vereinigten Landtags wurden am 26. Juni geschlossen und Thadden kehrte in sein vereinsamtes Trieglaff zurück. Was in seinem Herzen vorging, was da von Leid und Wehmuth lag unter den geistvollen Reden und sprühenden Witzfunken, davon hören wir

nichts, als den Widerhall in den Briefen des vertrauten Freundes. Dieser schreibt ihm einmal: „Gewiß denkst Du manchmal in diesem wüsten Geschwätz der so nahen ewigen Ruhe.“ Ferner: „Denkst Du nicht oft, wie Jettchen, wenn sie noch in Trieglaff am See säße, dir folgen würde — denkend, verstehend, empfindend, vielleicht weinend?“

Und nach dem Schluß des Landtags schreibt L. v. Gerlach: „Auch meine Thränen sind wieder geflossen, als ich Dich, Deinen letzten Brief lesend, in Dein einsames Haus begleitete. Es ist schwer, immer vorwärts zu sehen, die „klammernden Organe“ wollen rückwärts.“

Im Spätsommer dieses Jahres begleitete Thadden seinen Freund L. v. Gerlach auf einer Reise in die Schweiz. Herr von Kleist-Retzow gehörte auch zu der Reisegesellschaft, sowie Thaddens Sohn Gerhard. Aeußerst charakteristisch ist die aufbehaltene Aeußerung Thaddens als Antwort auf Gerhards Klage über den schlechten Kaffee in einem Gasthaus: „Ja, der Kaffee ist schlecht, wir sind aber auch schlecht, das hebt sich also.“

Die Reise ging über Leipzig, Erlangen, Nürnberg; überall wurden hervorragende Männer, besonders Theologen, aufgesucht. In München verkehrten die Reisenden mit Professor Thiersch, sowie mit den Katholiken Görres, Ringseis, Lasaulx, Windischmann und Andern. Augsburg, Lindau, Constanz, Schaffhausen wurden besucht, im letzteren Ort traf die Reisegesellschaft den bekannten General Radowitz, der für Thaddens Landtagsreden schwärmte und grob wurde, wenn sie jemand nicht bewunderte. Es ging dann nach Zürich, Cappel, Zug, Schwyz, Uri, Unterwalden, Luzern, dem Mittelpunkt des damaligen Sonderbundes, wo die Freunde den Bundesgeneral v. Salis Soglio kennen lernten, der, ein protestantischer Graubündener Edelmann, das ideale Ziel verfolgte, Katholiken und Protestanten sollten unter der Fahne des Kreuzes gemeinschaftlich das positive Christenthum vertheidigen.

Mancher interessante Blick wurde gethan in das politische und kirchliche Parteiwesen der Schweiz. Thadden war so von den Ideen des Generals v. Salis eingenommen, daß er den halb ernsthaft gemeinten Gedanken aussprach, in Dienste des Sonderbundes zu treten. Der alte Freund Bethmann-Holweg, der auf dem Rückweg in Bonn aufgesucht wurde, mahnte mit ängstlicher Besorgniß davon ab. In Genf war auch Merle d'Aubigné besucht worden, im Baseler Missionshaus der spätere Generalsuperintendent Hoffmann und in Coblenz General Thiele.

Es kam das Jahr 1848! Die Pariser Februar-Revolution — dann die Märztage in Berlin! Thadden war um den 20. März in Berlin, voll von Angriffsplänen auf die Stadt, ja, er ging mit dem Gedanken um, das Schloß zu überfallen, den König wegzuführen — excentrische Ideen, die Ideen blieben.

Am 2. April trat der vereinigte Landtag noch einmal zusammen. Der Adresse, welche der Revolution zujauchzte — einstimmig wurde gewünscht — rief Thadden sein „nicht einstimmig" entgegen. Etwa vier Mitglieder stimmten ihm durch Sitzenbleiben zu — darunter Landrath v. Schenkendorf, Otto v. Bismarck-Schönhausen. Thadden sagte damals, alles wäre erstarrt vor eisiger Furcht. Unberührt von der ungeheuren Aufregung und der bodenlosen Verwirrung, die in Berlin herrschte, und auch unter den Mitgliedern des vereinigten Landtags, stand Herr v. Thadden stets Schulter an Schulter mit Herrn v. Bismarck-Schönhausen, unbewegt auch von dem Sturm des Hohns und der Angriffe, der ihn umbrauste. „Sehr wenig gehört jetzt dazu, um ein berühmter Mann zu werden", sagte er oft, „ein klein wenig Courage genügt, die ist jetzt der Inbegriff aller Kraft und Weisheit." Ein anderes Mal äußerte er: „Die anderthalb Pietisten sind doch noch die einzigen, mit denen etwas zu machen ist." Auch schreibt er in jenen Tagen: „Jetzt gilt der schöne Vers von Zinzendorf: Die Christen dürfen nicht verbrennen ohne Leuchten; ein Glaube, der nichts

thut, ist ein verdammt Geschwätz und muß Vernünftigen sehr unvernüftig deuchten."

Das wesentliche Resultat der kurzen Landtags-Session war das neue Wahlgesetz, auf Grund dessen die Nationalversammlung gewählt werden sollte.

Am 5. April hielt Thadden seine berühmte und berüchtigte Rede gegen dies Wahlgesetz. Darin sagte er:

„Meine Herren! ich verachte eine solche träge conservative Gesinnung, die in großen historischen Momenten nur an sich denkt, die dann nicht zu großen Opfern bereit ist, und ich fordere die Männer aus meiner Provinz aus allen drei Ständen auf, über mich Gericht zu halten, wenn sie mich nicht bereit finden zu Allem, was die Ehre und das Wohl des Vaterlandes als unerläßlich von mir fordert. Aber gerade darum muß ich mich gegen das Wahlgesetz aussprechen, weil es das Grundprinzip unserer Verfassung aufhebt und völlig umstößt. Ich protestire gegen jedes neue Wahlgesetz, welches das Prinzip der zwei Kurien und die Gliederung der drei Stände verläßt, obschon ich wahrlich keiner organischen Fortentwickelung unserer Verfassung verschlossen bin. Verzeihen Sie, daß ich mich jetzt vielleicht zu kurz fasse, aber ich kann ein Grundprinzip nicht anerkennen, nach welchem etwa auf 10 000 Pfund Menschenfleisch (inclusive Menschenknochen) ein Wähler kommt und vielleicht 40 000 Centner eben dergleichen einen Abgeordneten stellen."

Gelächter und ein vollständiger Tumult und sodann die Annahme des bekämpften Wahlgesetzes folgten dieser Rede. Bezeichnend für die damaligen Zustände und Stimmungen, wo man ernstlich an thätige Angriffe dachte, ist, daß Thadden einen vertrauten Freund bat, ihm zur nächsten Sitzung ein Paar geladene Pistolen bereit zu halten. Nachdem sie sich dann bald verständigt hatten, daß diese für Christen hier nicht die rechten Waffen seien, bestimmte Thadden den Freund, sich möglichst in seiner Nähe zu halten, obgleich es wenig Menschen

gegeben haben wird, so frei von Menschenfurcht, als Herrn v. Thadden-Trieglaff. „Ich habe nur Furcht vor der Furcht“, rief er oft aus in jener tollen Zeit.

Seine Rede aber ging wie ein Lauffeuer durch ganz Deutschland, in allen Zeitungen fand sie Aufnahme — ein Gegenstand des Spottes für die Einen, ein erfrischender Trunk für die Andern, für Alle ein Zeichen, daß der Muth der Ueberzeugungstreue, auch wo es gilt, gegen den Strom zu schwimmen, noch nicht ausgestorben war.

Die Motivirung des Votums, die im Landtag nicht verlesen war, erschien mit der Rede in der Königlich privilegierten Berlinischen Zeitung, und es ist werth, wieder in die Oeffentlichkeit gebracht zu werden. (Siehe Anlage L.)

Das „Volksblatt für Stadt und Land“ sagt darüber:

„Einstweilen stimmen wir mit Herrn von Thadden vollkommen überein, wenn er bei diesem neuen Wahlgesetze jede auch die gemäßigtste Berücksichtigung der historischen Zustände vermißt, und wenn er von demselben behauptet, daß es ebenso gut und ebenso schlecht auf einen Negerstaat im Innern Afrika's als auf den preußischen Staat passe. Man kann sich keine geistreichere und treffendere Kritik denken, als die wenigen Worte, die er in der Kammer gesprochen: Das Wahlgesetz beruhe auf dem Grundsatze des Fleischergewichts. Daß Herr v. Thadden überhaupt von dem größten Theile des Landtags sowohl als des Publikums nicht verstanden wird, finden wir ganz in der Ordnung. Dieses Schicksal theilt er mit allen eigenthümlichen Charakteren und tieferen Geistern. Daß aber die große Masse bereits über jede Ahnung einer historischen Natur hinweg und dahin gekommen ist, Herrn v. Thadden gleichsam als einen Verrückten zu betrachten und zu behandeln, den man nicht zu Worte kommen lassen dürfe, um keine Zeit zu verlieren, das ist eben der Beweis davon, wie wir in diesem Augenblick schon mit einem Schritt das Reich geistiger Pöbelherrschaft betreten haben.“

Am 10. April verhinderte die Majorität des Landtages, daß Thadden zum Worte kam, und bewies damit, was die gepriesene Redefreiheit bedeutete. Indessen benutzte er die Preßfreiheit und ließ sein „ungehörtes Votum" in den öffentlichen Blättern erscheinen. Er verweigert darin die geforderten 25 Millionen zum äußeren und inneren Schutz der Monarchie, für den herannahenden äußeren und inneren Krieg. Er weist hin auf „die herrliche Armee", die Europa in die Schranken fordern kann, verlangt, daß man ihre volle Autorität wieder herstellt, „sonst sind diese Millionen weggeworfen."

Er erklärt sich gegen die Bewilligung „so lange man sich noch vor dem Popanz beugt, der jetzt alle Länder durchzieht", denn so lange „wird man sich vergeblich bemühen, die gesellschaftliche und gesetzliche Ordnung wieder herzustellen."

Die Bewilligung wurde als Vertrauensvotum für das bestehende Ministerium verlangt. Da erinnert er den Finanzminister Hansemann an das Wort, was derselbe im Jahr vorher in die Versammlung hineinrief: „die Stände sind dazu da, das Ministerium aus seinem Schlafe aufzuwecken!" Diesem Ruf folge ich jetzt nur, wenn ich Verheißungen, die ich für erträumt halte, die Wirklichkeit abspreche." Thadden fährt fort: „Auch lasse ich mich nicht durch die Verlegenheit schrecken, die in Aussicht steht, wenn das jetzige Ministerium seinen Posten verläßt. Unter sechszehn Millionen Preußen werden sich immer noch einige nicht ganz rathlose Männer finden, die das Schiff über sturmbewegtes Meer, zwischen Klippen und Sandbänken hindurch in den Hafen bringen. Aber noch mehr: es könnten sogar zweizüngige Mantelträger, die nach Oben zu halbherzigen Conzessionen rathen, und dann wieder mit den Männern der Barrikaden fraternisiren, einen Einfluß gewinnen — es droht uns ein Ministerium der Anarchie? Hierauf antworte ich: Und wenn jetzt ein Ministerium Teufel an die Reihe käme, so kann mich daß nun und nimmermehr bestimmen, dem Unrecht ein Recht zuzugestehen." Er schließt mit den oft

zitirten Worten: „Jetzt, meine Herren, sind wir also in der Opposition und wir denken unsere Schuldigkeit zu thun. Gott der Allmächtige ist unser starker Schutz und Helfer. Für uns stehen freilich keine Fackelzüge, keine Ehrenpokale und Serenaden in Aussicht, wohl aber

ein ehrlicher Galgen und eine fröhliche Auferstehung!“

Eine Fluth von Schmähartikel und Carricaturen in den demokratischen Blättern ergoß sich über dies Votum und seinen kühnen Verfasser. Aber auch an freudigen Zustimmungen hat es nicht gefehlt, zum Beweis, daß es doch noch furchtlose Männer gab. Ein Herr v. W. schreibt am 18. April:

„Ich lese eben die Spenersche Zeitung. Herr v. Thadden — Bravo! lieber, ehrenwerther Mann! Ich will mit Freuden neben Ihnen hängen!“

Einige Offiziere der Spandauer Garnison erklären sich folgendermaßen:

„Wenn gleich die Unterzeichneten von der Wahrheit des Grundsatzes durchdrungen sind, daß der Soldat jeder politischen Demonstration sich enthalten müsse, so können wir doch nicht unterlassen, Ew. Hochwohlgeboren unsere vollste Anerkennung für die Veröffentlichung Ihres Votums auszusprechen. In einer Zeit der Lüge und der Schwäche thut es wohl, Männer öffentlich hervortreten zu sehen, die das Herz auf dem rechten Fleck haben, und dasjenige furchtlos und frei aussprechen, was Millionen stillschweigend mit Ihnen fühlen.“

Auch zwei schlesische Weber danken für das Votum, über das sie sich herzlich freuen, „in einer so traurigen und bewegten Zeit, wo alle finstern Mächte der Erde sich verbunden zu haben scheinen und ihr Gift und Galle in den Zeitungen ausgießen.“ Sie wünschen: „Gott der Allmächtige kräftige und stärke Sie ferner in diesem großen und schweren Kampfe, und sollte es in Seinem Rath beschlossen sein, daß die Lüge triumphirt, die Wahrheit aber untergeht, so soll daß unser Trost sein, daß

doch an jenem Tage die Werke der Finsterniß offenbar werden, und daß nicht nur, was Er thut, sondern auch geschehen läßt, ein gutes Ende nimmt . . . Unser Wunsch und Fürbitte ist die, daß der Herr Ew. Hochwohlgeboren noch lange möge Gesundheit und Muth schenken, und Er Ihr Schirm und Schild und sehr großer Lohn sei . . ."

Nachdem am 10. April der zweite vereinigte Landtag geschlossen war, folgten bald die Wahlen zur Nationalversammlung. Der Taumel hatte soweit um sich gegriffen, daß Thadden von seinen eigenen Leuten — und nie hat es besser und väterlicher Behandelte gegeben — nicht gewählt wurde, sondern ein trunksüchtiger Bauer.

Alles schien damals verloren, der Thron und damit Preußen dem Untergang nah. Gleich nach den verhängnißvollen Märztagen hatten manche alte königstreue Beamte und Offiziere in hoffnungslosem Mißmuth ihren Abschied genommen. Nach Vorlegung des Verfassungsentwurfs, der allerdings, nach Thaddens Ausdruck, für jeden Negerstaat ebenso gut paßte, wie für Preußen, folgten immer mehrere diesem Beispiel. Dies betrübte die edle ritterliche Gesinnung Thaddens auf das tiefste.

Er erklärte es für das Gegentheil der Treue, einen Freund zu verlassen, wenn er am Abgrund wandelte, von seinem Herrn sich zurückzuziehen, wenn er in Noth sei, seinem König den Dienst zu kündigen, wenn dieser ihn am nöthigsten brauchte. Gerade jetzt gelte es, fest auf dem Posten zu stehn, anstatt die Flinte ins Korn zu werfen, der Revolution auf den Leib zu rücken, statt sich in den Schmollwinkel zu setzen.

Der nachmalige Pastor Weise erzählte von einer merkwürdigen Begegnung mit Thadden:

Weise war im Frühjahr 1848 Hauslehrer bei dem Major v. Brincken, einem bewährten Christen, der als Bezirks-Commandeur der Landwehr das alte Schloß in Schievelbein bewohnte. Eines Abends kommt der Candidat spät aus der Stadt zurück, Sturm und Regen schlägt ihm ins Gesicht,

unheimlich knirschen die Wetterfahnen, und mit Mühe erreicht er das Schloß. Froh, aus dem Unwetter sich in den Schutz der dicken Mauern gerettet zu haben, hat er eben die Hausthür hinter sich geschlossen, als er tief unter sich eine dumpfe Stimme hört! Bald fällt aus der Tiefe, die Kellertreppe herauf, ein Lichtschein in den dunklen Flur. Er drückt sich in eine Ecke; da sieht er den Major mit gesenktem Haupt und niedergeschlagenen Augen, in jeder Hand ein Licht, langsam aus dem Keller emporsteigen. Ihm folgt ein stattlicher hochgewachsener Mann in langem Mantel, einen gewaltigen Krückstock in der Rechten, mit lauten, ernsten Worten tadelnd, ja heftig scheltend, während der Major, demüthig schweigend ihn zur Thür begleitet und hinausleuchtet. Als dann der Lichtschein auf den ganz erstaunten Candidaten fällt, nickt der Major ihm ernst zu, sagt aber nichts weiter als: „er war sehr böse.“ Auf Befragen antwortet er, immer noch wie in tiefen Gedanken: „es war ja der alte Thadden“.

Herr v. Brincken hatte nämlich auch seinen Abschied gefordert, und Thadden war zu seinem Freunde gekommen, um ihm die lebhaftesten Vorwürfe zu machen. Als der Major seinen Gast zur Hausthür geleitete, war er ganz hingenommen von der erhaltenen Strafpredigt, ein paar Treppen zu tief hinabgestiegen in die Keller des Schlosses, aus denen er eben wieder auftauchte, als der Candidat den Flur betrat.

Hierher gehört auch eine Aeußerung Gerlachs in Bezug auf die Stimmung seiner politischen Freunde in jenem Frühjahr: „Nur Thadden kritisirte nie den König, sondern nur sich und seine Mitstände, die sein Fleisch und Blut sind.“

So sehr Thadden die Revolution haßte, ja gerade, weil er sie haßte, verweigerte er es entschieden, sich an der in Preußen geplanten, in Pommern von Herrn v. W. . . . eifrig geförderten Gegenrevolution zu betheiligen. Ein Christ, wie er, konnte sich nicht dazu verstehn, Sünde mit Sünde zu bekämpfen, nur Gott wohlgefällige Waffen konnte er auch gegen

den gehaßtesten Feind gebrauchen. Aber ein Mann der That, mußte er selbst Hand anlegen, wo es galt, die Revolution zu bekämpfen. Schickte er doch seinen eigenen Sohn Reinhold in das österreichische Heer gegen das aufständische Ungarn und machte selbst im Generalstabe des Banus Jellachich einen Theil dieses Feldzuges mit.

An politischen Vereinen nahm er lebhaften Antheil. Der nächstliegende „Regenwalder constitutionelle Verein“, der die verschiedensten Schattirungen, vom schärfsten Reaktionär bis zum seichtesten Liberalen in sich beherbergte, und nur die regelrechten Demokraten ausschloß, konnte ihm nicht genügen.

Um so eifriger betheiligte er sich daran, die große Versammlung hervorragender Conservativer zu Stande zu bringen, die zuerst durch Herrn von Below-Hohendorf in kleinem Kreise angeregt, von seinen Freunden Gerlach, Herrn v. Bismarck-Schönhausen, Herrn v. Kleist-Retzow, seinem Schwiegersohn Blankenburg und Anderen gefördert wurde, zum gemeinsamen Vorgehen gegen die Revolution. Im Herbst trat dies sogenannte „Junkerparlament“ unter dem Präsidium des Herrn v. Kleist-Retzow in Berlin zusammen. Die konservative Partei wurde eigentlich gebildet und ihre Wirksamkeit in Vereinen organisirt.

Auch an der Gründung der „Neuen Preußischen Zeitung“ hatte er sich betheiligt. Indessen trat er bei diesen Anlässen nicht in den Vordergrund, wie er denn überhaupt eigentlich kein Politiker war. Ein königstreuer muthiger Mann ist er gewesen, der Recht und Wahrheit vertheidigte, wo er konnte.

Einer, der ihm nahe stand, urtheilt darüber:

Thaddens eigenartiges politisches Auftreten beruhte nicht blos auf seiner innersten Ueberzeugung, es war die Blüthe und die Frucht seines ganzen bisherigen Lebens, die Darstellung seiner vollen Persönlichkeit. Er war an ein furchtloses Bekennen seines Glaubens, an eine Einsetzung seines Seins und Wesens für das als Recht Erkannte gewöhnt. Das strenge

Gericht, das er allezeit gegen sich selbst ausübte, schmückte ihn aber auch mit jener Demuth, welche die Herzen gewinnt, und so konnte es nicht fehlen, daß er in dem Geisterkampfe jener Tage eine hervorragende Rolle spielte.

Auf der Berliner Pastoralkonferenz hielt er im Sommer 1848 einen sehr eigenthümlichen Vortrag über das Duell im Zusammenhang mit dem Kriege. (Siehe Anlage M.) Darin macht er einen großen Unterschied geltend. Das Duell für die eigene Ehre, für das armselige Ich verwirft er durchaus. Er wendet da Schillers Worte an:

„Muth zeiget auch der Mameluck,
Gehorsam ist des Christen Schmuck". —

sowie das göttliche Gebot vom Darreichen der Backe (Matth. 5, 39, 40).

Dagegen nimmt er den gerechten Zweikampf gegen strafbare Ungerechte in Schutz, den Krieg, welchen zwei Männer führen. Er nennt jeden Krieg einen Zweikampf, wo tausende von Sekundanten mitschlagen; er erinnert an die Kämpfe vor Troja, nennt David und Goliath offenbare aber ganz legitime Duellanten. Er wirft die Frage auf, ob nicht der Gesandte, statt durch seine beleidigte Abreise vielleicht für Tausende das Todesurtheil zu bringen, lieber den Minister des Auswärtigen fordern sollte. Endlich kommt er auf die Gegenwart, die Zeit der Anarchie und Volkssouveränität, und findet, daß die „Achillesferse auch der besten Obrigkeit, die namentlich gegen die Geschosse der Verläumdung offen daliegt, durch jeden einzelnen der getreuen Unterthanen vertheidigt werden muß."

„Der Christ kann, wenn er selbst Obrigkeit ist, oder in ihrem Namen handelt, in Ermangelung anderer Mittel zur Bestrafung des Missethäters — und jetzt namentlich des Hochverräthers — auch allein das Schwert ziehen, sich also auf einen Zweikampf einlassen. . . . Er führt dann einen gerechten

Krieg, ist kein strafwürdiger Duellant und muß, wenn er fällt, mit kirchlichen Ehren begraben werden."

Thadden schließt: „Der Aufsteller dieser Thesen hat gerade nur soviel Courage, als er zum eigenen Hausbedarf dringend nöthig hat, und darum auch nicht die Absicht, damit zu Markte zu ziehen. Sollte ihm aber doch im Laufe der Zeiten etwas Menschliches widerfahren, und er in einem gerechten Zweikampf fallen, so bittet er hierdurch seine theologischen Freunde flehentlich, ihn wenigstens ehrlich zu begraben."

Ein kurzes Wort über das Gebet für und in der Kammer gehört, wenn auch vielleicht etwas später veröffentlicht, doch in diese Zeit. Darin sagt Thadden:

„Ja gewiß, das thut Noth, aber wie?

Im Anfang des vorigen Jahrhunderts verlangte eine Dame, die zu dem Herzog Eberhard Ludwig von Württemberg in einem sehr unlegitimen Verhältniß stand, und sich der Regierung des Landes bemächtigt hatte, in das allgemeine Kirchengebet eingeschlossen zu werden. Der Prälat Osiander erwiderte darauf im Namen des muthigen Konsistoriums: es werde ja immer im Vaterunser für sie gebetet, wo es hieße: Erlöse uns von dem Uebel!"

Gewiß ist die Zeit nicht mehr fern, wo ein Missionar, vor die religionslose Kammer hintretend, den sehnlichen Wunsch des ganzen Landes aussprechen würde mit dem kurzen Gebet: „Erlöse uns von dem Uebel!" — von dem Uebel, das dem Lande nur civiliter und zur linken Hand anverlobt ist. Allerdings kann man auch von einem Ersatz als einem nothwendigen Uebel reden von einem „Ersatz der alten heiligen Treue", die bisher, auch ohne jede Kammerbevormundung in Preußen zu Worte gekommen ist. Kann aber in der Monarchie Friedrichs des Großen eine herrschsüchtige Kammerdame jemals die Rechte als legitime Hausfrau erlangen?

Bei Eröffnung der Kammern sollten aber immer zuerst die mehr als dreitausendjährigen, die ewigen Grundrechte der

Menschheit — die zehn Gebote — vorgelesen werden. „Das Eigenthum ist unverletzlich“ schneidet ja doch nicht so gründlich ins Gewissen, als: „Du sollst nicht stehlen, Du sollst nicht begehren“ u. s. w.

Als im Herbst — nicht ein Ministerium Teufel aber das Ministerium Brandenburg-Manteuffel ans Ruder kam, und sich muthig der Revolution entgegenwarf, als der alte Wrangel die Nationalversammlung aus ihrem Sitzungssaal im Schauspielhaus vertrieb, da schlug auch Thaddens königstreues Herz höher. Und als dann am 15. November der „Klub Unruh“ die Steuerverweigerung beschloß, da schickte schon am 16. der immer bereite Kämpfer dem Volksblatt für Stadt und Land seinen schneidigen Protest — der gewiß vielen Tausenden aus dem Herzen gesprochen war. Darin sagt er:

„Die Fraktion Unruh, wie es scheint vom heftigsten Souveränitäts-Schwindel befallen, und durch demokratische Adressen berauscht, irrt nun träumend umher. Man muß die Milde der Behörde gegen diese Patienten anerkennen. Einen an den Wänden herumkletternden Mondsüchtigen nimmt man beim Arm, um ihn und Andre vor Unglück zu bewahren und es ist nicht unmöglich, daß dabei sogar im Auge des Soldaten eine Thräne des Mitleids „geperlet“ hat. Vieles ist auch durch vorgängige Schwachheiten verschuldet.

Wenn die Herren sich nun aber in ihrem Rausch so weit herauf schwindeln, daß sie pflichttreue und energische Rathgeber der Krone für Hochverräter erklären, das Land zur Steuerverweigerung aufwiegeln u. s. w., dann ist es an der Zeit diese Träumer an die Wirklichkeit zu erinnern und sie durch den Zuruf einiger Vokabeln wie:

„Diäten-Entziehung, Gefängniß, Absetzung, Festung, Irrenhaus, Zuchthaus, Robert Blum“ aus ihrer Schlaftrunkenheit aufzuschrecken.

Meine Parole für heute ist: Mitleiden gegen Schwache

und Verführte — aber Krieg gegen Hochverräther — Verachtung gegen die Speichellecker des Pöbels."

Am Rhein war es in den Jahren 1848—49 Gebrauch der Kegeljungen: „Thadden-Trieglaff"! zu rufen, sobald nur ein Kegel neben dem König stehen blieb. Ein kleines Erlebniß bei Gelegenheit einer Rheinfahrt soll die erste Veranlassung dazu gegeben haben. Auf dem Dampfschiff erlaubte sich ein Demokrat so freche Reden gegen den König, daß Thadden das lebhafte Bedürfniß empfand, ihn die Treppe hinunter zu werfen. Da man sich aber im unteren Schiffsraum befand, so beförderte Thadden den unverschämten Gesellen mit Hülfe eines Gesinnungsgenossen unter dem lebhaften Beifall der Anwesenden die Treppe hinauf.

Vor allem Andern haben Thadden immer die großen Interessen des Reiches Gottes am Herzen gelegen, und auch in dem politisch so bewegten Herbst 1848 waren es die kirchlichen Fragen, die ihn besonders beschäftigten.

Wie schon früher erwähnt, hatte Thadden bereits in den dreißiger Jahren seine Sympathien mit den separirten Lutheranern ausgesprochen und bethätigt. Damals korrespondirte er mit seinem Freunde Ludwig v. Gerlach über die Angelegenheit, und dieser, obgleich selbst „wegen seines Widerspruchs gegen die Verfolgung der Lutheraner berüchtigt" — sucht seinen Eifer zu dämpfen und ihn von öffentlichen Erklärungen zu ihren Gunsten abzuhalten. Es lag in Thaddens ganzer ritterlich edler Persönlichkeit die Neigung, sich zu den Unterdrückten zu halten, mit der Minorität zu stimmen. Er hatte diese lutherischen Geistlichen besucht, und das Bild des alten Pastors Kellner im Gefängniß hing in seiner Stube bis in seine letzten Lebenstage mit der Unterschrift aus Hengstenbergs Kirchen-Zeitung: Es ist dafür gesorgt, daß der luth. Kirche ein gesondertes Gebiet angehören soll. Pflegte er doch

wiederholt auszusprechen, daß es ihm ein Schmerz sei, als anständiger Christ nicht auch im Gefängniß gesessen zu haben.

Es ist hier nicht der Ort, die Geschichte der kirchlichen und konfessionellen Kämpfe zu erzählen — das ist von verschiedenen Seiten aus genügend geschehen. Auch die Trieglaffer Conferenz nahm längst an diesen Kämpfen Theil, kamen doch hier Männer zusammen wie: Meinhold, Euen, Wetzel, Besser, Nagel, die in den vordersten Reihen der lutherischen Bewegung standen. Im Jahre 1847 trat Pastor Nagel aus der Landeskirche aus, und ihm folgte bei weitem der größte Theil seiner Gemeinde — nur sieben Familien blieben zurück. Thadden folgte damals seinem Pastor noch nicht. — Er hoffte auf eine Vereinigung der Lutheraner in und außerhalb der Landeskirche, er suchte aller Orten zu beweisen, daß Pommern rein lutherisch sei. Im Januar 1848 nahm er Theil an einer Zusammenkunft von Geistlichen im Hause Ludwig v. Gerlachs in Magdeburg, wo auch der Consistorialpräsident Göschel, Professor Harleß aus Leipzig, der nachmalige Consistorialrath Appuhn und der — bereits ausgetretene — Pastor Nagel sich einfanden. Gerlach erklärte, daß man ja in der Landeskirche volles Recht habe, gegen die Union zu sein. Thadden wollte die Gemeinschaft mit den Ausgetretenen faktisch festhalten und sagte, man bedächte nicht genug, daß die Kirche durch Wunder regiert würde.

Er forderte auch für die ausgetretene lutherische Gemeinde in Trieglaff die Ueberlassung der Kirche und des Kirchenguts. Die Kirche blieb ihnen vorläufig zum Mitgebrauch, aber für den in der Landeskirche verbliebenen Theil der Gemeinde wurde von Seiten der Behörde ein Pastor berufen, und Thadden baute für Nagel ein neues Pfarrhaus, während er selbst noch der Landeskirche angehörte. Aber er konnte es darin nicht mehr aushalten, alle gläubigen, ja alle nur ordentlichen Trieglaffer, waren dem sehr geliebten Pfarrer Nagel gefolgt Im September 1848 nahm er gastweise Theil an der Synode der

separirten Lutheraner in Breslau, und gleich nach seiner Rückkehr kam der Entschluß bei ihm zur Reife, aus der Landeskirche auszutreten, ein Schritt, der freilich sehr verschieden beurtheilt wird. Während die Einen darin die Consequenz seiner kirchlichen Entwicklung, den Triumph seiner Ueberzeugungstreue und die entscheidende That seines Glaubensmuthes sehen, beklagen die Andern seine Trennung von dem größeren Kirchenkörper und die Beschränkung dieses weithin leuchtenden Mittelpunkts christlichen Lebens auf einen engen Kreis.

Am Freitag vor dem Erntefest kündigte Nagel nach der kirchlichen Abendstunde Herrn von Thaddens Beitritt zu der Gemeinde für den Sonntag an. Nachher versammelte der Gutsherr alle seine Leute von beiden Gütern im großen Gartensaal. „Ich theilte ihnen mit", schreibt er, „daß ich diesen Schritt nun endlich mit voller Zuversicht thun könnte .... Dann fielen wir alle auf unser Angesicht nieder, riefen den allmächtigen Gott zum Beistand und Segen an und Nagel schloß mit dem Anstimmen von „Ach bleib mit deiner Gnade". Wir gingen alle erquickt von dannen."

Am nächsten Sonntag — dem Erntefest — wurde er in die Gemeinde aufgenommen, und Pastor Nagel predigte über Psalm 147 und hieß mit begeisterten Worten seinen Freund und Gutsherrn willkommen.

Der Schluß der Predigt ist in der Anlage N. mitgetheilt.

Es ist begreiflich, daß den alten Freunden Thaddens Austritt aus der Landeskirche schmerzlich war. Ludwig v. Gerlach spricht diesen Schmerz aus, mit ihm, „nachdem wir 30 Jahre eng verbündet zusammen gegangen, in einer Lebensfrage der Zeit — und vielleicht nicht bloß der Zeit — auseinander zu gehen". Aber die Liebe blieb dieselbe.

Auch seine freundschaftlichen Beziehungen zu Männern wie Meinhold, Wetzel, Görcke, Büchsel blieben im Wesentlichen unverändert oder wurden doch in alter Herzlichkeit wieder angeknüpft. Sein nach christlicher Liebesgemeinschaft durstendes

Herz versuchte es auch, die alten Conferenzen wieder zu beleben. Er hatte mit einer Anzahl separirter auch einige landeskirchliche Lutheraner dazu eingeladen. Aber die Gegensätze waren damals zu scharf gespannt, als daß ein einmüthiges Tagen möglich gewesen wäre, und diese letzte Trieglaffer Conferenz bereitete dem Herzen des treuen Conferenz-Vaters großen Schmerz.

Thadden fehlte künftig auf keiner Synode der Breslauer Lutheraner. Bei solcher Gelegenheit schrieb er in ein Gedenkbuch, welches dem Geh. Rath Huschke überreicht wurde, aus der Zumptschen Genusregel:

„Unio, curculio, endlich Vespertilio“! und deutete die Union als Fledermaus, die in der ungewissen Dämmerung die alten festen Mauern der Kirche umflattert.

Daß Thadden aber, wie er sich selbst nannte, „ein Unionsmann“ im besten Sinn des Wortes, gewiß in Gott wohlgefälligem Sinn geblieben ist, dem die Gemeinschaft mit allen Kindern Gottes mehr galt, als die kirchliche Trennung, hat er bewiesen bis an seines Lebens Ende, hat auch die Hoffnung festgehalten auf eine endliche Vereinigung mit den Lutheranern in der Landeskirche.

An den lutherischen Conferenzen innerhalb der Landeskirche, besonders denen in Cammin, nahm er so oft als möglich Theil, und mit Jubel wurde er allemal von den alten Freunden empfangen. Es gab auf diesen Conferenzen kaum eine beliebtere und geehrtere Persönlichkeit, als Herrn von Thadden-Trieglaff. Sein reiches Herz, seine Liebeswärme drängte ihn immer aufs Neue, das Band zwischen denen, die sich im Herrn Eins wissen, festzuhalten und neu anzuknüpfen.

Trotzdem auf dem Stuttgarter Kirchentag die lutherische Partei ziemlich herausgedrückt war, reiste Thadden dennoch im Jahr 1858 zum Kirchentag nach Hamburg, und zwar deshalb, weil es ihm ein Anliegen war, den subjektiv gläubigen Baumgarten, den sein Subjektivismus dem Protestantenverein

in die Arme trieb, zu sprechen und womöglich seinen Rücktritt nach Mecklenburg zu ermöglichen.

Sein Freund Andrae schreibt über das Zusammentreffen mit Baumgarten:

„Zur Zeit, als die Absetzung des Rostocker Professors (theol.) Baumgarten wegen Irrlehren die ganze theologische Welt in Bewegung und Aufregung setzte, besuchte ich mit unserm Freunde den Kirchentag zu Hamburg. Natürlich war diese überraschende That des Meckl. Kirchenregiments in Aller Munde. Für und wider bildeten sich überall Parteien, so auch am ersten Abend, wo ich neben Herrn v. Thadden im Gasthause an einer großen Tafel saß. Wir Beide nahmen das Kirchenregiment, das „nach Recht und Pflicht gehandelt habe", ebenso lebhaft in Schutz, als es mehrere Herren uns gegenüber angriffen. Ein stattlicher Mann mit dunklem Bart zeigte sich besonders gut unterrichtet und Herr v. Thadden kam mit ihm scharf an einander. Endlich beim Aufbruch sagte letzterer dem Gegner: „Nun, wir haben uns ehrlich gestritten und Beide es gut gemeint, geben Sie mir die Hand und Ihren Namen, ich heiße v. Thadden-Trieglaff." — „Ich bin der Professor Baumgarten", erwiderte der Andere finster. — „Ja", lachte Ersterer, „da ist es kein Wunder, daß Sie gut unterrichtet sind. Es ist mir eine rechte Freude, Sie kennen zu lernen und Ihnen zugleich den Gruß eines Mannes zu bringen, der es sehr gut mit Ihnen meint, des Professors Krabbe." — „Das ist nicht wahr", fuhr Baumgarten heftig auf und zog hastig seine Hand zurück, „der hat mich selbst verurtheilt." — „Das glaubte er seinem Amt und seiner Kirche schuldig zu sein und durfte auch den Freund nicht schonen", erwiderte Herr v. Thadden sehr ernst; „Sie erkennen aber die Befangenheit Ihres eigenen Urtheils nicht einmal, wenn Sie einen Mann, dem Sie zum ersten Male begegnen, ohne alle Ursache einer Unwahrheit zeihen." — „Auch Sie urtheilen befangen", rief Baumgarten, „da Sie, ehe Sie mich verurtheilen, doch meine Vertheidigungs-

schrift hätten lesen müssen." — „Darin haben Sie nicht ganz Unrecht", erwiderte Herr v. Thadden; „geben Sie sie mir, ich werde sie diese Nacht lesen und morgen wollen wir weiter sprechen. Das lassen Sie mich aber vorweg sagen, in einer Zeit wie der jetzigen, wo man kaum weiß, ob noch Kirchenregimente da sind der Irrlehre gegenüber, — wo Alle erstorben scheinen und gleichgültig gegenüber den Kämpfen in der Kirche, ist jedes Lebenszeichen hoffnungerweckend, und als solches, als eine wirkliche That haben meine Freunde und ich das Urtheil zunächst mit Freude begrüßt." — Baumgarten: „Und dabei war es Ihnen gleichgültig, daß mein ganzes Lebensglück zerstört wurde?" — „So wird es nicht sein. Aber lassen Sie sich einmal etwas erzählen, was Ihnen unsere Gefühle erklären wird: Als wir nach der verlorenen Schlacht bei Ligny auf Waterloo marschirten, waren wir trotz der Niederlage doch freudigen Muthes. Als aber ein Hinderniß nach dem andern kam, die unergründlichen Wege, das brennende Wawre, der schlammige Sand, der Füße und Räder umklammerte und festhielt, dazwischen ein Adjutant Wellingtons nach dem andern, der zur höchsten Eile drängte, von „Alles verloren" sprach, wenn wir nicht schleunig erschienen, während wir dem Kanonendonner nur so entgegenkrochen, da entfiel uns beinahe der Muth. Endlich kamen wir über die letzte Anhöhe; ich war unter den Ersten, wenigstens an dieser Stelle, wir schwärmten sofort aus, auf die Franzosen los, — aber welchen Eindruck konnte unsere kleine Anzahl machen! Da brach im vollen Carrière hinter uns eine reitende Batterie durch das mit Stubben und Busch bedeckte Feld, protzte ab und bauz, bauz! donnerten die ersten Schüsse den ermatteten Engländern, den siegenden Franzosen entgegen: „Die Preußen sind da!" Das war auch ein Lebenszeichen, wie die jetzige That des Kirchenregiments, das den Feind erschütterte und uns jauchzen machte." — „Ja, ja", rief Baumgarten dazwischen, „aber ich wurde getroffen." — „Wir auch, Herr

Professor", erwiderte unser Freund; „ein paar ungeschickte Kugeln trafen uns auch und der Hauptmann schrie der Batterie zu: „Was macht Ihr? Ihr trefft ja uns Preußen!" Aber die Antwort kam zurück: „Schadet nicht! Erst müssen sie wissen, daß wir hier sind!" Und von Grund des Herzens sagten wir Ja und Amen dazu. War doch mit den ersten Schüssen der Muth der Franzosen gebrochen und neue Lebenskraft im englischen Heere erwacht. — Sehen Sie, Herr Professor, so herzlich wir bedauern, daß Sie getroffen sind, so froh sind wir, daß wieder geschossen wird."

Ein charakteristisches Zeugniß von Thaddens kirchlicher Stellung ist das in der Anlage O. mitgetheilte Schreiben an Professor Hengstenberg. Das Wort, mit dem Thadden diesen Brief schließt, und das er oftmals citirte, war gleichsam die Signatur seines Lebens: „Ein enges Gewissen — ein weites Herz!"

IV.

1849—1873.

Nicht mit zu hassen, mit zu lieben bin ich da.
Sophokles Antigone.

Im Licht muß alles rege sein
Und sich zur Arbeit wenden,
Im Licht singt früh das Vögelein,
Im Licht will es vollenden;
Es soll der Mensch in Gottes Licht
Aufheben billig sein Gesicht
Zu dem, der ihn erleuchtet.

Laßt uns an unsre Arbeit gehn,
Den Herren zu erheben;
Laßt uns, indem wir auferstehn,
Beweisen, daß wir leben;
Laßt uns in diesem Gnadenschein
Nicht eine Stunde müßig sein;
Gott ist's, der uns erleuchtet.
Peter Lackmann.

In der Zeit seiner großen Vereinsamung, nach dem ersten tiefen, stillen Schmerz, war eine Unruhe und Rastlosigkeit über Thadden gekommen, die seine Freunde schließlich um ihn besorgt machte. Auch fand er alles überflüssig, was er besaß, und verschenkte so freigiebig seine Bücher und Mobilien, daß man wohl scherzweise davon sprach, es würde bald kein Stuhl mehr vorhanden sein, um ihn einem Gast anzubieten.

Er bat damals seine Mutter und Schwester, für eine Zeit lang in sein einsam gewordenes Haus wieder Leben zu bringen, und im Mai kam die alte Frau v. Thadden mit der Gräfin Reichenbach und deren drei Töchtern nach Trieglaff und theilten das durch die politischen Ereignisse damals sehr interessante und oft aufregende Leben. Aber er konnte es auf die Länge so nicht aushalten, er bedurfte einer Gehülfin, die um ihn sei.

Einige Jahre vorher, als Thadden mit seiner Frau und Tochter in Berlin war, hatte er im Hause seines Freundes Lancizolle das Freifräulein Eleonore von Romberg kennen lernen. Im Herbst 1848 traf er sie in Breslau bei ihrer Freundin, der Gattin des Professors Kahnis, geb. v. Schenkendorf. Eleonore — oder Laurettchen, wie sie stets genannt wurde — hatte als junges Mädchen einen großen Liebreiz, der Alt und Jung anzog. Die einzige Schwester von vier Brüdern wurde sie von Allen zärtlich geliebt und bewundert. Durch die Kränklichkeit ihrer Mutter war ihre Kindheit und Jugend sehr still und pflichtenreich, doch liebte diese, eine geistvolle, tiefchristliche, mystisch gerichtete Frau, die Tochter leiden-

schaftlich, während sie mit dem Vater durch innigste Freundschaft verbunden war.

Ihre tiefe Herzensfrömmigkeit, ihr reiner, jungfräulicher Sinn verlieh ihrem Wesen etwas, was nicht von dieser Welt ist. So trat sie Thadden entgegen, der sich bald zu ihr hingezogen fühlte. Als es sich für Laurettchen um eine Begleitung zur Rückreise handelte, schrieb die Baronin von Romberg aus Zaatzke an die Tochter, sie könne ja mit dem alten Herrn von Thadden reisen. Auf diesen Vorschlag schrieb Thadden an Laurettchen: „Diese Reise nicht, sondern die für's ganze Leben.“

An den Vater schrieb er:

Mein verehrter Herr von Romberg:

Bei dem Empfang dieser Zeilen sind Sie gewiß schon von meinem kühnen Antrag unterrichtet. Wenn der weltliche Dichter sagt: „Es ist ein göttlicher Gedanke, eine Krone zu stehlen“, wenn besonders dringende Rücksichten mich bestimmen konnten, nicht im Angesicht der theuren Eltern die ersten Schritte zu thun, so treibt mich doch das christliche Gewissen und die deutsche Ritterehre, nun alsbald gerade und offen an das Herz der Eltern heranzutreten. Ja, mein verehrter Herr v. Romberg, ich bin tief bewältigt von der Größe meiner Bitte. Ach, zürnen Sie mir nicht, daß ich nach dem lieblichen Kleinod Ihres Hauses die Hand ausstrecke! Ich habe auch eine einzige Tochter gehabt, zu der ich, wie Sie zu Ihrem Laurettchen — in einem väterlich bräutlichen Verhältniß stand, und weiß daher was ich verlange und doch! — — — Durch Frau Kahnis, die sich so treu der Sache angenommen hat, habe ich schon auf die hauptsächlichsten Hindernisse — den großen Unterschied der Jahre 2c. — aufmerksam gemacht, die ja auch gleich selbst in den Vordergrund treten. Kommt mit Ende dieser Woche kein Brief, der den Eintritt in Ihr Haus verwehrt, so richte ich mit klopfendem Herzen meine Schritte zu Ihnen,

um den gewichtigen Urtheilsspruch zu vernehmen. Ich habe nicht die Liebe jener falschen Mutter, die beim salomonischen Urtheil lieber selbstsüchtig das Kind zerschneiden will, als es ganz in den Händen der rechten Mutter zu lassen. Dann sage ich, obwohl mit Thränen: Behalten Sie ihr Kind, ich besitze es ja mit als Glied an dem großen heiligen Leibe der Kirche, davon unser Herr Christus das Haupt ist. Aber, giebt es doch einen Preis, durch den man um diese Tochter werben kann, dann trete ich jetzt hervor, dann sage ich, daß ich sie zärtlich liebe! Und die heilige Jesusliebe, die einst am Kreuz um die ganze Menschheit geworben hat, wird diese Liebe immer mehr läutern und immer wachsend zu gegenseitigen Liebesthaten verklären."

Thadden erhielt die Zusage der sehr überraschten Eltern und reiste mit seinen beiden Söhnen zur Verlobung nach Saatzke. Gleich nachher, zugleich mit jener Erklärung über seinen Austritt aus der Landeskirche, theilte er seinen Leuten die Verlobung mit. „Ich sagte ihnen, was sie schon wußten, daß mir Gottes Barmherzigkeit für den Abend meines Lebens nach so vielen schmerzlichen Verlusten eine treue Lebensgefährtin für mich und für sie ausersehen habe, wenn nicht noch vorher Seine alles zerstörenden Strafgerichte über uns hereinbrechen. Dann knüpfte ich eine Ermahnung über die politischen Wühlereien an, mit denen der Versucher auch zu ihnen kommen würde." . . . Er versprach dabei seinen Trieglaffern jedem einen Scheffel Erbsen zur Geburtstagsfeier der Königin.

Es war ein ernster, bewegter Brautstand, der zugleich mit jenem entscheidenden kirchlichen Schritt begann, und in der politisch so unsicheren, aufgeregten Zeit. Thaddens Briefe an seine Braut zeugen davon. Er schrieb ihr im Oktober:

„Nicht von Traurigkeit, aber von recht schmerzlicher Wehmuth wurde ich nach der Abreise übernommen, so daß ich, wenn ich allein gewesen wäre, mich in recht heiße Thränen hätte ergehen können. Ach ja, mein geliebtes, süßes Herz, ich

fühle es nun wieder recht schmerzlich, wie viel bei unserem Zusammensein (aber ich rede von mir, mein geliebtes Herz) noch fehlt, um vor dem Herrn, vor Seinem heiligen Angesicht recht wohlgefällig zu sein. Es fehlt das rechte Ringen. „Ringe, daß Dein Eifer glühe, und die erste Liebe Dich von der ganzen Welt abziehe, halbe Liebe hält nicht Stich — wie es in dem schönen Liede so gründlich beschrieben wird. Einige Conditorwirthschaft ist im Brautstande unvermeidlich, und Kuchenessen ist ja nirgends verboten, aber ich kann mich doch recht auf die Zeit freuen, wo wir dafür das tägliche Brod aus der Hand Gottes, wo wir in der Gemeinschaft, da Christus das Haupt ist, recht viel himmlisches Manna empfangen werden. Der Dichter beschreibt dies sehr treffend im Faust: „Vom Himmel fordert er die schönsten Sterne und von der Erde jede höchste Lust; und alle Näh', und alle Ferne befriedigt nicht das Treiben seiner Brust." Am allerwenigsten aber, füge ich hinzu, befriedigt die unglückliche Mittelsorte zwischen Nähe und Ferne."

Nach einer politischen Versammlung schreibt er:

„Die religiösen Gegensätze sind in unserer Gegend, Gott sei gelobt, zu lebendig; Pietist, Lutheraner, das schwärzt alle Politik viel mehr an, als Reaktionär u. s. w. Aber etwas sehr Schmerzliches hat es doch, wenn man sieht, wie der Unglaube, die Christusfeindschaft, die Leute dumm, gleichgültig, oberflächlich, stumpfsinnig macht. Und bei den Kammerjägern dies Getreibe von Ehrgeiz, Hoffahrt, Eigenliebe. Aber das Schmerzlichste bleibt immer die Entdeckung, wie sehr man selbst mit diesen Lastern behaftet ist. Eben habe ich mich an dem Liede: O Durchbrecher aller Bande ꝛc. erquickt. Ja, wir wollen recht zusammen beten: Uebe ferner Dein Gerichte wider unsern Adamssinn!

Wer am 5. Februar, am großen Wahltag, von den circa 300 Wahlmännern in Cammin gewählt wird, das ist menschlich gesagt ein reiner Zufall. Die Aussichten für mich sind

äußerst gering. Recht schmerzlich waren mir aber heut und gestern die kleinen, hinterlistigen eigennützigen Zwecke, die von Einigen zu Tage kamen. O dieser Abgrund von Sünde und Erbärmlichkeit in die man da hinein blickt! Möchte mir dagegen der Herr ins Herz schreiben, daß die Eroberungen, die man für Sein heiliges Reich macht — ja wenn auch nur eine Seele gerettet wird durch das Bekenntniß in Wort und Wandel — hundertmal mehr werth sind, als diese armseligen Wahlbewegungen. Ach wie kalt ist unser Lieben und wie schmerzlich müssen wir das Wort an uns erfahren: Wenn die Ungerechtigkeit wird überhandnehmen, wird auch die Liebe in Vielen erkalten."

Ueber die Wahl selbst berichtet er:

„Die Lutheraner, die da waren, stimmten alle für Wartensleben, sie wurden nun doch auch als eine Macht anerkannt. Der vortreffliche Pastor Meinhold, der hauptsächlich die Vorversammlung leitete, sprach auch ganz vortrefflich über die Rechte unserer Kirche. Ueberhaupt legten mehrere gläubige Pastoren schöne Bekenntnisse ab. Als Rodbertus in der einen Vorversammlung, die in der Kirche gehalten wurde, reden wollte, machten beide Parteien (Rodbertus hatte viele Demokraten, die nicht Wahlmänner sind, mitgebracht) solchen Lärm, daß die Sitzung aufgehoben werden mußte. Die Wahl selbst ging sehr ordentlich und erbaulich in der Kirche vor sich. Es wurde mit Gebet angefangen und mit Gebet und dem Siegesgesang: „Nun danket alle Gott" geschlossen.

Noth lehrt beten."

Reinhold v. Thadden, der in Bonn Jura studirte und zugleich sein freiwilliges Dienstjahr bei dem dortigen Ulanen-Regiment abgedient hatte, war in dem Gedanken, wo es auch sei gegen die Revolution zu kämpfen, Ende des Jahres 1848 nach Wien gegangen, und von da zu der Armee des Banus Jellachich, wo er in das Regiment Schwarzenberg Ulanen eingestellt wurde, was in Temesvar lag. Sein Vater, der lang

keine Nachricht von ihm bekam, machte die weite Reise nach Ungarn, um ihn aufzusuchen, und wurde von den Offizieren des Regiments freudig und ehrenvoll begrüßt. Während Reinhold dann in dem benachbarten Temesvar eingeschlossen war, machte Thadden in Jellachichs Hauptquartier einige Gefechte mit. Er schreibt an seine Braut:

„Der Banus sagte mir: „Sie haben sich die Liebe des ganzen Hauptquartiers erworben.“ Ach mein liebes Herz, denke nur nicht, daß ich prahlen will; mir ist so armselig, wie je zu Muthe; ich will Dich nur beruhigen, und damit Du mich bei Dir selbst vertheidigen kannst, wenn Andere mich vielleicht für einen phantastischen Narren halten. . . . Wenn Gottes Barmherzigkeit uns zusammenführt, soll es keinen ruhigeren Ehemann geben, als mich.“

In Esseg trennte sich Thadden von Jellachich, als die Nachricht kam, daß auch im Vaterland wieder Unruhen hereinbrächen und die Landwehr einberufen sei.

Er eilte zunächst nach Berlin, wo er seine Braut traf, die ihren schwindsüchtigen Lieblingsbruder Wilhelm v. Romberg mit großer Treue pflegte, bis er Mitte Juni dort starb.

Indessen kehrte Thadden gegen Ende Mai nach Trieglaff zurück, wo ihn die Freude seiner Leute über seine Rückkehr sehr rührte. Er schreibt an seine Braut:

„Ach Du liebes, süßes Herz, ganz schlecht soll es Dir hoffentlich hier doch nicht gehen, wenn nur die Flamme Seiner heiligen Liebe auf unserem Hausaltar brennt. Ich kann gar nicht sagen, mit welcher Liebe und Freundlichkeit mich meine Leute — und auch in der Umgegend — aufgenommen haben, so daß es mich recht beschämt hat. Sie haben auch so treu für mich gebetet.“

Am Pfingstabend schreibt er:

„Es ist schon ½12 Uhr, ich habe viel geschrieben, aber ich kann nicht fort, ohne wenigstens diese Zeilen an Dich, ge-

liebtes Herz anzufangen. Ja, noch tönt es in meiner Seele, was wir in der Abendstunde gesungen haben:

Du hast mich unterweiset,
Mit Lebensbrot gespeiset,
Und meiner Seelen Durst gestillt.

Die Kirche war festlich geschmückt; Nagels Ansprache war kostbar und rechter Balsam für mein wundes Herz. Ach, und wieviel Freudenthränen glänzten auf den Gesichtern meiner Trieglaffer. Das sind doch Festtage, von denen die arme Welt nichts weiß. Die Jünger von Emmaus, ihre brennenden Herzen, müssen recht unsere Vorbilder sein, und für mich hat ihre sehnsüchtige Einladung: „Herr bleibe bei uns, denn es will Abend werden“ — noch eine ganz besondere, nähere Bedeutung.

Eh ich hierher reiste, war ich noch fast einen ganzen Tag in Potsdam, wo man sich wieder mit Veränderungen des Ministeriums (Brandenburg) quälte. Ich wurde auch dort sehr lebhaft an meine Militärpflicht erinnert, die mir überhaupt sehr in den Gliedern liegt. Ist dies erst beseitigt, die Krisis, in der das Vaterland fiebert, erst vorüber, dann kann ich mit einem viel besseren Gewissen an die Freude denken, die mir durch Gottes Barmherzigkeit für den Abend meines Lebens bevorsteht.

Vor der Zeit brauchst Du Dich aber nicht zu ängstigen, mein geliebtes Herzblatt, etwas ganz unvernünftiges werde ich nicht begehen, aber etwas Poesie muß doch in diesem Jahrhundert des flachen Materialismus auch bleiben. Vergiß nicht, daß ich in einen kriegerischen Ritterorden, in eine geistliche Kriegerkaste aufgenommen bin. Und auch bei den irdischen Kriegen sind ja Entbehrungen, Hungern und Frieren die Hauptsache, und bilden wenigstens eine gute Mithülfe für den geistlichen Krieg.

Doch ich muß von diesem Thema abbrechen, bis es wirk-

lich an der Zeit ist, weil ich sonst noch bei Dir ganz in den Ruf eines thörichten Renommisten komme."

Das war nun der „alte Thadden", den Laurettchen Romberg zur großen Verwunderung der Welt anderen Bewerbern vorgezogen hatte! Dieser jugendlich eifrige, stürmisch ritterliche Mann.

An seine Schwiegermutter in Zaatzke schreibt er damals:

„Meine Freunde haben mich immer mit einem alten Hause verglichen, an dem die Klingel abgerissen ist — wo man erst lange klopfen muß, ehe man hinein kommt."

Es war aber nicht so schlimm mit dieser Verschlossenheit und Unnahbarkeit. Einmal schreibt er seiner Braut:

„Mir thut das Herz schon ordentlich weh bei dem Gedanken, wenn ich auch morgen keinen Brief habe. So bin ich nun schon verwöhnt! — und dieser Held wollte doch so gern an die äußerste Grenze Deutschlands gegen die Ungarn."

Im Blick auf Vergangenheit und Zukunft schreibt er:

„Ja gerade, weil ich's schon einmal erfahren habe, kann ich dem Herrn so recht dafür danken, daß Er mir ein Herz schenkt, das in Seiner Liebe mit mir alle Räthsel des Lebens löst, das mit mir alles theilen will. . . .

Wenn ich mich recht in Gottes Barmherzigkeit hineindränge und ganz allein auf Seine Vaterhände sehe, dann schmecke und fühle ich auch recht den himmlischen Frieden, so daß ich dann nur wieder zu geneigt bin, vor der Zeit Victoria zu schießen. Ach das arme trotzige und verzagte menschliche Herz!"

Er schlägt der Braut vor, zusammen die symbolischen Bücher zu lesen. Dann erzählt er von einigen schönen Stunden, die er bei den Verwandten in Schwirsen verlebt hat. „Wir haben uns recht in Erinnerungen aus der Vergangenheit und im frohen Blick auf die neue Welt, die Gott den Menschen vorbehält, mit einander aussehnen können". Er spricht den Wunsch aus: „In diesem armen Leben zur Ehre Gottes und im Dienste der Brüder leben". Dann heißt es wieder:

„Es ist überhaupt ein eigenthümlicher Segen dieser Zeit, daß man so wenig für die Zukunft bauen kann, und daß man als Fremdling und Pilgrim alles Tag für Tag aus der Hand Gottes empfängt.“

Wie Thadden überhaupt sehr bescheidene Ansprüche an Einrichtung und Hausrath machte — mit Vorliebe kaufte er dergleichen auf Auktionen — so fand er auch alles höchst überflüssig, was seine Braut zur Ausstattung bekommen sollte. Sehr charakteristisch schreibt er an sie:

„Ich war mal beiläufig so unbescheiden, zu äußern, wenn Papa Dir durchaus noch ein Stück Möbel mitgeben wollte, so sollte es ein Klavier sein. Da bemerke ich nun, daß in Greiffenberg eins sehr billig (?) zum Verkauf steht, was ich aber kaufen kann und will. Da siehst Du, liebes, theures Herz, wie wahr ich zu Dir stehe, daß ich Dir so etwas schreibe; Du brauchst es Papa nicht zu sagen. Ich habe aber jetzt einen unüberwindlichen Abscheu gegen alle unnöthigen Ausgaben. . . . Wenn Du erst hier bist, wirst Du allerdings vieles vermissen, was wir uns aber allmählich anschaffen können.“

Am 23. Juli war die Hochzeit in aller Stille in Zaatzke. Sechs Wochen vorher starb Laurettchens Bruder Wilhelm und am 19. Juli Thaddens Mutter bei ihrer Tochter in Weisstein, was dem Sohn aber auf ihren ausdrücklichen Wunsch bis nach der Hochzeit verschwiegen wurde.

„Am 26. Juli“ schreibt Thadden, „haben wir hier [in Trieglaff] einen freudig-wehmüthig bewegten Einzug gehalten. Nachdem wir sieben Ehrenpforten passirt hatten, empfing uns Nagel mit dem größten Theil meiner lieben Trieglaffer vor der Hausthür mit einer sehr herzlichen Ansprache, Verlesung aus Salomos Lob der Hausfrau, und sehr schön eingeübtem Gesang. Nachmittags mußte ich aber gleich fort zur Wahl nach Cammin.“

Die junge Hausfrau erfaßte mit Verständniß und Umsicht ihre Aufgabe. Sie trat in die Fußspuren ihrer Vor-

gängerin und das Trieglaffer Haus wurde wieder der Mittelpunkt großer christlicher Kreise. Die Atmosphäre von Gemüthlichkeit, die sie um sich zu verbreiten wußte, zog alte und neue Freunde an.

Eine durchaus wahre, einfache Seele, ging sie so gerade ihren Weg, daß viele Menschen sie nicht verstanden, wenngleich sie allgemein verehrt und hochgeschätzt wurde.

Innige Liebe verband sie mit ihrem Mann, tiefes Verstehen herrschte zwischen ihnen, oft bei großen Meinungsverschiedenheiten. Thaddens Eigenthümlichkeiten, ja Sonderbarkeiten machten starke Zumuthungen an die Fügsamkeit seiner Frau. Immer war sie aufrichtig bemüht, seinem Willen so viel wie möglich nachzukommen; aber freilich, mitunter mußte sie ihm auch entgegen treten, besonders in Bezug auf sein oft maßloses Geben. Sie hielt ihm denn wohl vor, daß die heilige Schrift uns anhält, von dem, was wir haben, den Zehnten zu geben, und berechnete in launiger Weise, wie viel mehr er gebe.

Ein Freund, der Thadden in der Zeit vor seiner zweiten Vermählung kennen lernte, und der ihm in der letzten Hälfte seines Lebens sehr nah stand, schreibt von ihm: „Daß Geben seliger ist, als Nehmen, das erfuhr man an Niemand lebendiger, als an ihm. Geben war seine hohe Freude; so sparsam und anspruchslos er für seine Person lebte, so rücksichtslos gab er für Andere".

Als er 1853 Mitglied der ersten Kammer war — „unbesoldeter Rath der Krone" pflegte er es zu nennen — wohnte er in Berlin bei seinem Sohn Gerhard, „der Sparsamkeit wegen", eine Sparsamkeit, die schließlich durch dadurch bedingte Nebenausgaben ziemlich kostspielig wurde.

Unter anderem drang der Garde-Lieutenant darauf, der Vater müßte sich einen neuen Mantel kaufen, weil seine Kameraden ihre Bemerkungen machten über das ehrwürdige Kleidungsstück, was der Herr trug, den sie täglich in Gerhards

Begleitung sahen. Thadden aber vertheidigte den alten Mantel, der sich lange Jahre bewährt und auch, wie jener oft besungene, „manchen Sturm erlebt" hatte. Da bescheerte ihm Gerhard zu Weihnachten einen neuen Mantel — mit der unbezahlten Rechnung in der Tasche, ein Scherz, den er sich wohl mit dem für Humor so empfänglichen Vater erlauben durfte! Zu Ostern ist Gerhard in Trieglaff; er fährt mit dem Vater über Land und ist entrüstet, den alten Mantel wieder zu sehen. Er macht ihm Vorstellungen und Thadden gesteht, er hätte den neuen Mantel nicht mehr. Vor Kurzem war ein wegen Austritt aus der Landeskirche abgesetzter Schullehrer zu ihm gekommen, halb verhungert und erfroren in dünnen Kleidern. Da war ihm das Wort des Herrn eingefallen (Matth. 10, 10) von den zweien Röcken. Aber den alten Mantel hätte ja Gerhard selbst so schlecht gemacht, daß er ihn keinem mehr anbieten konnte, so mußte es denn der neue sein.

Er verstand es vortrefflich, Sachen los zu werden und an den rechten Mann zu bringen. Aber für einen abgelegten Frack wußte er lange keine Verwendung zu finden. Als sich nun vier solche Kleidungsstücke angesammelt hatten, kam er auf den Gedanken, sie dem Vorsteher der Züllchower Anstalten, Gustav Jahn, für das Brüderhaus anzubieten, aber mit der vorsichtigen Bemerkung — seiner Sparsamkeit angemessen — sie müßten unverändert getragen werden. Als ihm Jahn nun antwortete, nach den Statuten der Anstalt wäre das Tragen eines Frackes verboten, und er könnte das Geschenk deshalb nicht annehmen, kam Thadden selbst nach Züllchow, und erbot sich, die Röcke zurück zu nehmen. Da sie aber einmal geschenkt wären, so wollte er sie kaufen, und für das Stück 5 Thaler zahlen.

Mit diesem Einkauf kam er nun sofort nach Roman zu seinem Freunde Andrae, und bot sie diesem an für das Asyl für entlassene Sträflinge und Vagabonden — aber nicht umsonst, wie er humoristisch sagte, weil er sie selbst gekauft hätte.

Da er aber fürchtete, daß sie auch dort nicht in ihrer ursprünglichen Gestalt getragen werden dürften, so verlangte er nur 1 Thaler für einen jeden. Auf seine Anregung war die Anstalt gegründet, und er deren treuer Wohlthäter; so wurde also auf den Handel eingegangen, der ihm immerhin, außer den 4 Röcken, 16 Thaler kostete.

Ein besonderes Anliegen war es Thadden, heruntergekommenen Handwerkern durch Arbeit wieder aufzuhelfen. Für einen als Säufer bekannten Tischler hat er keine Mühe gescheut, um ihm gründlich zu helfen. Auch die wandernden Handwerksburschen lagen ihm sehr am Herzen. Er machte wiederholte Versuche, Herumstreicher dauernd durch Arbeit zu fesseln. Einmal, zur Zeit der Kartoffelernte, hatte er zwanzig Handwerksburschen auf seinem Hof einquartiert, für die er wie ein Vater sorgte. Er entließ sie dann mit ernsten Ermahnungen und einem Neuen Testament. Später hat er öfters die Freude gehabt, zu hören, daß seine guten Worte, wie auch der Ruf der Klapper zum Mittagessen, unvergessen waren.

Er lebte recht nach dem Wort: „die Wittwen und Waisen in ihrer Trübsal besuchen". Oft war er bei den Kranken im Dorf, und beschenkte sie dabei gern mit einem Thaler, oder er kaufte ihnen Semmeln, die dann verrätherisch aus seinen Taschen hervorragten. Auch mit dem Brod des Lebens hat er manchen Kranken erquickt, mit Sprüchen und Liederversen, die er in einem Ton sagte, der aus der Tiefe der Seele kam.

Seinen Sarg, den er sich aus dem Holz von Trieglaffer Eichen hatte machen lassen, schenkte er einer unbemittelten Wittwe für ihren eben verstorbenen Mann. Ein neuer Sarg wurde angefertigt und erlebte ein ähnliches Schicksal, und das wiederholte sich mehreremale, so daß jedenfalls Thadden sich sehr vertraut machte mit dem Gedanken an seinen Sarg.

Sein Mitleid mit Andern ging so weit, daß ihn schon bloße Zahnschmerzen zu Thränen rühren konnten. Er pflegte

oft, sich selbst verspottend, zu citieren: Ihr weich geschaffenen Seelen, ihr könnt euch lange quälen.

Auch Andere wußte er auf die Pflicht des Gebens hinzuweisen. So schrieb er einst nach dem Jahresfest einer wohlthätigen Anstalt an Freunde, die nahe Beziehungen zu derselben hatten: „Die herzbewegende Predigt unseres lieben Pastors N. N. . . . ist bei mir nicht ohne Nachhall und Nachdenken geblieben. Ich frage Euch nun aber auch: wollen wir den lieben N. N. in seiner wirklich sehr verlassenen und wenig unterstützten Stellung mit seiner reduzirten Anstalt so in das schöne Weihnachtsfest hinein gehen lassen? Werden wir's nach dieser gesegneten Anrede an jenem großen Gerichtstage verantworten können, daß wir so wenig für unsere Armen thun, und ist dabei nicht so viel versäumtes früherer Jahre nachzuholen? Muß sich dieser Segen nicht an jenem Tage vor Gottes Angesicht in einem Fluch für uns verwandeln? Ich werde mir erlauben, kurz darauf zu antworten: Wenn die Andern wenig oder gar nichts thun, desto übler für sie! Ich muß aber noch einmal soviel geben, als bisher, Ihr aber, jeder wenigstens dreimal so viel, als Ihr bisher gegeben habt." . . .

Von seiner fast übertriebenen Rücksichtnahme auf Andre berichtet der oben erwähnte Freund:

„Einmal kam er mit der Nachtpost in Ramelow an, ging die 10 Minuten durchs Dorf und fand auf meinem Hof den in der Erntezeit von der Scheundiele abgeschobenen Kutschwagen, setzte sich hinein und brachte 3—4 Stunden darin zu, um Niemand zu belästigen. Ein andres Mal im Winter erreichte er früh um 4 eine einsame Poststation. Es war bitterkalt, wir nur leicht bekleidet und ich wollte daher eilig die Klingel ziehen; er aber hielt mich zurück mit den Worten: „Denken Sie, die Mädchen liegen im tiefen Schlaf im warmen Bett; wie werden sie bei dem plötzlichen Klingeln erschrecken, halb angezogen aus dem Bett fahren, sich erkälten. Wir sind

nun doch einmal durchkältet; etwas Gehen wird uns gut sein.“ Und wir spazierten denn auch noch 5/4 Stunden, bis das Haus geöffnet wurde. . . . Er scheute keine Anstrengung seine Liebe zu beweisen, auch keine Gefahr. Kam er doch 1849 zu mir, als ich schwer krank lag an den schwarzen Pocken. Als man ihn auf die große Gefahr der Ansteckung aufmerksam machte, sagte er: „Das steht in Gottes Hand, aber christliche Brüder in ihrer Krankheit zu besuchen, ist Sein Befehl.“

Trotz ernstlichen Protestirens meiner Frau ließ er sich nicht abhalten, sich meinem Bette wenigstens so nah zu setzen, daß er mich ansehen konnte. Er sei gekommen, einen Freund in seinem Elend zu besuchen, nicht blos sich nach ihm zu erkundigen; das könne er auch brieflich. Ich war so elend, daß ich fast ohne Bewußtsein lag, aber doch in den wenigen lichten Augenblicken sein ernstes bekümmertes Gesicht, seine treuen lieben Augen sah. Ich werde es ihm nicht vergessen, was er mir mit diesem Besuch gethan, und habe es vor Gottes Thron getragen.“

Thadden war ein Feind alles Luxus und aller Verschwendung auf jedem Gebiet. „Ich habe vor nichts größere Angst, als vor unnützen Ausgaben“, pflegte er oft zu äußern, ebenso: „Wenn mir jemand von meinen unnützen Sachen etwas wegnehmen will, so bin ich ihm nur dankbar.“

Er pflegte beim Essen immer nur sehr wenig auf den Teller zu nehmen, auch wenn er recht hungrig war. „Immer wie ein Vögelchen, nippen, nippen.“ Es war ihm unleidlich wenn jemand etwas liegen ließ; er verlangte sogar von seiner Frau, sie sollte die Spargel immer ganz aufessen, und sie bekam jedesmal eine Rüge, wenn sie die Stiele übrig ließ.

„Auf daß nichts umkomme!“ dies Wort befolgte er treulich. Hat er doch auf der Dorfstraße Federn aufgelesen und einer armen Frau ein Kissen davon stopfen lassen.

Er ermahnte oft, keine Hausgötzen zu haben, und be-

zeichnete wohl mit diesem Ausdruck den gefüllten Bettkasten, den Stolz der pommerschen Hausfrau.

Der einzige Luxus, den er sich gestattete, war das Reisen. Damit verband er aber jederzeit einen besonderen Zweck; andres Reisen nannte er Bummeln. Unterwegs aß er nichts, als höchstens ein Stück trockenes Brod, das er sich als „eisernen Bestand" mitnahm. In ein Eisenbahn-Coupé steigend, rief er häufig aus: „Die Welt muß untergehen, denn es ist zu viel Bagage darauf."

Seine Nichte Elisabeth Senfft erzählt von einer Reise, die sie im Sommer 1860 mit ihm gemacht hatte, Folgendes: „Als wir in Stettin das Dampfschiff bestiegen, um nach Cammin zu fahren, war Onkel Thadden sehr erhitzt und ich versuchte ihn zu bewegen seinen Ueberzieher anzuziehen, was er aber energisch verweigerte: Liebes Kind, vergiß nicht, daß ich Primaner und nicht mehr Secundaner bin! Als wir nicht lange unterwegs, schlief er sanft ein. Da kommt vom andern Ende des Schiffes ein schmieriger Jude mit einem Plaid und legt es Onkel Thadden sorgfältig um, mit der Bemerkung: „Das ist ja unser Herr von Thadden!" Onkel Thadden öffnet die Augen nur halb und nickt ihm zu. Als die Fahrt zu Ende, kommt mein Jude, übrigens kein Greiffenberger, sondern ein Treptower, und holt sein Plaid stillschweigend wieder ab. Von Cammin an, wo wir Onkel Thaddens Wagen bestiegen, lokalisirten sich seine Interessen. Er fühlte sich auf heimathlichem Boden, und man empfand etwas von dem lebendigen Zusammenhang zwischen ihm und der Bevölkerung. Jeder Gruß an die uns Begegnenden gab Zeugniß davon, und nie habe ich tieferen Eindruck von der Bedeutung auch des unscheinbarsten Grußes empfangen, als auf dieser Fahrt. Nicht zufrieden mit der Art und Weise meines Grüßens, belehrte und erwärmte er mich dafür, wie jeder Gruß ein Abglanz der Liebe sein solle, die uns geliebt hat bis in den Tod. Er klagte über die vielen so gering geachteten Versäumnisse unserer

Standesgenossen auf diesem Gebiet und betonte z. B. die Liebespflicht, an alten ermüdeten Menschen nie achtlos vorüber zu fahren, ohne ihnen einen twa leeren Platz des Wagens einzuräumen. „Junge Burschen lasse ich laufen“, fügte er mit seiner innern Frische hinzu. Summa von Allem: Noblesse oblige.

Herrn von Thaddens Wagen und die Bereitwilligkeit des Besitzers Gäste aufzunehmen, war so bekannt, daß auf der Greiffenberger Chaussee oft die Frauen mit ihren Broten lagerten, der Stunde harrend, wo er vorüberfuhr. Es hat sich sogar ereignet, daß ein Schlächter mit einem Kalb mitgenommen wurde.

Ueber das Leben in Trieglaff in dieser Zeit berichtet der schon mehrfach erwähnte Freund Andrä:

„Unser gemeinsamer Freund Bethmann-Holweg hatte meinen Schwager Flügge und mich an Herrn von Thadden gewiesen. Gleich bei unserm ersten Besuch in Trieglaff trat uns seine hohe edle Gestalt mit warmem Händedruck entgegen, wie alten Bekannten. Wir fanden viele Gäste, kamen gleich in lebhafte Gespräche und fühlten uns in voller Uebereinstimmung. O wie das wohlthat und wie ich mich glücklich fühlte in diesem Hause! Alle Räume des Hauses wurden mit Geschick dienstbar gemacht — und der Humor, der stets neben dem Ernst herlief, schmückte sie mit Bildern und Inschriften. So stand über der steilen Treppe, die zu dem Boden führte, wo die jungen Geistlichen und Candidaten einquartirt wurden, das Wort „Glückauf“ — das Bild eines Widders bezeichnete das Logis für die Bockkäufer, eine Lyra hieß die musikalischen Gäste willkommen, ein Eisbär diejenigen, die Kälte vertragen konnten.

Seitdem bin ich oft in diesem gesegneten Hause gewesen, aber noch weit öfter war der theure Freund bei uns in Roman und Ramelow. Er war überaus beweglich und er ertrug Reisestrapazen mit Leichtigkeit; dabei war aber seine Rede: „ohne

Fußsack darf der Pommer nur vom 27. Juli bis 3. August reisen."

Mit Rührung denke ich an seine feine Weise, Freunden zu helfen. Einmal wollte ich von Herrn von Thadden zwei Böcke kaufen, die ich nothwendig brauchte. Wir besahen sie im Stall und wurden schnell um 100 Thaler einig. Den Stall hatten wir noch nicht verlassen, als er mich auf die Schulter klopfte und sagte: Junge Anfänger und neue Kunden muß man ermuntern; es wäre eine große Thorheit, ihnen hohe Preise zu machen, zu meinem eignen Vortheil nehme ich nicht mehr als 80 Thaler. Wir gingen im Gespräch weiter, doch schon nach 20 Schritten hielt er mich mit den Worten zurück: ich überlege eben, woran ich nicht gleich gedacht, daß ich die Böcke schon selbst benutzte; es wäre höchst unbillig, nähme ich keine Rücksicht darauf: 60 Thaler ist vollkommen genug. Wir gingen die halbe Hoflänge weiter, als er wieder stehen blieb und sagte: im Vertrauen, mir ist jetzt grade am baren Gelde sehr gelegen und können Sie die Böcke gleich bezahlen, so bewillige ich gern einen anständigen Rabatt. Natürlich sagte ich: ich habe das Geld bei mir. Das paßt ja herrlich, rief er — dann geben Sie nur gleich 40 Thaler und ich schicke Ihnen die Böcke, da ich in der Nähe zu thun habe. Ich konnte nicht lassen, laut zu lachen, und er stimmte fröhlich mit ein, als ich bat, nun ohne Aufenthalt nach Haus zu gehen, da ich fürchte, er müsse bei längerem Zögern gar noch etwas zu bezahlen. — Ein ander Mal — er wußte, daß ich grade ein Pferd brauchte — erzählte er mir ganz bekümmert, daß er ein Pferd zu viel habe und mit füttern müsse, weil es Niemand haben wollte. Für ein Spottgeld würde er es gern verkaufen. Oft holte er mich ab auf großen Umwegen zu politischen oder ökonomischen Vereinen in Regenwalde oder er schickte Vorspann im Voraus, um mir Pferde zu ersparen. Diese Versammlungen in Regenwalde versäumte er selten. Bei den dabei üblichen Gastmahlen verstummte gleich alles, wenn er zu reden begann. Was er

sagte, war immer originell, immer zutreffend, immer etwas Besonderes, sei es Humor oder Ernst; sein reicher Geist, seine Frische, seine Belesenheit und die gewandte Art zu citiren rissen alle mit fort. Lauter Jubel und homerisches Gelächter begleiteten stets seine Tischreden".

In einer solchen Tischrede erwähnte er den Ausspruch eines früheren Mitgliedes, das sei das Erhabene an dem landwirthschaftlichen Beruf, Theil zu haben an der Schöpfung der Welt! „In richtiges Deutsch übersetzt, kann das aber nur so viel heißen: Der liebe Gott läßt es wachsen, kocht uns bei Sonnenschein und Regen das schöne Gericht, und wir kommen dann mit dem Löffel der rationellen Landwirthschaft, um möglichst viel Fett für uns abzuschöpfen. Netto wird abgeschöpft, Brutto bleibt unten in der Terrine. Resumirend besteht also das Erhabene unseres Berufes darin, daß wir das Verbum schöpfen und resp. abschöpfen bis zum Plusquamperfectum durchkonjugiren".

Dann weiterhin: „Ich sage, wir sind noch immer die alten Raubritter und Wegelagerer der vorigen Jahrhunderte, mit dem geringen Unterschied, daß wir jetzt nur innerhalb der eigenen Grenzen nach einem Kampf mit der Natur das eigenste Eigenthum davontragen. Raubritter und Wegelagerer! ich frage euch: müssen wir nicht am Wege lagernd im Frühjahr mit Pflug, Egge, Wagen u. s. w. rechts und links ausbrechen, um dann im Herbst, durch Schweiß erkämpft, die Ernte als Raub und Beute davonzutragen? Konnten wir's den Regenwolken nicht ansehen, daß sie die Heuhaufen hassen, besonders wenn sie auseinander liegen? „Denn die Elemente hassen das Gebild' aus Menschenhand" . . . . Eine telegraphische Spionage haben wir eingerichtet, um vom fernsten Osten und Westen die boshaften Gedanken der uns feindlichen Wolken zu erfahren . . . . Mit der unterirdischen Demokratie: Ratten, Mäuse, Maulwürfe — haben wir kämpfen müssen, zu welchem

Ende wir Allianzen mit den orientalischen Giftstellern eingehen mußten.

Indem wir somit vom kleinsten Kossäthen bis zum größten Grundbesitzer, allen, die sich eines sonnenbeschienenen Eigenthums erfreuen, den Ritterschlag als Raubritter und Wegelagerer ertheilen, rufen wir fröhlich: Es lebe der Chef unseres pommerschen Ritterordens, der legitime Nachfolger seines großen Ahnherrn, von dem es im Niebelungenliede heißt: „Daz was von Troneje Hagene, ein uzerwelter Degen". Herr von Hagen Premslav lebe hoch!"

Thadden pflegte mit seinem wohlbekannten Krückstock das Zeichen zu geben, daß er etwas zu sagen hatte, worauf jederzeit lautloses, erwartungsvolles Schweigen folgte. Dieser Krückstock verließ seinen Herrn fast niemals — in Feld und Wald, auf der Reise, im Conzertsaal, und bei festlichen Gelegenheiten. Es sei hier gleich erwähnt, daß besagter Krückstock weit und breit so bekannt war, daß er einstmals mit der Post ohne Adresse an seinen Besitzer richtig zurück kam. Bei einer Gelegenheit hat er besonders gute Dienste geleistet. Thadden hatte die sonderbare Gewohnheit, einen Theil der Nacht auf dem Sofa liegend zuzubringen, weil er behauptete, im Bett nicht länger schlafen zu können. So gelang es ihm einst, einen Dieb zu ertappen, der die Stube leer vermuthete, und nun über beide Beine einen so gewaltigen Denkzettel erhielt, daß der berühmte Krückstock zerschlagen wurde, und der nächtliche Störenfried am andern Tage leicht wieder erkannt und festgenommen werden konnte.

Die linke Schulter, auf der Thadden meist seinen „Dolman" — wie er den Ueberzieher nannte — übergehängt trug, wurde allmählich etwas schief. Das gab den Anlaß zu Gerlachs Bemerkung: „Thadden, Du hältst Dich nur schief, um nicht parallel zu gehen mit der übrigen Welt". Zu jenem Ueberzieher gehörten dann noch sehr umfangreiche Gummischuhe, die er in späteren Jahren fast beständig trug. Sogar auf

einer Abendgesellschaft im Kriegsministerium ist er einstmals mit Gummischuhen erschienen. Er pflegte wohl, sich selbst verspottend, zu sagen: „Ich, der Mann der recherchirten Toilette“, citirte auch gern: „Kleider machen Leute!“ Sein Freund Adolf v. Blankenburg sagt scherzend in einer Festrede, nach Aufzählung verschiedener Wünsche: „Ich wünsche ihm unter anderem einen etwas moderneren Schnitt seiner Halsbinde, eine größere Auswahl von Westen u. s. w.“

Er hatte einen besonders schnellen Gang bis ins hohe Alter, und das Bedürfniß, seine täglichen Gänge im Sturmschritt abzumachen, blieb ihm lebenslang. Es waren immer Berufsgänge in seiner Wirthschaft; für Naturschönheiten hatte er wenig Sinn, aber wenn er an Sommernachmittagen unter dem Zelt dicht am Hause Kaffee trank, freute er sich an den alten Eschen und dem ruhigen Spiegel des Sees, und behauptete dann wohl, Trieglaff sei auch ein Interlaken.

Statt den Rasen im Garten abmähen zu lassen, ließ er die Schafe hineintreiben, um ihn kurz zu fressen.

Häufig forderte er zu einer sentimentalen Spazierfahrt auf, setzte dann aber hinzu: „um das verehrliche Rindvieh zu bewundern.“

Dankbar freute er sich an allem, was Gott ihm gegeben. Aber es traf doch nicht jederzeit zu, was sein Freund Blankenburg in einem scherzhaften Geburtstagstoast sagt: „Der Kornwagen geht, die Wolle steigt, die Pachtgelder laufen ein.“ Kam nun eine wirthschaftliche Calamität, so pflegte Thadden zu sagen: „Die Landwirthschaft ist ein Rennen mit Hindernissen.“ Seine größte Sorge war es immer, ob auch der Nachbar nicht Schaden litt.

Besonders sorgte er für seine Leute. „Wir müssen“, schreibt er an einen Gutsbesitzer, „uns mehr um die Leute auf unseren Gütern bekümmern, und sie nicht etwa als Räder in unserer großen landwirthschaftlichen Maschine betrachten, viel-

mehr bedenken, daß es unsterbliche Seelen sind, mit denen wir einst nackt und bloß vor Gottes Richterstuhl stehen werden." Das Wort des Apostels Jakobus liegt mir besonders schwer auf dem Gewissen: „Siehe, der Arbeiter Lohn, die euer Land eingeerntet haben, und von euch abgebrochen ist, das schreiet; und das Rufen der Ernter ist gekommen vor die Ohren des Herren Zebaoth." Jak. 5, 1—5.

Thaddens Leute und Tagelöhner standen sich so gut, wie die auf keinem anderen Gute der Gegend. Dafür forderte er pünktlichen Gehorsam und straffe Arbeit. Er sorgte für sie wie ein Vater, kümmerte sich um ihr Wohl und Wehe in der liebevollsten Weise.

Trotzdem hatte er manche Enttäuschung und manchen Kummer zu erfahren. Schon früher ist erwähnt, daß 1848 seine Trieglaffer ihn nicht zum Wahlmann wählten. Er mußte es auch erleben, daß kaum von einem anderen Gut in Pommern so viel Menschen nach Amerika auswanderten, als von Trieglaff. Freilich trug dazu bei, daß sie die Mittel zur Uebersiedelung reichlich hatten. Aber Thadden wurde es so schwer, sich von seinen Leuten zu trennen, daß er — in den funfziger Jahren — den ersten beiden Zügen bis Hamburg nachreiste, um sich dort noch einmal von ihnen zu verabschieden. Am liebsten hätte er sie in der neuen Heimath aufgesucht.

In Verlegenheit um Leute kam er trotzdem nie. An einem Sonntag meldeten sich z. B. elf Tagelöhner. In wenigen Jahren waren sie, wenn sie auch noch so arm kamen, dann in der Lage, ebenfalls auszuwandern. Der Undank vieler hat ihn oft sehr geschmerzt, aber nie verlor er die Freudigkeit, Liebe zu üben. Seine Leute waren so gestellt, daß sie es als Strafe empfanden, wenn sie entlassen wurden. Er sagte wohl auch: „dann mag ich nicht mehr Gutsherr sein, wenn sie es nicht mehr als solche empfinden können."

Er hatte einen großen Ernst zu strafen, und hielt sehr darauf, daß der Missethäter, so viel als möglich, zur Erkenntniß

gebracht wurde. Immer bereit, seinen Leuten zu verzeihen, wenn sie sich vergangen hatten, verhängte er doch eine gewisse geringere Strafe, und es war ihm schmerzlich, daß Viele sich in diese Disciplin nicht recht finden konnten. Oft berief er sich auf Luthers These: die wahre Buße sucht die Strafe.

Darum hielt er auch sehr auf die Kirchenzucht. So sehr er die Wiedervereinigung der getrennten Lutheraner mit der Landeskirche durch Aufhebung der Union ersehnte, so hat er sich doch öfter geäußert, daß wegen der so leichter zu übenden Kirchenzucht er den Fortbestand der kleineren Kirchengemeinschaft wünschen möchte.

Als er im Jahre 1853 Mitglied der 1. Kammer war, sprach er bei Gelegenheit der Verhandlung über Verbrecher-kolonien in höchst origineller Weise über die Wiedereinführung der körperlichen Züchtigung. „In Erwägung, daß es doch wohl eine schlechte Erziehung ist, wenn man die Kinder aus dem Hause stößt, so lange man noch andere Mittel hat, um auf geeignete Weise zu ihrer Besserung und Züchtigung beizu-tragen" — erwähnt er zunächst die in Aussicht gestellten Kreis-Arbeitshäuser, und sodann die schon in Anregung gebrachte körperliche Züchtigung; „auf die Gefahr hin, selbst einiges Material zur Carrikatur zu liefern, will ich zur Vertheidigung dieses Strafmittels einige Worte sagen." Er fährt fort: „Man hat in unserer Zeit in diesem Strafmittel eine Beleidigung der Menschheit gefunden, aber es besteht der Irrthum dieser An-schauung darin, daß man das entehrende Verbrechen mit der Strafe selbst verwechselt hat." Er erinnert an die spartanischen Knaben, die es sich zur Ehre gerechnet, körperliche Schmerzen zu ertragen, an den Apostel Paulus, der sich der empfangenen Streiche rühmte, und fährt dann fort: „Insbesondere wende ich mich an die Freiherrn, an die Ritterschaft, und erinnere diese Herren daran, daß wir früher zu Rittern geschlagen wurden." Indem er dann dies Zuchtmittel als besonders ge-eignet für die Jugend bezeichnet, sagt er: „Bedenken Sie, meine

Herren, ob wir wohl Mitglieder dieser hohen Versammlung sein würden, wenn wir in den jugendlichen Jahren nicht — der eine mehr, der andere weniger — aus der Armkasse Zahlung empfangen hätten." Nach allgemeiner großer Heiterkeit fügt er hinzu: „Meine Herren, ich frage Sie: seit wann ist denn das preußische Volk so altersschwach geworden, das es ganz und gar keine Schläge mehr aushalten kann?" . . . „Für Vermeidung von Mißverständnissen muß ich noch hinzufügen, daß, was meine geringe Person betrifft, ich mich weder aktiv, noch passiv bei dieser Angelegenheit betheiligen möchte."

Im August 1850 war die erste Konferenz separirter Lutheraner in Trieglaff. Nachdem Pastor Nagel nach Breslau versetzt war, trat bei diesen Versammlungen und den dort gefeierten Missionsfesten besonders der feurige geistvolle Dr. Besser (der Bibelstunden-Besser) in den Vordergrund. Von Seefeld in Pommern, wo er damals Pastor war, später von Leipzig und Waldenburg, kam er öfters nach Trieglaff. Auch als patriotischer Redner und Dichter erwarb er sich Thaddens Beifall, den der pommersche Gutsherr durch übersandte Spickgänse äußerte.

Am 10. Dezember 1850 war Thadden eine Tochter geboren, die, am letzten Tage des Jahres getauft, den Namen Gertrud erhielt. Sie blieb wieder die einzige Tochter. Als Gefährtin für sie kam in der Folge die Tochter des alten Freundes Nagel, Marie, in das Trieglaffer Haus, und später Marie v. d. Marwitz aus Rüzzenow.

Als hoher Sechziger wußte Thadden auf das fröhlichste mit den kleinen Mädchen zu spielen. Mit zwei sehr großen Gummibällen wurde Krieg geführt, bombardiert, manchmal auch blessirt. Der Vater saß dabei auf dem Tisch oder auch darunter und war der lustigste Kämpfer, jagte auch wohl seine jugendlichen Gegnerinnen durch den ganzen Garten. Zu andren Zeiten ging er mit ihnen spazieren; dabei pflegte er wohl das alte Gras auf dem Torfmoor anzustecken, um es wegzu-

brennen. Mitunter hat dies Anlaß zu blindem Feuerlärm gegeben.

Ein sehr zärtliches Verhältniß bestand zwischen dem Großvater und der kleinen Enkelin Magdalene Blankenburg. Er sah das Kind wie ein Vermächtniß der geliebten, früh geschiedenen Tochter an. „Magdalenchen!“ rief er mit dem Ausdruck innigster Liebe, wenn er sie sah, und dabei hob er den geistreichen Kopf in der ihm eigenen Art, und, gleichsam als Gegengewicht zu dem in seinen Mienen ausgeprägten Wohlgefallen, fügte er wohl hinzu: „Unkraut!“ Als Magdalenchen im Jahr 1853 eine zweite Mutter erhielt durch die Vermählung Moritz v. Blankenburgs mit Therese, der Tochter von Thaddens altem Freund Gustav v. Below, blieb der Verkehr mit Zimmerhausen, wohin Moritz als Wittwer übergesiedelt war, ein sehr inniger.

Im Jahr 1854 vermählte sich Gerhard mit Eugenie v. Zanthier und übernahm in der Folge das Gut Vahnerow. Reinhold, der schon seit einiger Zeit mit Marie Witte, der Tochter seines Universitätslehrers, des Geh. Raths Dr. Witte, verlobt war, gründete im folgenden Jahre seinen Hausstand, zunächst in Magdeburg. Das älteste Kind dieser Ehe, Thaddens ersten Enkel, mußte schon nach einem Jahr der tiefbewegte Großvater nach Trieglaff auf den stillen Friedhof geleiten. Ein andrer Sohn, Adolf nach dem Großvater genannt, wurde 1858 in Trieglaff geboren, und vier Töchter folgten.

Als im Jahr 1861 Reinhold das Gut Batzwitz bezog, waren nun Kinder und Enkel um den ehrwürdigen Patriarchen von Trieglaff versammelt. Oft kamen Verwandte und Freunde von Nah und Fern, die Anregung brachten und bei dem geistreichen Hausherrn fanden. Es wurde viel musizirt, Thadden freute sich besonders an dem schönen Gesang seiner Schwiegertochter Marie und hörte mit Vorliebe die Taubertschen Kinderlieder. Die Ehepaare Flügge und Andrä, die in diesen Jahren

dem Trieglaffer Hause sehr nahe traten, belebten Feste und Zusammenkünfte durch schönen Quartettgesang.

1852 war Pastor Nagel nach Breslau berufen. Er schied wie ein Vater von seinen Kindern und wurde von Thaddens und der ganzen Gemeinde schmerzlich vermißt. Thadden äußerte in seiner Weise: „Wenn wir Nagel hätten behalten können, so wäre Trieglaff um 10000 Thl. mehr werth!"

Pastor Richard Rudel wurde sein Nachfolger. Dem Thaddenschen Paar von früher her bekannt, ging er mit großem Verständniß auf Herrn v. Thaddens Eigenthümlichkeit ein und arbeitete gemeinsam mit ihm am Wohl der Gemeinde. Musikalisch begabt, begeisterte er sich mit dem eigentlich unmusikalischen Thadden für den Gedanken, die Musik zu Eroberungen auf dem Gebiet der inneren Mission zu benutzen. In diesem Sinne interessirte sich Thadden für zwei Gesangvereine in der benachbarten, ihm sehr lieben Stadt Greiffenberg. Zunächst war es der Handwerkerverein, den er 1861 mit gegründet hatte, und selbst fleißig besuchte. Höhere Genüsse bot der sogenannte Lemserverein, unter Leitung des Musikdirektors Lemser, dem er seine lebhafte Theilnahme zuwandte. Um den Armen von Greiffenberg zu Hülfe zu kommen, richtete er im Winter 1861—62 Conzerte ein, in denen beide Gesangvereine mitwirkten. Viele Mühe gab sich der friedfertige Mann, den Künstlerneid zu bekämpfen. Er brachte sogar persönliche Aussöhnungen zwischen den Mitwirkenden fertig, die er mit kleinen neckischen Ansprachen einleitete. Besonders wichtig war es ihm, daß sich alle Stände daran betheiligten. Freunde und Verwandte ließen sich durch seine liebenswürdige Beredsamkeit bestimmen, darin öffentlich aufzutreten und von ihm „aufs Schaffott schleppen". Weit und breit, bei Wind und Kälte, fuhr er in der Gegend umher, um geeignete Kräfte aufzutreiben, und rief wohl aus: „Ein Königreich für einen Tenor!" Mitunter gestand er, es käme ihm mehr auf schöne Leute, als auf gute Musik in den Conzerten an. Er selbst kannte keine

Note. Aber wehe denen, die durch zu spätes Erscheinen oder durch Gespräche das Conzert störten. Dann wurde sein bekannter Krückstock drohend erhoben. In späteren Jahren gingen die Einladungen zum Conzert mit einer Zeichnung dieses Krückstocks aus.

Für Nichtbesuch der Conzerte zog Thadden Geldstrafen ein, und man konnte im Greiffenberger Kreisblatt folgendes Inserat lesen: „Durch Herrn v. Thadden-Trieglaff sind noch 64 Mk. Strafgelder für den Nichtbesuch des Conzerts eingezogen nnd uns überwiesen worden, was wir hiermit herzlich dankend anerkennen. Der Vorstand des Armen-Vereins.“

Auch bei häuslichen Festen blühte die Musik. Zum Geburtstag seiner Frau ließ er einst von seinem alten Stellmacher eine auf dem See schwimmende Insel zimmern. Mit Orangen- und Myrthenbäumen besetzt, bot sie einen sehr hübschen Anblick. Zwischen dem Grün hatten sich schon am frühen Morgen die Freunde Andräs und Flügges aufgestellt und begrüßten die Gefeierte mit schönem Quartettgesang. Beim Mittagsmahl brachte Thadden die Gesundheit auf sein „schönes Mamachen“, wie er sie nannte, aus in folgenden Versen nach Claudius:

Xantippen fehlen ganz und gar,
Oft ist ein ganzer Vers nicht wahr.
In Pommern aber, das ist wahr,
Sind die Xantippen auch nicht rar;
Jedoch beim Saft der Reben
Die Beste, die soll leben.

Am Abend war dann auf der schwimmenden Insel ein großes leuchtendes E und ein ganz kleines X zu sehen, während der Greiffenberger Gesangverein, auf mehrere Kähne vertheilt, sich hören ließ.

Auch an Thaddens eigenem Geburtstag, dem 6. Januar, der meist in großem Kreis von Freunden und Verwandten begangen wurde, fehlte es nie an Gesang. Da kam Pastor Rudel mit dem Trieglaffer Sängerchor, die Greiffenberger Gesangvereine, das Freundes-Quartett.

Oefter wurden auch lebende Bilder mit Musik gestellt, oder kleine dramatische Vorstellungen gegeben.

Das Essen spielte immer eine untergeordnete Rolle, es war stets einfach, aber so gut wie möglich.

Thadden wandte dem Gymnasium in Greiffenberg ein sehr lebhaftes Interesse zu. Als treuer Freund und Nachbar der Kreisstadt, that er, was in seinen Kräften stand, um Anfang der 50er Jahre die Anstalt ins Leben zu rufen, und Zöglinge für dieselbe zu werben. Freunde und Verwandte wurden überredet, ihre Söhne dorthin zu schicken. Eine Dame, welche die beiden Engel der Sixtinischen Madonna als Brosche trug, fragte er: „Um Vergebung, gnädige Frau, sind das vielleicht ein paar Greiffenberger Gymnasiasten?" woran sich eine erfolgreiche Unterhaltung über das Institut schloß.

Als das Gymnasium bis Secunda und Prima herangereift war, lud er gern die Schüler der obern Klassen zu sich ein, freute sich — ein großer Verehrer des Turnwesens — an ihren Turnspielen, und war erfinderisch in Festlichkeiten, die er ihnen bot. So wurde einmal der Gedenktag der Schlacht bei Bar sur Aube, der 27. Februar, durch ein Eisfest gefeiert, und bei manchem vaterländischen Fest in Haus und Garten von Trieglaff hielt der jugendfrische Hausherr Vorträge, die Begeisterung in den empfänglichen Gemüthern weckten und, oftmals zu ernstem Nachdenken auffordernd, bleibenden Gewinn brachten.

Einst wurde auf dem See, mittelst einer Flotte von Kähnen, die Schlacht von Salamis aufgeführt, wobei eine auf dem Wasser zusammengetriebene Gänseschaar die fliehenden Perser darstellten, die von den Enten (Griechen) verfolgt wurden. Den am Ufer versammelten Puten war die Rolle der Zeitungsberichterstatter zuertheilt. Das Fest endete im gastlichen Saal mit einer Bowle und einem Hoch auf „Excellenz Themistokles".

Bei einem Gymnasiastenfest am Gedenktag der Schlacht bei Leipzig im October 1862, erkältete sich Thadden. Eine

Fahrt nach Greiffenberg, wo Feuer war, vermehrte die Erkältung, die sich zum gastrischen Fieber gestaltete. Das Fieber währte mit Unterbrechungen den Winter hindurch und drohte seine Kräfte zu verzehren. Im März begab er sich mit Frau und Tochter nach Berlin, wo ihn der Generalarzt Dr. Böger mit dem besten Erfolg behandelte; das Fieber blieb aus, er erholte sich und konnte sich der Liebe und Sorge vieler alter Freunde erfreuen. Ein wohlthuender Besuch bei Ludwig von Gerlach in Magdeburg schloß sich daran und eine Harzreise, und neugestärkt konnte er im Sommer nach Trieglaff zurückkehren.

Im folgenden Winter verlebte er wieder eine interessante Zeit in Berlin. Er verkehrte viel mit seinem Freunde Gerlach und im Bismarck'schen Hause. Er und seine Familie waren Gäste des Kriegsministers v. Roon, dessen ältester Sohn Waldemar sich mit Magdalene v. Blankenburg verlobt hatte. Im October 1864 war die Hochzeit in Zimmerhausen, der Polterabend wurde in Trieglaff gefeiert.

In demselben Jahr wurde er von Luise von Hüllessem gemalt. Es war sehr schwierig, ihn zum Stillsitzen im „Kunst- und Marterkabinet" zu bewegen; trotzdem gelang das Bild vorzüglich und Gerlach urtheilte darüber: „Thadden sieht gerade so aus, wie ihn der liebe Gott haben will".

An seinem 69. Geburtstag erhielt er den Ehrenbürgerbrief der Stadt Greiffenberg, den ihm der Bürgermeister Bock mit einer sehr herzlichen und bewegten Ansprache überreichte, „Zum Dank für alle Wohlthaten, die er der Stadt erwiesen, namentlich, daß er sich der Armen und Bedürftigen so unermüdlich angenommen hätte".

Bei dem festlichen Mittagsmahl waren 60 Gäste, Deputirte und Nachbarn, vereinigt. Ein von P. Rudel gedichtetes Lied wurde nach der Melodie des Prinzen Eugen gesungen. Darin heißt es u. a.:

Doch sie mußt'n ihn lassen leben,
Mußten ihn uns wiedergeben,
Zu befahren unsern Kreis,
Daß er als ein Armenvater,
Als ein Land- und Stadtberather
Zeige seiner Liebe Fleiß.

Ja, sie mußt'n ihn lassen leben,
Daß er könnt' Concerte geben,
Treiben Geld für Arme ein;
Wer sich irgendwie will wehren,
Den läßt er den Krückstock lehren:
Harmonie und Geld muß sein.

In einem Toast auf den Bürgermeister dankt Thadden der Stadt, daß sie ihn zu ihrem Mitbürger ernannt hat und schließt mit dem Wunsch: „Es lebe das Recht, die Ehre und die Einigkeit aller Stände und Berufsklassen, es lebe die Stadt Greiffenberg, es lebe unser neuer Herr Bürgermeister!"

Es entwickelte sich ein besonders verständnißvoller Verkehr zwischen ihm und dem Bürgermeister Bock, dessen angenehmen Verstand und Takt er bei jeder Gelegenheit hervorhob.

Mehr und mehr gelang es ihm, politisch und religiös Andersdenkende zu gewinnen „Erobern! erobern!" rief er oft mit Begeisterung aus. Nie gab er die Hoffnung auf, daß ein Mensch sich bessern könne. „Der Mensch kann sich bessern!" „Ich glaube an die Besserung der Menschheit" — pflegte er zurechtweisend zu äußern, wenn Andere kalt und wegwerfend aburtheilten. „Was wäre die Welt ohne das Bischen Liebe?" wiederholte er oft. Liebling des Volks zu sein, war der bebescheidene Ehrgeiz seines Lebens.

Sehr häufig hatte er „dringende Geschäfte" in Greiffenberg, die ihm auch meistens wichtiger waren, als etwa angemeldeter Besuch. Sogar an seinem Geburtstag hat er die Gäste im Stich gelassen, um nach Greiffenberg zu fahren. Jederzeit aber waren solche Fahrten und Geschäfte wichtiger, als eine warme Mahlzeit. Kam er dann einmal wieder viel

zu spät zum Essen nach Hause, so sah er wohl mit freundlichem Lächeln seine Frau an und deklamirte:

Ihr Mann ist in der Stadt berühmt,
Bestellt das Feld, wie sich's geziemt,
Du aber, meines Hauses Zier,
Gehst wahrlich allem Andern für.

Und damit war es denn auch gut.

Pünktlichkeit war nicht seine Haupttugend. Er hatte die Eigenthümlichkeit, daß er keinen Handwerker oder Arbeitsmann, der ihn sprechen wollte, selbst keinen Bettler warten ließ. Wurde ihm jemand gemeldet, so stand er sogar vom Mittagessen auf, und war durch kein Bitten zu bewegen, erst fertig zu essen. Lieber konnte seine Familie warten. Dadurch wurden denn die Mahlzeiten recht in die Länge gezogen. Ohnehin saß er gern lange bei Tisch, brachte auch wohl die Zeitung mit und ließ sich daraus vorlesen.

Auch seine Pferde ließ er nicht gern warten und beeilte die Mitfahrenden, indem er ausrief:

Unnützes Plaudern und Zaudern!
Meine Pferde schaudern.

Bei jeder Gelegenheit wußte er Citate anzubringen.*) Kamen Kinder und Enkel zu spät zum Frühstück, und mußten ins Fenster steigen, so sagte er:

Gut ist es, früh zu Bette gehn,
Und besser noch, spät aufzustehn.

Oft citirte er aus Matthias Claudius:

„Die halbe Zeit des Lebens verschläft der Dachs vergebens!
und:
Greif nicht leicht in ein Wespennest, doch wenn du greifst, so halte fest".

Mit Justus Möser sagte er oft:

Schlecht zu leben, schwer zu sterben
Sucht man sich Güter zu erwerben.

---

*) Aus der großen Zahl seiner häufigen Citate und Lieblingsverse sind auch die Kapitel-Ueberschriften dieses Buches genommen.

Auch parodirte er häufig Schiller in den Worten:

Das Leben ist der Güter höchstes nicht, der Uebel größtes aber sind die Schulden.

Schiller wurde überhaupt oft citirt, so:

„Ich kann nicht Fürstendiener sein!" und
„Nacht muß es sein, wo Friedlands Sterne strahlen!"

Solche Stellen wie

„Eilende Wolken, Segler der Lüfte" 2c. oder „Lebt wohl, ihr Berge, ihr geliebten Triften" 2c. und das Goethe'sche: „So gieb mir auch die Zeiten wieder, wo ich noch selbst im Werden war" 2c. — deklamirte er mit tiefer Bewegung; all seine Jugenderinnerungen und die tiefe Begeisterung seiner Seele schien dann unaufhaltsam hervorzubrechen, und diese Begeisterung blieb ihm bis ins Alter. Er las im Winter häufig im Familienkreise vor. „Wallenstein", „Die Jungfrau von Orléans", „Maria Stuart" hörte die heranwachsende Tochter von des Vaters Lippen. Goethe's Faust stellte er so hoch, daß er wohl sagte: alle Candidaten der Theologie sollten darin examinirt werden. Zu den Büchern, die immer wieder hervorgeholt wurden, gehörten Möser's Patriotische Phantasien, Scherenberg's Waterloo, die Antigone des Sophokles.

Eine große Liebe hatte der wahrhaft gottselige Mann zu geistlichen Liedern. Gern hörte er den Vers singen:

Wie herrlich ist die neue Welt, die Gott den Frommen vorbehält 2c.

Oft führte er die Verse an:

Was sind dieses Lebens Güter?
Eine Hand voller Sand, Kummer der Gemüther 2c.

Hier durch Spott und Hohn, dort die Ehrenkron',
Hier im Hoffen und Vertrauen, dort im Haben und im Schauen.

Bei festlichen Gelegenheiten ließ er jedesmal vor dem Essen das Lied singen: Lobe den Herrn, o meine Seele, Ich will ihn loben bis in Tod 2c.

Jedem, der es gehört, wird es unvergeßlich sein, mit welchem Ausdruck er die Lieder in der Hausandacht vorsagte, so z. B.

Den ganzen Sündenschaden deckt Jesus nun aus Gnaden
Mit Seinem Purpurmantel zu.

Es war wie eine ergreifende Beichte für jedes Herz. Er ließ es sich angelegen sein, die männlichen Dienstboten, auch die Knechte, zu den Abendandachten heran zu ziehen, wenigstens im Winter. Doch übte er keinen Zwang.

Beim Beginn der Ernte zog er mit seiner Familie, seinen Leuten und dem Pastor auf das Feld hinaus, wo vor dem ersten Schnitt gesungen und gebetet wurde. Eine besondere Freude war ihm stets der Gesang der heimkehrenden Schnitter, meist geistlicher Lieder.

Es ist fast überflüssig, noch besonders zu erwähnen, daß Thadden ein fleißiger und regelmäßiger Kirchgänger war. Ohne Noth versäumte er keinen Gottesdienst, sogar wenn dieser erst zur Nachmittagszeit gehalten werden konnte, und hörte die Predigt mit Aufmerksamkeit, war auch darin nicht schwer zu befriedigen. Nur breit ausgedehnte und lange Predigten konnte er nicht leiden, und zog dann wohl, auch Angesichts des Predigers, seine Uhr heraus. Auch machte er den Vorschlag an die Kanzeln zu schreiben: „Ich habe euch noch viel zu sagen, aber ihr könnt es jetzt nicht tragen.“ Bei seinem Eifer für lebendiges, fruchtbares Christenthum hörte er gern eindringliche Bußpredigten mit der direkten Anwendung: Du bist der Mann! Er beugte sich demüthig unter Gottes Wort und bekannte sich als sehr lernbedürftig. Deshalb erklärte er den Apostel Thaddäus, der in einem Buch lesend dargestellt wird, mit Beziehung auf seinen Namen, für seinen richtigen Ahnherrn.

In den sechziger Jahren beschäftigte sich Thadden lebhaft mit der Duellangelegenheit der drei katholischen Brüder von Kerßenbrock, die, der Anweisung ihrer Kirche folgend, das Duell verweigerten, obgleich sie durch Angriffe auf ihre Kirche dazu herausgefordert waren, und deshalb den Abschied als Offiziere nehmen mußten. Sein Jugendfreund, Graf Cajus Stolberg, legte ihm diese Angelegenheit besonders ans Herz.

Bei einem Besuch, den Thadden ihm mit Ludwig v. Gerlach auf seinem Gut Brauna machte, scheint er aber doch nicht ganz mit dem katholischen Freunde überein gestimmt zu haben, denn Gerlach schreibt an ihn:

„Man hätte Dich lieb gewinnen müssen, wenn man Dich nicht schon lieb gehabt hätte, als Du in Brauna den Unterschied junger katholischer Gräfinnen und hinterpommerscher lutherischer Pastoren und Kandidaten auf eine so lieblich ängstlich (für Andre ängstlich) unbefangene Weise aus den Augen verlorst, als Du ihnen bewiesest, daß ehrliche Duellanten Anspruch auf ehrliches Begräbniß hätten."

Es kam der Krieg gegen Oesterreich im Jahre 1866, der Thaddens beide Söhne ins Feld rief. Reinhold kam zum I. Reserve-Landwehr-Ulanen-Regiment, Gerhard wurde mit der Führung einer Schwadron im I. Garde-Dragoner-Regiment beauftragt und bei der glänzenden Attacke des Regiments am rechten Arme verwundet und zum Rittmeister ernannt. Während des Krieges wurden in Trieglaff regelmäßige Betgottesdienste gehalten, und zwar der Erntearbeiten wegen schon früh um 5. Da war es für Thadden ein besonderer Genuß, seine Familie schon so früh heraus zu trommeln, denn es durfte doch Niemand dabei fehlen.

Charakteristisch ist folgender Zug: Vor Weihnachten wurde das übliche Armenconcert in Greiffenberg vorbereitet, und Thadden ließ sich vorher, wie er das jedesmal that, die Chöre des Männergesangvereins vortragen. Darunter war ein eben gedichtetes und komponirtes Lied auf die Schlacht von Königgrätz, voll frischer Siegeslust und gutem Humor, aber auch nicht ohne übermüthigen Spott auf die geschlagenen Oesterreicher. Es erregte allgemeine Heiterkeit, aber Thadden erklärte, nachdem er es angehört: „Das Lied wird nicht gesungen! Einen tapferen Feind schlägt man, aber man verhöhnt ihn nicht."

Das Jahr 1866 brachte einen scharfen Mißton in die lebenslange, innige Freundschaft mit Ludwig v. Gerlach. Thadden

konnte dessen bekannte abweisende Stellung zu den Ereignissen und Folgen dieses Jahres nicht theilen, so wenig wie die immer wachsende Hinneigung des Freundes zum Romanismus. Die Liebe blieb, aber eine Liebe mit Schmerzen, der Gerlachs Briefe oft sehr beweglichen Ausdruck geben. So schreibt er an ihn:

Es bedarf nur eines leisen Antippens, und meine alte Liebe zu Dir dringt überfluthend, ohne mein Zuthun hervor, so daß über der fast unbewußten Sehnsucht nach Gemeinschaft mit Dir und über der Macht der alten Erinnerungen, der Unterschied von sonst und jetzt mir fast entschwindet, bis die Fluthen wieder abnehmen, ich zur Besinnung komme und mich ringsum sehe. Und dann fängt das Herz wieder an zu bluten. Der schwerste Schmerz ist die Anfechtung: war unsere halbhundertjährige Gemeinschaft nicht doch am Ende nur Schein und Schaum? Ich weiß wohl gute Antworten darauf — und wenn keine ganz befriedigen will, so ziehe ich mich in die Festung zurück: was der Herr in diesem halben Jahrhundert gethan, war gewiß kein Schein und Schaum, wenn wir auch Schein und Schaum waren. . . .

Manchmal dämmert sogar eine Hoffnung voller alter Einigkeit in mir auf — aber bei ruhiger Erwägung hoffe ich diese doch nur jenseits; aber für jenseits hoffe ich sie auch wirklich."

Nach einem Besuch in Trieglaff schreibt Gerlach dankend für einen nachgeschickten Schlüssel:

„Wie oft haben die Schlüssel, deren ich bedurfte, von mir zum Herrn und vom Herrn zu mir unabgeholt bei Dir gelegen, und Du hast sie mir freundlichst franko nachgeschickt."

Im Jahre 1868 nahm Thadden, wie seit 1848 jedes Jahr, Theil an der Synode der von der Landeskirche getrennten Lutheraner in Breslau. Kaum zurückgekehrt, rief ihn die Todesnachricht seiner Schwester wieder nach Schlesien zu ihrem Begräbniß. Von dort reiste er an den Genfer See, um seinen Sohn Reinhold und dessen leidende Frau auf einen Tag zu

besuchen. Indessen waren vier Enkel in Trieglaff und das Haus wurde nicht leer von Gästen.

Im folgenden Jahr gewann er den einzigen Prozeß seines ganzen Lebens in erster Instanz. Noch einmal bot er den Gegnern an, sich mit ihnen in die streitige Summe zu theilen, was sie annahmen — für Thadden eine Gebets-Erhörung.

Zu Anfang des Jahres 1870 befielen ihn Schwindelanfälle. Die Seinen waren in großer Sorge um sein Leben, und er selbst sah seinen Zustand sehr ernst an. „Wenn ich an dieser Krankheit sterben sollte", äußerte er, „liebe Frau, Du wirst es mir gönnen, daß ich zu meinem Heiland gehe." Er bestimmte das Lied: „Wollt ihr wissen, was mein Preis? Jesus der Gekreuzigte 2c." sollte an seinem Grabe gesungen werden. Auch besprach er äußere Angelegenheiten für den Fall seines Todes. Dabei sagte er: „Wie man sich ganz in diese Welt verlieben kann, ist mir doch unbegreiflich; wie ekel, schal und unersprießlich ist doch das ganze Treiben dieser Welt!"

Die Krankheit war nicht zum Tode; er genas wieder, und als im Sommer der Krieg mit Frankreich ausbrach und sein altes 12. Infanterie-Regiment bei Wörth stark mitgenommen war, da flammte der alte Jugendmuth wieder auf nnd er meinte, zum Kanonenfutter sei er immer noch gut genug. Um sich für die Kriegsstrapazen abzuhärten, bivuakirte er im Zelt auf einer Bank. Ein Tagelöhner wurde als Bursche equipiert, und trotz allem Widerspruch und aller Besorgniß von Freunden und Verwandten, ging er Mitte August nach Berlin, um sich zu melden. Zum Glück erkrankte er dort an einem Magenkatarrh und kehrte enttäuscht in die Heimath zurück. Später beschuldigte er scherzend die Tochter seines Freundes Adolf v. Blankenburg, bei dem er im Invalidenhaus eingekehrt war, sie hätte ihn vergiftet, um ihn von weiteren Unternehmungen abzuhalten. Auch die Ausführung seines Wunsches, als Johanniter nach Frankreich zu ziehen, verhinderte sein Schwiegersohn Blankenburg und sein Freund, der

Kriegsminister v. Roon, weil sie besser als der ritterliche alte Mann wußten, daß seine Kräfte den Anstrengungen nicht mehr gewachsen waren.

Dagegen sah er beide Söhne in den Krieg ziehen. Reinhold nahm Theil an der Belagerung von Straßburg und Belfort; Gerhard war im Hauptquartier des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin. Beide kehrten mit dem eisernen Kreuz geschmückt zurück.

Mit heller Begeisterung begrüßte Thadden die Sieges-Telegramme, die ihm von Greiffenberg zugeschickt wurden. Es war ihm eine besondere Freude, damit in der Nachbarschaft herum zu fahren und allen Freunden und Bekannten die gute Botschaft zu bringen.

An seinem Geburtstag, den 6. Januar 1871, sagte sein Freund Adolf v. Blankenburg, nachdem er „der tapfern Söhne und Brüder, die draußen für unsre Ehre und den ersehnten Frieden kämpfen und bluten", gedacht und einen Rückblick geworfen „auf jene, die vor mehr als 50 Jahren auch kämpften und bluteten für die Befreiung des Vaterlandes, jene licht gewordenen Schaaren mit dem verblichenen Band, die damals den Samen ausgestreut, der diese herrlichen Früchte trägt." — „Mein hochverehrter Freund, es ist Dir nicht vergönnt gewesen, mit dem Schwert an den jetzigen Kämpfen Theil zu nehmen, und doch hast Du Theil an diesen Siegen. Auch Du hast den guten Samen ausgestreut, der diese herrlichen Früchte trägt, auch Du bist ein stiller Mitkämpfer im verborgenen Kämmerlein gewesen. An dieser Gnade laß Dir genügen. Wir aber wollen Gott bitten, daß Er Dich uns noch lange als einen unsrer Vorkämpfer erhalten möge." —

Es kamen dann nach dem Kriege Zeiten, in denen Thadden der Politik, besonders der Kirchenpolitik gegenüber wieder manch wehmüthiges „Aber" im Herzen und auf den Lippen hatte. In die Oeffentlichkeit ist er nicht damit getreten. Wie

er dachte und empfand, davon giebt eine Tischrede Zeugniß, die er im Freundeskreis gehalten hat, und in welcher er sagt:

„Wir Conservativen sind hauptsächlich an allen Calamitäten schuld, die wir jetzt auf's Schmerzlichste in unserem Vaterland beklagen. Gott weiß es, daß ich bei diesem Mahnwort vor Allem an die eigene Brust schlage. Wir treten der Anklage näher: Ja, es giebt eine Klasse von Conservativen, wie groß oder wie klein sie ist, weiß Gott allein, die immer in erster Linie nur ihre Interessen im Auge haben, denen die Rechte des geringsten Mannes nicht eben so wichtig sind, wie die eigenen, — ohne Gedanken daran, daß die Rechte der Krone und des Altars aber viel höher und heiliger sind, als die eigenen. Bei ruhiger Verdauung wünschen sie Alles, was sie haben, so langsam wie möglich zu verlieren und mögen sie nur auf gut Berlinisch als Motto über ihre Hausthür setzen: Ich lebe vor mir und koche mich selbst! — Nein, diese hochadlige Familie Ego, die ihre Ahnenlinie zu Cain und seinem: „Soll ich meines Bruders Hüter sein" hinaufführt, die kann und wird das Vaterland nicht retten. Wir rufen ihr mit Wallenstein zu: „Ja, der verdient betrogen sich zu sehen, der Herz gesucht bei den Gedankenlosen."

Noch eine andre Klasse sogenannte Conservative: Es sind Leute von richtigen politischen Grundsätzen, die aber beim Umschwung der Situation zu wenig erreicht haben, besonders Beamte rc., die den Posten nicht erlangt haben, den sie nach ihrer Meinung erreichen mußten. Schmollend sitzen sie am warmen Ofen, schimpfen auf die neuen und neusten Schritte der Regierung und der Kammern, wobei ihnen die glühende Cigarre nicht einmal kalt wird. Denselben kann man nur das bekannte Dichterwort zurufen: „Willst du des Lebens Unverstand in Wehmuth recht genießen, so lehne dich an eine Wand und trample mit den Füßen."

Nun aber an uns Alle, an mich selbst, die wir nicht unter die eben charakterisirten Klassen gehören wollen, noch ein

ernstes Wort. Ja, wir können es nicht leugnen, diese neuen Gesetze, sie haben uns tief betrübt. Zwar die neue Kreisordnung, die macht meinen grauen Kopf nicht noch grauer. Es kommt da Alles auf die Ausführung an. Durch Kabale und Liebe läßt sich Vieles zurecht stellen. Das Herrschertalent muß es verstehn, den Herrscherplatz zu erobern. Und wenn alle Stände abgeschafft sind, so lange Preußen steht, werden wir doch die drei alten standhaften Stände behalten, sie heißen: Infanterie, Cavallerie, Artillerie! — Aber die neuen Kirchengesetze? — Da glaube ich nicht zu viel zu sagen: es vibrirt durch alle Christenherzen Preußens ein schmerzlicher Weheruf. In dieser Zeit, wo Alles für die Freiheit der Kirche, für Lösung der Kirche vom Staat schwärmt, werden beide Kirchen, die Römische und zur Gesellschaft die Evangelische, zu guterletzt noch geknebelt. Man ist auf dem Wege gegen Recht und Gerechtigkeit, gegen jede Façon, nach der Jedermann selig werden kann, besonders die Evangelische Kirche, einer herz- und glaubenslosen Menge, den Herrn Omnes, wie Luther sie nennt, zu überliefern. Bei Ausführung dieser Gesetze werden die Grundfesten des Vaterlandes erbeben, während die Christen fröhlich ihre Häupter erheben und mit dem frommen Gellert singen: „Wenn Christus seine Kirche schützt, so mag die Hölle wüthen, Er, der zur Rechten Gottes sitzt, der wird sie wohl behüten!“

Eine liebenswürdige Engländerin, Miß Johnston, die im Sommer 1872 in das Trieglaffer Haus trat, faßte bald eine tiefe Verehrung für den edlen Hausherrn. Gern stand sie am Fenster und beobachtete ihn, wie er auf dem Hof mit seinen Leuten sprach. „Herr v. Thaddens way of speaking to a poor woman is most beautiful; I do admire him! (Herrn v. Thaddens Art, wie er mit einer armen Frau spricht, ist wunderschön; ich bewundere ihn.) Später schrieb sie über ihn: He was a king amongst men and Gods own humble child; ever since I knew him, he has been my ideal man, noble in every point. (Er

war ein König unter den Menschen, und ein demüthiges Gotteskind; seitdem ich ihn kannte, war er für mich das Ideal eines Mannes, edel durch und durch.)

Dieser Sommer war ein sehr besuchreicher. Neben dem feurigen anregenden Besser kehrte auch Pastor Lappe, der frühere Hauslehrer, wieder ein und meinte, man hörte ja wieder, wie in früheren Jahren, in allen Sprachen reden.

Im Sommer darauf machte Thadden mit Frau und Tochter und in Gemeinschaft mit seinem Freunde Gerlach eine Reise durch Süddeutschland in die Schweiz. Freunde und Bekannte wurden aufgesucht und viel Schönes genossen. Aber in Luzern erklärte der immer Beschäftigte, er müsse zu Haus — veredelten Müßiggang wurde er leicht überdrüssig.

So kehrte er denn zurück in sein gesegnetes Haus, in das ihm durch die Nähe von Kindern nnd Enkeln so reich gemachte gewohnte Leben.

Adolf v. Blankenburg konnte wohl in seiner Tischrede am 6. Januar sagen: „Unser Freund hat alles, was sein Herz sich wünscht.“

V.

1873—1882.

Wen hab ich sonst, als Dich allein,
Der mir in meiner letzten Pein
Mit Rath und Trost weiß beizuspringen?

O Du, an den ich glaube,
Und den mein Geist umfaßt,
Der Du im Todesstaube
Für mich gelegen hast —
Auf Dein Verdienst und Leiden
Vertrau ich ganz allein,
Darauf werd ich einst scheiden
Und ewig bei Dir sein.

Erhalt mir Deinen Frieden
Und Deines Heils Genuß,
So lang ich noch hienieden
In Schwachheit wandeln muß,
Bis endlich Dir zu Ehren,
Der mich mit Gott versöhnt,
Dort in den oberen Chören
Mein Halleluja tönt.

H. v. Bruiningk.

Es giebt Persönlichkeiten und Gestalten, die einmal gekannt, nicht leicht vergessen werden. Eine solche Gestalt war Gerhard v. Thadden. Ein liebenswürdiges liebliches Kind, ein fröhlicher strebsamer Knabe und Jüngling, früh innerlich berührt von dem christlichen Geist seines Vaterhauses, erwuchs er zum edlen ritterlichen Mann. Als Husaren-Offizier in Trier, wie als Gardedragoner war er ein allgemein beliebter Kamerad und Vorgesetzter, ein tüchtiger Reiter und Jäger, ein eifriger und erfolgreicher Landwirth. Von hervorragend praktischer Begabung, gelang ihm alles, was er angriff. Voll Gemüth und poetischem Schwung, eine schöne, hervorragende Erscheinung gewann er alle Herzen; er hatte viele Freunde, aber keinen Feind. In den beiden Kriegen, die er mitmachte, fand er Gelegenheit, sich auszuzeichnen; als Mitglied des Reichstages, wo er nur selten, aber dann knapp und kernig sprach, wußte er sich die Zuneigung auch solcher zu gewinnen, die nicht derselben Partei angehörten. In glücklichster Ehe, der Stolz seines Vaters, der Liebling seiner Geschwister, so lebte er ein schönes sonniges Leben, und trug diesen Sonnenschein mit sich, wo er hinkam. Am 12. Oktober 1873 bestrahlte er damit zum letzten Mal sein Vaterhaus, wo er so oft eingekehrt, so sehr geliebt war. Am Tag darauf fuhr er zur silbernen Hochzeit eines Vetters nach dem benachbarten Witzmitz; eigentlich ungern, da seine Frau ihn wegen Unwohlsein nicht begleiten konnte und er am nächsten Tag eine Geschäftsreise antreten mußte. Beim festlichen Mittagsmahl, zugleich dem Abschiedsmahl vom alten Wohnhaus, unterhielt er sich heiter und ernst mit seiner Nachbarin. Am Nachmittag gingen die Herren in

den noch nicht ganz fertigen Neubau, und während die Andern eine Parthie Billard spielten, wandelte Gerhard, wie das seine Gewohnheit war, mit auf den Rücken gelegten Händen in tiefem Nachdenken hin und her auf einem langen schmalen Flur, der in einem Treppenhaus endete, in welchem Treppe und Geländer noch fehlte. Freilich wußte er das, aber in Gedanken versunken, achtete er nicht darauf. — Als in später Stunde die Gäste ihre Wagen bestellten, ließ der Kutscher fragen, ob Herr v. Thadden auch wegfahren wollte. Erst jetzt wurde er vermißt, man hatte ihn im alten Hause vermuthet, oder schon fortgefahren. Die tief erschütterten Freunde fanden ihn todt in der Tiefe des Treppenthurms . . .

Der bis ins innerste Herz getroffene Vater eilte am nächsten Tage gleich nach Witzmitz auf die Unglücksstätte. „Ich mußte doch kommen um Dich zu trösten", sagte er zu dem gebeugten Gastfreund seines Gerhards.

Seine verlassene Schwiegertochter lag ihn nun besonders am Herzen. Wie Abraham nach Moriah, so stieg er am 17. Oktober die Anhöhe zu dem schönen stillen Friedhof zwischen den Seen hinan, auf seinen Arm gestützt die gebeugte Gestalt im schwarzen Wittwenschleier. Pastor Rudel sprach über den 11. Vers des 46. Psalms: Seid stille und erkennet, daß Ich Gott bin. Und der alte Vater war still und erkannte, daß, der so schwer geschlagen, Gott war, sein Gott, dem er gedient hatte ein langes Leben durch, der ihm geholfen hatte durch manchen sauren Tritt, durch manches bittre Leid, der ihn gesegnet hatte — auch durch diesen Sohn.

Im folgenden Jahr, am 1. Juli 1874, übergab Thadden sein liebes Trieglaff an seinen ältesten Sohn Reinhold, während er selbst sich das nahgelegene kleinere Gut Batzwitz vorbehielt.

Am 16. Juli nahm er Abschied von Trieglaff und ging mit Frau und Tochter für einige Zeit in die Schweiz, zunächst nach Heinrichsbad, dem bekannten in christlichem Sinn geleiteten Kurort, wo er sich sehr wohl und heimisch fühlte. Im Verkehr

mit ernst gesinnten Christen, die zwar konfessionell verschieden gerichtet, dennoch im Mittelpunkt des Glaubens eines Sinnes waren, hatte er viel wahre Freunde, und besonders trat er in freundschaftliche Beziehung zu Pfarrer Wenger, dem Leiter des Kurhauses. Dort in Heinrichsbad feierte er auch am 23. Juli in der Stille zum zweiten Mal seine silberne Hochzeit, und blickte dankbaren Herzens mit seiner geliebten Frau zurück auf viel erfahrenen Segen.

Am 1. September zog Thadden in Batzwitz ein, seiner letzten Erdenstation. Mit gewohnter Frische und Energie trat er in die neuen Verhältnisse ein. Das Erntefest wurde wie sonst mit allerlei Spielen gefeiert. Auch die regelmäßigen Fahrten nach Greiffenberg setzte er fort bis in seine letzten Lebenswochen.

Die folgenden drei Winter verlebte er meist in Berlin mit Frau und Tochter, besonders dorthin gezogen durch die Anwesenheit Ludwig's v. Gerlach, der Mitglied des Abgeordnetenhauses war. Durch ihn kam Thadden mehrfach in Berührung mit Mitgliedern der Centrumsfraktion, betheiligte sich auch einmal an einem Diner dieser Fraktion. Dabei hielt er eine Tischrede, in welcher er u. a. sagte: „Als vor Jahren zur Berufung des neuen Reichstags die directen, geheimen Wahlen aufkamen, da hieß es, wenn ich nicht irre, in der Magdeburger Zeitung: Was würde der selige Thadden-Trieglaff sagen, wenn er diese geheimen Wahlen mit eingekniffenen Zetteln noch erlebt hätte, gegen die er beim vereinigten Landtag fast ganz allein angekämpft hat. Ich lese aber jetzt auf Ihrem Angesicht: Wie wird dieser alte Herr aus dem vorigen Jahrhundert sich jetzt den Maigesetzen, der obligatorischen Civilehe 2c. gegenüber aussprechen? . . . Dann den Kanzelparagraph, die Ausweisung der Jesuiten, die Verfolgung der katholischen Kirche erwähnend, spricht er von dem bekannten Spiel: „Fürchtet Ihr Euch vor dem schwarzen Mann?" worauf die Andern antworten: „Nein" und dann dem schwarzen Mann zu entlaufen suchen . . . „Wir

sollten aber dies Spiel ganz anders spielen, und das recht ernsthaft: Fürchtet Ihr Euch vor dem schwarzen Mann? Antwort: Ja! Nun aber drauf los gelaufen und sich erst den schwarzen Mann genau angesehen und untersucht, ob er auch wirklich so schwarz ist. Diese Untersuchung hat man leider nicht vorgenommen . . ."

Am 18. Februar 1877 stand der 81 jährige Mann am Sterbebett seines Freundes Gerlach. Wenige Tage zuvor war dieser Abends allein ausgegangen, um Thaddens zu besuchen, die in der Großbeerenstraße wohnten, und an der Potsdamer Brücke überfahren worden. Thränenden Auges aber strahlenden Blicks konnte Thadden den Freund seines Lebens scheiden sehen.

Anfang März kehrte er mit den Seinen in die Heimath zurück. Er pflegte bei der Beichte in der Kirche im Namen der andern Communikanten ein lautes freies Beichtgebet zu sprechen. Das Gebet, was er vor der Abendmahlsfeier in der Charwoche dieses Jahres sprach, ist Allen, die es gehört, unvergeßlich geblieben, er schloß es, wie jedesmal, mit dem Verse:

Erbarme Dich, erbarme Dich,
Gott mein Erbarmer, über mich.

In jener Zeit kränkelte Frau v. Thadden viel und wurde deshalb im Sommer nach Ems geschickt. Thaddens Besorgniß äußerte sich in sehr origineller Weise in einem Briefe an seine die Mutter begleitende Tochter nach Ems:

„Mein geliebtes Trudchen! ich mache Dich hierdurch verantwortlich, daß unser schönes Mamachen mit dicken rothen Paußbacken nach Hause zurückkehrt. Zu dem Ende dürfen keine Kosten gespart werden. Des Morgens Bratwurst mit Eiern, des Mittags starke Brühe und schwerer Wein, des Abends Chokolade und Aniskuchen. Du mußt auch mit dem Badearzte desfalls sprechen. In Summa: ich verlange standes-

gemäße Behandlung, damit ich und die rezensierende Nachbarschaft bei der Rückkehr nicht ausrufen kann:

Herzog Albas fürstliche Gemahlin,
Graf Harrachs edle Tochter hätte so,
Nicht eben so behandelt werden sollen!"

Den Winter verlebte Frau v. Thadden mit ihrer Tochter in Montreux. Thadden folgte ihnen dorthin am 14. Januar, nachdem ihn Ende November ein vermuthlich angelegtes Feuer in Batzwitz tief bekümmert hatte. Er wußte sich auch in Montreux die Herzen im Sturm zu erobern. Ein Kellner der Pension Beau rivage, wo Thadden wohnte, nahm mit Thränen Abschied von ihm. Anfang März reiste der 82jährige allein von Montreux nach Pommern. Seine Frau empfahl ihn einer mitreisenden Dame an, worauf er erwiderte, er wünschte nun endlich als Primaner und nicht mehr als Sekundaner behandelt zu werden. Dennoch äußerte er sich sehr befriedigt über diese Reisegefährtin, als er, die Reisetasche in der Hand, plötzlich bei seiner Enkelin Magdalene v. Roon in Stettin eintrat. Bei diesem oder einem andern Besuch dort sprach er einmal den Wunsch aus, er möchte gar zu gern einmal mit den Leuten aus dem Circus soupiren, um einen kleinen Einblick in ihr inneres Leben zu bekommen.

Indessen verlobte sich seine Tochter Gertrud in Montreux mit Carl v. Senfft-Pilsach, dem Sohn seines alten Freundes Adolf v. Senfft auf Sandow. Am 25. September war die Hochzeit in Trieglaff; der Polterabend wurde im weißen Saale gefeiert. Der ehrwürdige Patriarch, in voller geistiger Frische, strahlte von Liebe und Glück über das Glück seiner Kinder und umfing mit dieser Liebe auch den neuen Schwiegersohn.

Nachdem er am 23. November zum letzten Mal das Armen-Conzert in Greiffenberg geleitet hatte, feierte er seinen Geburtstag in der Häuslichkeit des jungen Paares in Berlin, wo er vom 4.—17. Januar 1879 mit seiner Frau verweilte. Dann

kehrte er zurück in die geliebte irdische Heimath, um sie nicht wieder zu verlassen.

Am 30. Januar 1881 war Thadden von Batzwitz nach Vahnerow hinüber gefahren zu seiner Schwiegertochter Eugenie. Bei ihr fand er einige Freundinnen und war, wie er sehr vergnügt bei der Rückkehr versicherte, sehr liebenswürdig, und zwar, weil er wünschte, das Eugenie ihn seinem „schönen Mamachen“ gegenüber loben sollte.

Am folgenden Morgen hatte er einen anscheinend leichten Schlaganfall, doch blieb die linke Seite und besonders der Arm gelähmt. Ende März konnte er wieder auf der Veranda sitzen, auch Fahrten nach Greiffenberg unternehmen, jedoch ohne auszusteigen. Ende Mai fing er an, mit dem linken Fuß aufzutreten. Auch ließ er sich auf dem Rollstuhl nach Trieglaff in die Kirche fahren, und freute sich dann sehr, am Pfarrhaus den Sängerchor aufgestellt zu finden, der ihm eins seiner Lieblingslieder sang: Ich bete an die Macht der Liebe, die sich in Jesu offenbart ꝛc. Dankend rief er den Sängern zu: „Das müßt ihr mir bei meinem Begräbniß singen.“

Sehnsüchtig mußte der hochbetagte Greis auf den Ruf seines Herrn harren, während der nahe Freund des Hauses Herr Flügge, in voller Manneskraft abgerufen ward. In Bezug darauf hielt Dr. Besser, der Thaddens in diesem Sommer besuchte, eine tief bewegliche Bibelstunde über den 126. Psalm: „Wenn der Herr die Gefangenen Zions erlösen wird, werden wir sein wie die Träumenden. Dann wird unser Mund voll Lachens und unsere Zunge voll Rühmens sein. Da wird man sagen unter den Heiden: der Herr hat Großes an ihnen gethan. Der Herr hat Großes an uns gethan, deß sind wir fröhlich. Herr, wende unser Gefängniß, wie Du die Wasser gegen Mittag trocknest. Die mit Thränen säen, werden mit Freuden ernten. Sie gehen hin und weinen, und tragen edlen Samen, und kommen mit Freuden und bringen ihre Garben.“

Das paßte so recht auf ihn, an dem der Herr so Großes gethan hatte durch ein langes Leben.

Er lebte recht im Wort Gottes, er lehrte und vermahnte sich selbst mit Psalmen und Lobgesängen und geistlichen, lieblichen Liedern. Täglich lernte er noch ein oder zwei Verse eines geistlichen Liedes, und sagte sie dann wohl als Dankgebet nach dem Essen. Oft ließ er sich mehrere Kapitel hinter einander aus der Bibel vorlesen. Einmal, nach Schluß der Korintherbriefe, äußerte er: „Wenn die Götter Griechenlands heute noch lebten, sie säßen doch alle zusammen im Zuchthaus."

Im Juli 1881 zog seine Tochter Gertrud, deren Gatte den Abschied genommen hatte, mit diesem und ihrer kleinen Tochter Irene ganz nach Batzwitz, um dem geliebten Vater zu helfen und beizustehen. Thadden empfing sie, in der bekränzten Hausthür sitzend, und deklamirte: „Freude, schöner Götterfunken, Tochter aus Elysium ꝛc."

Viel beschäftigte er sich mit dem Ordnen seiner Papiere und Drucksachen, und verschenkte die wenigen Bücher, die er noch besaß. Er sah sich auch wohl in seiner Stube um, und stellte Betrachtungen darüber an, wie er seine einfachen Möbel am besten verwerthen könnte.

Immer freute er sich, wenn alte oder neue Freunde ihn besuchten; seine Kinder und Enkel umgaben ihn. Im Mai 1882 wurde in Batzwitz noch ein Enkel, Gerhard Senfft, geboren.

Am 10. Oktober brach er durch einen unglücklichen Fall das gelähmte linke Bein. Es wurde nicht gleich richtig erkannt, erst am 15. Oktober konstatierten die Aerzte den Bruch und mußten erklären, daß er nie wieder würde gehen können. Nach einigen Tagen versuchte er, das Bett zu verlassen, war auch noch einige Male im Rollstuhl im Freien. Dann mußte er fest liegen.

Er hatte große Sehnsucht nach seiner Erlösung, doch kam keine Klage, kein ungeduldiges Wort über seine Lippen. Obgleich ihm das Stillliegen recht schwer fiel, sagte er: „Ich

finde meine Lage recht erträglich", und dankte für die vielen guten Tage, die er in seinem langen Leben gehabt. Einmal, als er laut gebetet, fragte ihn seine Frau: „Du hast wohl recht viel Schmerzen?" — „Ach nein, ich danke nur, daß ich so schön liegen kann, und ich freue mich auf die frohe Ewigkeit."

Seine „mit Nichten nichtige Nichte" Elise Reichenbach, auf deren Besuch er sich lange gefreut, war gerade zurecht gekommen, um an der Pflege Theil zu nehmen. Sie las ihm fleißig vor: Luthers Leben von Meurer; die Zeitung hörte er immer noch mit Interesse, auch viele Psalmen und Kapitel aus der heiligen Schrift ließ er sich vorlesen. Als Luthers Leben beendet war, fragte er, ob nicht noch was auf der letzten Seite stände; „es war so schön", und meinte dann: „Zum Vorlesen ist nun noch die Kreuzzeitung und die Bibel."

Er fragte oft nach Kindern, Schwiegerkindern und Enkeln, die ihn abwechselnd viel besuchten. Als seine Enkelin Magdalene v. Roon, die längere Zeit in Zimmerhausen war, vor ihrer Abreise in den ersten Novembertagen von ihm Abschied nahm, wünschte er ihr: „wohlgerathene Söhne".

Einmal sagte er: „Wenn ich die Augen zumache, dann habt ihr ja noch zwei Logirstuben mehr." Auch sprach er oft von seinem Begräbniß: „Bei schönem Wetter werden doch wohl ein ganz Theil Leidtragende kommen." Er verbot ausdrücklich allen Prunk — „Aber Kränze könnt ihr machen, so viel ihr wollt." Dann fragte er auch seine Kinder, ob sie daran Anstoß nähmen, wenn in seine Todesanzeige gesetzt würde: „Omnia et in omnibus Christus"; oder: „Ja und nein zugleich war doch keine gute Theologie."

Oft sagte er: „ich schmachte nach der Ewigkeit" — und eines Morgens erzählte er: „Ich träumte die Nacht, ich sähe den Himmel offen und lauter Jubel und Halleluja darin."

Vom 2. November an verschlimmerte sich sein Zustand merklich. Am 3. schien sein Ende nah; er trug Grüße auf an alle Freunde und Verwandten. Am 4. feierte er das

heilige Abendmahl mit den Seinigen. „Herr, gedenke an mich, wenn Du in Dein Reich kommst.“ „Wie Er hatte geliebt die Seinen, so liebte Er sie bis ans Ende“ — diese Worte waren der Ausdruck seiner Stimmung. Einmal verlangte er die Lieder: „Wer ist wohl wie Du ꝛc.“ und „Seelenbräutigam ꝛc.“ hinter einander zu hören. Dann wollte er einen Psalm, sagte aber gleich darauf: „ich bin zu müde; die Zeitung kann ich wohl verschlafen, aber nicht Gottes Wort.“

Am 4. November war sein alter Freund Senfft-Sandow, der Schwiegervater seiner Gertrud, gestorben; am 13. sein Schwager Ernst Senfft in Gramenz, was ihn noch sehr beschäftigte.

Nachdem es ihm etwas besser gegangen war, wurde der Zustand vom 16. ab sehr ernst. Große Hitze und Angst trat häufig ein; er rief laut: „Herr Jesu!“ Sonnabend den 18. hustete er viel, schlummerte unruhig und erkannte seine Umgebung nicht. Doch sagte er den Spruch: „Halte was Du hast“ und hielt dabei die Hand seiner Tochter ganz fest. Die Nacht war ruhiger und den ganzen Sonntag schlief er, nur von Zeit zu Zeit die Augen öffnend. In der Kirche wurde für ihn gebetet. Am Montag wachte er öfter auf und schien die Seinen zu kennen. Früh rief er: „Psalm“ und seine Nichte las den 103., den er anscheinend ganz verstand.

Er verlangte zu Mittag zu essen, fragte, ob es schon Zeit sei, sonst wollte er warten, „bis Andere was kriegen.“

Er hustete viel, litt aber nicht besonders. Er wollte eine Lustfahrt nach Barkow machen, um sich Nachtschlaf zu verschaffen. Dann ließ er sich aus der Zeitung vorlesen und fragte nach darin erwähnten Dingen. Gegen Abend sprach er ganz klar, und verlangte besonders nach seinem Sohn Reinhold, der abwechselnd die Nachtwachen theilte, fragte auch nach seinem Enkel Adolf.

Oefter ermahnte er zu beten, daß dies seine letzte Nacht sein möchte. An diesem Abend wiederholte er zweimal: „Welch

Triumpfgeschrei würde ich einstimmen, wenn dies meine letzte Nacht wäre."

Dienstag den 21. in der Mittagsstunde ging sein Athem schwerer. Seine Lieben knieten um das Bett, Gertrud betete die ihm besonders lieben Verse: „Deinen Frieden gieb aus so großer Lieb' 2c." und „Hier durch Spott und Hohn, dort die Ehrenkron' 2c." „Ehrenkron' folgt auf Spott und Hohn" — wiederholte er mehrmals mit schwerer Zunge. Auch sein Lieblingslied: „Wollt ihr wissen, was mein Preis 2c." betete sie und den Vers aus dem Brüdergesangbach, den er besonders liebte:

Laß mir, wenn meine Augen brechen,
Herr, Deinen Frieden fühlbar sein,
Komm, Deinen Trost mir zuzusprechen.
Und segne mein Gebeine ein;
Zeig mir die blutbefloßnen Arme,
Darin ich Heil und Frieden fand,
Und hole mich durch Dein Erbarmen.
Sanft zu Dir heim ins Vaterland.

Er antwortete darauf mit einer Kußhand, doch konnte er den Finger nicht mehr ganz an die Lippen bringen.

Bis Mittwoch Abend lag er ruhig und schlief viel. In der Nacht zum Donnerstag kam große Unruhe; er wollte aufstehen, ausfahren, reisen. Dreimal rief er in dieser letzten Nacht seine treue Frau: „Mamachen!" Auch nach seinem Sohn verlangte er oft.

Es war wie der Anbruch der Ewigkeit, wo Vergangenheit und Zukunft zusammenfließen, als er plötzlich sagte: „Christian war doch mein bester Freund"! (Christian Stolberg, der bei Ligny fiel).

Am Morgen wurde er ruhiger. Der Athem ging schwer. Nur noch einzelne Worte waren zu verstehen: „Engel — Palmen — wunderschön! — aufrichten! — Herr! — ja!"

Dann zeigte er mit der Hand nach oben, mit ganz verklärtem Ausdruck. Er schlummerte ein — und dann ganz

sanft und stille kam das Ende, und er hauchte die erlöste und geheiligte Seele aus. Es war um die Mittagsstunde.

Am Abend kamen fünf alte Männer aus Trieglaff, um von ihrem Herrn Abschied zu nehmen; sie gaben ihm alle die Hand. Als sein Schwiegersohn sie fragte, ob sie gern Träger sein wollten, sagte der Schäfer Schmidt: „Drei Meilen wollen wir unsern Herrn tragen.“

Am Sonntag Abend, den 26., war eine bewegliche Feier in Batzwitz am offenen Sarge. Das Lieblingslied des Entschlafenen wurde gesungen: „Wollt ihr wissen, was mein Preis ꝛc.“ und dann sprach Pastor Rudel zu den versammelten Familiengliedern über die Worte der Sonntags-Epistel: „Wir wollen euch aber, lieben Brüder, nicht verhalten von denen, die da schlafen, auf daß ihr nicht traurig seid, wie die Andern, die keine Hoffnung haben. Denn so wir glauben, daß Jesus gestorben und auferstanden ist, also wird Gott auch die da entschlafen sind durch Jesum, mit Ihm führen ꝛc.“ Anknüpfend an den Vers: „Ordne unsern Gang, Liebster, lebenslang ꝛc.“ wies er hin auf den so augenscheinlich vom Herrn geordneten Lebensgang, der nun beschlossen; er verhieß den Hinterbliebenen auf dem vor ihnen liegenden „rauhen Wege“ die nöthige Pflege, wozu die tröstlichen Texteswörte dienen sollten, die er ihnen auslegte. Dann las der als Hausfreund geladene landeskirchliche Ortspastor Stellen aus den Psalmen und sprach ein freies Gebet. Mit dem Gesang: „Zion hört die Wächter singen ꝛc.“ schloß die Feier. Während der Sarg auf den Leichenwagen getragen wurde, sang der Batzwitzer Sängerchor: „Laßt mich gehn, laßt mich gehn, daß ich Jesum möge sehn ꝛc.“ Um 9 Uhr setzte sich der Zug nach Trieglaff in Bewegung, trotz ungünstigem Wetter von einer großen Menge, meist singend begleitet. In Trieglaff stand eine erleuchtete Ehrenpforte, von den Bauern errichtet, mit der Aufschrift: „Fahre in Frieden“. Der Sarg wurde in die Kirche gebracht und dort niedergesetzt, an dem Ort, wo der gottselige

Mann im Leben so gerne angebetet hatte und Gottes Wort gehört.

Am Montag, den 27. November, Mittags um 1 fand sich in der Trieglaffer Kirche eine große Trauerversammlung ein — die nahen und fernen Verwandten, Freunde und Nachbarn, Pastoren der Landeskirche und der separirten Lutheraner, Deputationen aus Greiffenberg, die Spitzen des Gymnasiums, die Gesangvereine, eine große Schaar von Leidtragenden aus allen Ständen.

„Christus, der ist mein Leben &c.“ sang der Männer-Gesangverein, „Valet will ich dir geben, du arge, falsche Welt &c.“ die Gemeinde. Dann hielt Pastor Rudel die Leichenpredigt über I. Korinth. 15, 10: „Aber von Gottes Gnade bin ich, was ich bin und Seine Gnade ist an mir nicht vergeblich gewesen“ — und führte im Lichte dieses Wortes das Leben des Entschlafenen an den Zuhörern vorüber.

Nach dem Gesang: „Zion hört die Wächter singen &c.“ sprach Sup. Weiker Gebet und Segen. Dann sangen die Greiffenberger Sänger: „Ich bete an die Macht der Liebe &c.“ und der Trieglaffer Chor: „Wollt ihr wissen, was mein Preis &c.“, während der Sarg hinausgetragen wurde. Unter Glockengeläute und dem Gesang: „Jesus meine Zuversicht &c.“ bewegte sich der Zug hinauf zum stillen Begräbnißplatz, der, von Tannenhecken und Eichen umgeben, den Blick auf den nahen See bietet. Dort an der Seite der geliebten Vorangegangenen, „bei frommer Christen Grab“, wurde der Leib des müden Pilgers eingesenkt. Der Kriegerverein bildete Spalier. Pastor Rudel sprach ein Gebet und das Vaterunser, die andern anwesenden Pastoren passende Bibelworte. Unter dem Gesang: „Nun laßt uns den Leib begraben &c.“ wurde das Grab zugeschaufelt, und in manchem Herzen klang es nach:

Sein Jammer, Trübsal und Elend
Ist kommen zu einem seligen End,
Er hat getragen Christi Joch,
Ist gestorben und lebet doch.

Zum Schluß noch ein Wort des oft erwähnten Freundes: „Adolf von Thadden-Trieglaff, mein unvergeßlicher Freund, war ein Edelmann im vollen Sinne des Wortes, begeistert für König und Vaterland, ein Feind der Revolution, gleichviel in welchem Gewande sie auftrat, furchtlos tapfer in Wort und That, gleichgültig gegen das Urtheil der Menge, aber zugänglich für Rath und That von seinen und Christi Freunden; seinen Unterthanen ein väterlicher Freund, selbstlos, hülfreich allen Hülfsbedürftigen, ja von einer wahren Leidenschaft beseelt, Andern Liebe zu erweisen. Für alles Gute und Edle durchaus ideal angelegt, voll tiefen Ernstes und sprudelnden Humors, geistreich und doch unermüdlich praktisch thätig, gastfrei fast ohne Maß. Von Herzen demüthig, ein echtes Kind Gottes, ein seltener Mensch; einer von denen, welchen bei der seligen Auferstehung des Herrn Ruf gilt: Freund, rücke hinauf!"

Anlagen.

A.

Ein Schreiben an den Bischof Ritschl in Stettin über eine Conferenz in Trieglaff. Novbr. 1838.

Hochverehrter Herr Bischof und General-Superintendent.

Ew. Hochwürden ist es nicht unbekannt, daß sich seit etwa 9 Jahren fast alljährlich in meinem Hause eine Anzahl befreundeter Pastoren, zu denen sich meist auch andere Freunde gesellten, versammelt haben, um sich mit umfassender Liebe unter regen freundschaftlichen Beziehungen über den Bau des Reiches Gottes in ihren Gemeinen zu unterhalten und sich selbst dazu durch Erbauung aus Gottes Wort zu ermuntern und zu stärken. Mein theurer Gönner und Freund der G. und O. P. R. von Mittelstädt hat mir vor Zeiten Andeutungen darüber gegeben, wie die hohen kirchlichen Behörden unserer Provinz für die Zukunft nicht ohne alle Besorgniß auf solche Zusammenkünfte blicken könnten, und es kann nicht in Abrede gestellt werden, daß es grade in der Natur eines edlen Gegenstandes liegt, wenn er jemals vom guten Grunde getrennt werden sollte, dann auch um so leichter dem Mißbrauch unterworfen zu sein. Solche aus christlicher Besorgniß fließenden Bedenken konnten lebendigen Gliedern der Landeskirche nicht ganz gleichgültig bleiben, sie wurden daher oft in unserem freundschaftlichen Kreise bewegt, und führten jedesmal zu dem Entschluß alles zu vermeiden, was eine gerechte Besorgniß veranlassen könnte, sie führten in Sonderheit zu dem Entschluß, für etwaige Er-

mahnungen von Ew. Hochwürden stets ein offenes Herz und Ohr bereit zu halten und zu dem Ende bei paßlicher Gelegenheit, und soweit es ohne Zudringlichkeit geschehen könnte, geeignete Mittheilungen für Ihre liebende Fürsorge und Theilnahme zu machen. So war es meinem lieben Freunde, dem Prediger Dummert, vor drei Jahren äußerst willkommen, von Ew. Hochwürden Veranlassung erhalten zu haben über die Zusammenkunft ausführlich zu berichten, an der die dissentirenden Prediger Lasius und Wermelskirch Theil genommen hatten. Anderseits werden Ew. Hochwürden leicht zu würdigen wissen, von welcher zarten Natur Mittheilungen aus einem wesentlich freundschaftlichen Kreise sind, die aus diesem Kreis heraustretend leicht in ein amtliches Gebiet herüberstreifen, und wie schwer es dann ist, immer die rechte Grenze zu finden.

Aber aufrichtiges Vertrauen und ungefärbte Liebe dringen durch! Diese sind es, welche uns wenigstens diesmal treiben Ew. Hochwürden einige Mittheilungen zu machen über die freundschaftliche Zusammenkunft, welche am 7. und 8. November unter Leitung des Prediger Dummert stattgefunden hat. Gewiß geschähe es am passendsten und besten durch diesen lieben Freund, wenn wir ihn bei seiner Kränklichkeit nicht so ungern beim Schreibtisch sähen, und wenn ich nicht gern einmal selbst eine Gelegenheit ergreifen möchte, Sie theurer, Herr Bischof, meiner herzlichen Hochachtung und aufrichtigen Ergebenheit zu versichern und Ihnen zum Schluß die Sache unserer noch immer leidenden Lutherischen Brüder ans Herz zu legen.

Um Ew. Hochwürden kostbare Zeit nicht allzulange in Anspruch zu nehmen, und da ich auch kein Mann bei der Feder bin, werde ich mich auf einige dürftige Notizen beschränken und besonders die Schriften angeben, die bei den Besprechungen zu Grunde lagen.

An dieser sehr gesegneten Zusammenkunft nahmen 29 Freunde Theil, darunter 23 Prediger und 4 Kandidaten. Nach einer erbaulichen Einleitung, die jeder Besprechung voranging,

wurde der Anfang mit Vorlesung von Briefen gemacht, die die Versammlung begrüßten, und zum Theil Themas vorlegten die sie der brüderlichen Berathung unterzogen wissen wollten. Da der Schluß der Berathung auf den Abend eines Donnerstags traf, so wurde von der durch ein hochwürdiges Consistorium ertheilten Erlaubniß an jedem Donnerstag bei erleuchteter Kirche Abendgottesdienst halten zu dürfen, Gebrauch gemacht und der Prediger Dummert übertrug die Kanzel dem Prediger Gädike. Die erbauliche Predigt vor der zahlreich versammelten Gemeine war über Psalm 63.

Die Besprechungen selbst erstreckten sich auf einige Fälle der Seelsorge, Erklärungen von Schriftstellen, hauptsächlich auf Verständniß der Union und die sogenannte lutherische Sache. Zu dem Ende wurde vorgelesen aus:

1) der vortrefflichen Schrift von Dr. A. F. Koethe über Kirchenvereinigung Leipzig 1837, der etwa mit dem General-Superintendenten Sartorius in seinem Verständniß über Union übereinstimmen mag.

2) Aus der Schrift: Kellner und Ehrenström: die neusten Wiedersacher der luth. Kirche in Preußen, die nach meinem Ermessen bei aller Schroffheit sehr viel Vortreffliches enthält. Für den Fall, daß Ew. Hochwürden diese Schrift noch nicht kennen sollten, erlaube ich mir dieselbe beizulegen und auf den gewiß sehr zu beherzigenden Schluß — von Professor Huschke herrührend — ganz ergebenst aufmerksam zu machen.

3) Aus der allgemeinen Augsburger Staatszeitung: Die Lutheraner in Preußen, enthaltend Nachrichten über ihre neusten Verhältnisse und Vorschläge zur Duldung vom politischen Standpunkte aus.

4) Aus den amtlichen Nachrichten der Staatszeitung vom 29. Oktober d. J. wurde bewiesen, daß auch heute noch namentlich im Preuß. Lande existire: eine evangelische, eine evangelisch-lutherische Kirche und evangelisch-reformirte Kirche.

5) Aus einem Aufsatz meines Schwagers, des Präsidenten

Gerlach in Frankfurt, über die Lutheraner: Worin haben sie recht, worin unrecht, und aus der etwas schroffen aber genügenden Entgegnung des Professors Huschke.

6) Aus der Schrift des Herrn von Rappard in Pinne für den dissentirenden Prediger Fritsche, betreffend die Taufe eines Kindes. Diesen Aufsatz meines theuren Freundes (wenn ich nicht irre, Ihr vormaliger Schüler), der in früheren Jahren der Trieglaffer Zusammenkunft beigewohnt hat, erlaube ich mir ebenfalls gehorsamst bei zu legen. Die Union verstehe ich übrigens anders als dieser mein Freund, finde aber die in dieser Schrift enthaltene Entwickelung des Rechtspunktes ganz vortrefflich.

7) Vorgelegt wurden außerdem die Schriften von Petersen und Sack für Agende und Union, 2 Thesen vom Professor David Schulz: die Geistesgaben der ersten Christen, und dessen christliche Lehre vom Glauben nebst Beilage über die Erbsünde; ferner Erklärung über das Wesen der Evangel. Kirche im Preußischen Staat von 17 Geistlichen derselben. Es konnte aber in diesen Tagen wegen Mangel an Zeit nur wenig auf diese Schriften eingegangen werden.

Alle diese Mittheilungen succedirten oder opponirten ernst dem Entwurf zu einem Sendschreiben an die dissentirenden lutherischen Prediger in Schlesien, der durch Zusetzen und Abschneiden in der beikommenden Gestalt stehen geblieben ist, bestimmt in einer Zeitschrift abgedruckt zu werden. Indem ich mir erlaube diesen Entwurf ebenfalls einzusenden, werden Ew. Hochwürden auch in demselben eine Ihnen ohne dies hinlänglich bekannte Geistesrichtung desjenigen Theil der Pommerschen Geistlichkeit erkennen, der die kirchlichen Angelegenheiten unseres Vaterlandes in treuer Liebe bewegt: sonst kann dieser Entwurf nur als ein Leitfaden betrachtet werden, an dem sich die vereinigte Herzensrichtung hinbewegt hat. Hätte die Partei des Referenten es versuchen wollen, das Sendschreiben zu einer Unterschrift heranreifen zu lassen, so hätte vieles fortbleiben

müssen. Viele z. B. sehnen sich nach einer völligen — baldigsten Herstellung der alten Agende, andere kennen die Schlesischen Lutheraner sehr wenig und kennen das Lutherthum überhaupt nur unter der trüben Färbung des Pommerschen Separatismus im üblen Sinne des Wortes, als lieblos Beschränkte und sind geneigt einzelne gehässige Schreier als Repräsentanten desselben zu betrachten u. s. w. Alle kamen aber wohl darin überein, daß es eine empörende Härte ist, Leute zu verfolgen, um sie in eine Kirche hinein zu drängen, deren Consistorialrath sie ausdrücklich hinaus weist. Das Mitglied einer geistlichen Behörde kann in einer öffentlich abgegebenen Erklärung niemals privatim handeln, wenn die andern Mitglieder dazu schweigen. Wenn aber auch für diesen letzten Gegenstand, abgesehen von seiner schwierigen Fassung, keine Vereinigung durch Unterschrift zu Stande kam, so wogen die im Eingange meines Schreibens erwähnten Bedenken besonders schwer, wie man mehrfach den Befürchtungen der theuren Kirchenobern unserer Provinz dadurch irgend wie eine Realität geben könnte und geben dem Vertrauen Raum, daß es denselben durch ein Vertreten der Gerechtigkeit und Wahrheit nach allen Seiten hin gelingen werde, die bereits eingeleiteten (?) Duldungsmaßregeln zur Reife zu bringen und somit einer für das ganze Vaterland schmachvollen Verfolgung ein Ende zu machen.

Erlauben denn Ew. Hochwürden noch, daß ich Ihnen auch in meinem Namen diese viel besprochne, aber gewiß jedes nicht schlafende Gewissen sehr bedrängende Angelegenheit ans Herz legen darf. Ich gehöre zu denen, die das Festhalten bestimmter Confessionsgrenzen mit einer wahren Union sehr wohl verträglich finden und die dann auch den Patronen gestatten sich auf ihre Weise zu gruppiren. Ich bin der Meinung, daß man etwas bestimmt Gutes nicht leichtsinnig gegen ein Ungewisses — vielleicht Gutes — vertauschen darf; und bin in Sonderheit nach der Stellung als Patron einer

Evangelisch-lutherischen Kirche in Trieglaff schon gezwungen, den Standpunkt des Rechts schärfer ins Auge zu fassen. Speciel interessire ich noch zur Sache, da auch mehrere meiner Gutsinsassen für heute noch dissentiren. Ihr Austritt ist mir nahe gegangen, und ich würde ihn noch schmerzlicher bedauern, wenn ich darin eine eigentliche und nachhaltige Trennung erblicken könnte. Von mehreren unter ihnen habe ich die feste Ueberzeugung, daß sie durch die Noth ihres Gewissens auf ihren Standpunkt dahin gedrängt werden mußten. Wie sehr sich auch die Behörden unserer Provinz von anderen durch eine milde und weise Behandlung der Dissidenten ausgezeichnet haben, so darf man wohl nicht vergessen, daß diese Leute sofern eine echt biblische Ansicht von dem gliedlichen Zusammenhang einer Kirche haben, wenn sie den viel härteren Druck in andern Provinzen auch als den ihren betrachten. Und hat auch bei uns die Verfolgung nicht aufgehört. Noch sitzen ihre Prediger in Gefangenschaft oder werden durch Steckbriefe verfolgt, sie sind getrennt von Gemeindegliedern, die nun vergebens nach ihrer Predigt, nach ihrem Sakrament verlangen oder es doch nur verstohlener Weise bekommen können.

Wenn man den vermeintlich Halsstarrigen auch jetzt mit mehr Wahrheit entgegnen kann, daß sie Alles was sie rechtlich verlangen können, nunmehr ja in der Landeskirche finden (?), so darf man, glaube ich, nicht vergessen, daß eben dies Verlangte zum Theil erst durch Widerspruch errungen, oder doch erst aufs Neue rechtlich begründet worden ist. Diese Leute, die sich nun leider einmal getrennt haben, können und dürfen nun ebenso wohl ihre Prediger, die sie nun einmal als rechtmäßige Seelsorger betrachten müssen (und von denen mir mehrere selbst als vorzüglich treue und aufrichtige Christen bekannt sind), nicht ohne Weiteres wieder verlassen, und zwar um so weniger, als sie sich in der Zeit der Noth und Gefahr ihrer angenommen haben.

Unter den Sachen, die meinem Rechtsgefühl vorzugsweise

in den Weg treten und die ich wenigstens den Gegnern nicht genügend zu beantworten weiß, erlaube ich mir noch die anzuführen, daß man trotz der wiederholt ausgesprochenen (siehe auch den halbamtlichen Artikel Staatszeitung vom 15. d. M.) eventuellen Trennung von Agende und Union, welche Trennung aber wiederum wegen des immer verbleibenden unirten Consistoriums ꝛc. von warmen Anhängern der Union bestritten wird! — doch alle Candidaten auf die Union verpflichtet, und daß man, so viel ich weiß, solche Candidaten, welche die Agende allein anzunehmen bereit sein würden, nicht anstellt. Tritt aber vollständige Duldung ein, dann wird es sich bald zeigen, ob unsere Freunde die Wasserprobe der Toleranz ebenso gut aushalten werden, als sie die Feuerprobe der Verfolgung bestanden haben; besonders wenn Zug um Zug das wiedererwachte kirchliche Leben auf den alten Fundamenten rechtlich begründet wird. Bis dahin halte ich es aber für die Pflicht eines treuen Unterthanen, auf keine Weise zur Ausführung offenbar ungerechter Befehle die Hand zu bieten (Die Rappardsche Defension Seite 15), vielmehr ist es Pflicht eines jeden Christen in dem ihm beschiedenen Kreise einen ungerechten und ehebrecherischen Geschlecht ins Angesicht zu sagen: Es ist nicht recht, daß Du Deines Bruders Weib habest!

Aber glauben Sie nicht, verehrter Herr Bischof, daß ich in brutalem Undank jemals das viele Gute verkennen könnte, das in neuerer Zeit in kirchlicher Beziehung in dieser Provinz geschehen ist, und daß es mich aufrichtig schmerzt, daß das nicht überall vollständig erkannt wird. Ja mein Auge füllt sich mit Freudenthränen, wenn ich an den Kreis zurückdenke, der am 7. und 8. d. M. in meinem Hause versammelt war, und der hauptsächlich aus Männern bestand, die Ihrer treuen und wirksamen Fürsorge eine Anstellung in unserer dadurch so reichlich gesegneten Provinz zu verdanken haben. Sie hätten gesehen, wie auch hier Ihrer in brünstigem Gebet gedacht wurde, daß der HErr Sie in eine schwierige Stellung mit einem großen

anvertrautem Pfunde je mehr und mehr mit Seinem Geist ausrüsten wolle, seinen hohen und herrlichen Beruf zu erfüllen; — Sie hätten gesehen, wie Sie mit allen wahren Kirchenobern unserer Provinz in sehnender Liebe umfaßt werden — um uns Alle gemeinsam fest zu halten an Dem, der Seiner Kirche rechtes Haupt ist.

So wollen Sie denn, theurer Herr Bischof, aus den dürftigen Mittheilungen dieses Schreibens auch ganz besonders meinen aufrichtigen und herzlichen Dank erkennen! Indem ich aber alles Vorstehende noch einmal durchsehe, berührt es mich selbst sehr, daß meine geringe Person dabei über die Gebühr hervortritt, und daß ich mich in einigen Stücken ziemlich weit verstiegen habe.

Ich vertraue aber fest Ihrer gütigen Gesinnung, daß Sie Alles verstehen werden, wie es gemeint ist. So sehr mich einige Zeilen Ihrer Hand überzeugen werden, daß Sie dieses Schreiben freundlich aufgenommen haben, so unbescheiden würde es aber doch sein, wenn ich bald eine auf den Gegenstand eingehende Antwort erwarten wollte. Freuen würde ich mich auch sehr, gelegentlich, etwa durch den lieben Prediger Dummert, der sich aufs Herzlichste empfiehlt, einen Gruß zu erhalten, und bitte jedenfalls um Erlaubniß, unter allen Lebensverhältnissen mit inniger Hochachtung und aufrichtiger Ergebenheit bleiben zu dürfen

Ew. Hochwürden

ganz ergebener Diener

v. Thadden.

Trieglaff, 22. November 1838.

B.

Antwort des Bischofs Ritschl.

Stettin, 2. Febr. 1839.

Ew. Hochwohlgeboren gütige Nachsicht muß ich in einem hohen Maaße in Anspruch nehmen, wenn ich erst jetzt Ihr geehrtes Schreiben vom 22. November v. J. beantworte. Ich hoffte immer, Sie würden in diesen Monaten in Geschäften nach Stettin geführt werden, wie damals, als ich zu meinem großen Bedauern Ihres freundlichen Besuches verlustig ging. Der Inhalt Ihres Schreibens ist so reichhaltig und zugleich so wichtig, daß dasselbe eine ausführlichere Erwiderung fordert, als der Raum eines Briefes zuläßt. Ew. Hochwohlgeboren wollen mir daher auch wegen der flüchtigen Kürze, mit welcher ich mich hier äußere, Ihre Nachsicht angedeihen lassen.

Zuvörderst bin ich Ihnen für die wohlwollende Gesinnung, deren Sie mich nicht blos ausdrücklich versichern, sondern die sich auch in Ihrem ganzen gefälligen Schreiben zu erkennen giebt, mit aufrichtiger Dankbarkeit verbunden. Ich bedarf eines solchen Vertrauens sowohl von Seiten meiner Amtsbrüder, als auch von Seiten unserer Gemeinden, zumal derjenigen Gemeindeglieder, denen es um die Förderung des Reiches Gottes ein wahrer Ernst ist. Und zu diesen zähle ich Ew. Hochwohlgeboren je länger je mehr, wenn ich auch nicht in allen die Kirche betreffenden Ansichten mit Ihnen übereinstimmen sollte. Noch neulich äußerte sich ein uns gemeinsamer Freund auf eine fast rührende Weise über Ihre Gesinnung, seine Hochachtung

und Liebe gegen Sie bezeugend, als gegen einen in vieler Hinsicht sehr ausgezeichneten Mann, der aber als Sonderling genau gekannt sein wolle. Eines solchen Mannes Vertrauen wünsche ich mir erhalten zu sehen.

In dieser Hinsicht konnten mir denn auch die Mittheilungen über die am 7. und 8. November v. J. bei Ihnen geschehene Versammlung nur höchst willkommen sein. Zwar hatte ich und zwar ohne besondere Nachforschungen, bereits eine summarische Nachricht davon empfangen; aber die Ihrige war mir doppelt werth, gerade weil sie von Ihnen kam. Und doch verhehle ich Ihnen nicht, daß meine Freude über Ihr gefälliges Schreiben zuletzt von der Betrübniß über jene Versammlung fast ganz aufgehoben wurde.

Ihre gute Absicht verkenne ich nicht im Geringsten; auch bezweifle ich nicht im Mindesten, weder daß die Versammlung den Theilnehmern mannigfachen Segen gebracht hat, noch, daß die Versammelten keinesweges darauf ausgegangen sind, etwas Ungesetzliches vorzunehmen; gleichwohl muß ich den Gewinn für den Einzelnen weit niedriger anschlagen als den Nachtheil, den das Ganze dadurch erfährt.

„Was enger verbindet", sagte neulich unser Riquet in Beziehung auf eine ähnliche Gelegenheit, „das schließt auch wieder um so mehr aus." Dieser Schaden ist nicht nur möglich und wahrscheinlich, sondern er ist auch schon wirklich geschehen, wie ich Ihnen aus mehreren mündlichen und schriftlichen Aeußerungen darthun könnte. Ein sehr achtungswerther, evangelisch gesinnter Geistlicher in Hinterpommern schreibt mir: „Ebenso wenig wirken auch die conventikelartigen Versammlungen in Trieglaff Gutes — sie scheinen mir dem Uebersprunge nach ein geistlicher Separatismus zwitterartiger Natur, und bestärken nur die Andern, daß wenn die Hirten sich so schroff trennen, es den Laien auch nicht zu verdenken sei — mag auch die Absicht noch so edel sein, der Zweck heiligt nicht die Mittel." Hierzu kommt noch ein andres Uebel, nämlich die Gefahr, daß

die Versammelten sich nicht mit einem einfachen Austausche ihrer Meinungen und Ideen begnügen, sondern sich als eine Art von Concilium betrachten, nach einer bestimmten Tagesordnung über allgemein kirchliche Gegenstände sich berathen, per majora Beschlüsse fassen, die oft ganz außer dem Gebiete einer nicht verordneten sondern zufällig zusammengetretenen Versammlung liegen. Ich weiß, daß solche Beschlüsse z. B. über die Trennung geschiedener Personen nur durch die überwiegende Einsicht einzelner Wenigen nicht zu Stande gekommen und ins Leben getreten sind. In der letzten Versammlung hat abermals nur wenig gefehlt, so wäre die Adresse an die schlesischen Lutheraner mit dem Tadel eines Königl. Consistorialraths durchgegangen und bald genug in den öffentlichen Blättern zu lesen gewesen. Möchten Ew. Hochwohlgeboren sich doch überzeugen, daß ein großer Unterschied stattfindet, ob 6 vertraute Amtsbrüder sich gelegentlich einmal zusammenfinden, oder ob deren 30 aus allen Gegenden der Provinz auf eine fast offizielle Art zusammenberufen werden. Daß die kirchlichen Behörden volle Ursache hatten, den Geistlichen diese Zusammenkünfte zu untersagen, leidet für mich keinen Zweifel, und ich muß es mir wirklich zum Vorwurfe machen, eine offizielle Anzeige bisher unterlassen zu haben. Ich habe noch immer geglaubt, meine wiederholt ausgesprochenen Bedenken würden bei dem gesunden Sinne meiner Amtsbrüder Eingang finden und ein offizielles Einschreiten des Königl. Consistoriums unnöthig machen. Leider habe ich mich diesmal mehr denn je getäuscht gesehen. Deshalb richte ich an Ew. Hochwohlgeboren die angelegentliche Bitte, von Ihrer Seite die Einladung künftig aufzugeben, kostete es Ihrem Herzen auch ein Opfer, die Erfüllung meiner Bitte wird, glauben Sie mir, der kirchlichen Ordnung, der brüderlichen Eintracht zu Gute kommen, die Ihnen ja unmöglich gleichgiltig sein kann.

Was die Lutheraner betrifft, so theile ich mit Ew. Hochwohlgeboren ganz die Herzenssorge, die Sie empfinden. Aber

ich gestehe zugleich, daß ich diese Angelegenheit bisher mehr in Beziehung auf unsere pommerschen Zustände betrachtet habe als im Allgemeinen, und darf mir das Zeugniß geben, daß ich unausgesetzt dahin strebe, den pommerschen Lutheranern hauptsächlich in Betreff der Lehre zu gewähren, was ein wahrer Lutheraner zu fordern berechtigt ist. Auf die Behandlung dieser Angelegenheit im Ganzen habe ich keinen Einfluß, auch fühle ich mich nicht ganz kompetent in meinem Urtheil, da ich das Ganze nicht genau übersehe. Wo ich aber Gelegenheit finde ein mildes Verfahren anzurathen, da soll es gewiß geschehen. Empfangen Ew. Hochwohlgeboren nochmals die Versicherung meiner Freude über die nähere Verbindung, in welche Sie mich durch Ihr gefälliges Schreiben mit Ihnen gesetzt haben. Bei Ihrer nächsten Reise hierher rechne ich sicher auf Ihren gütigen Besuch, sowie ich gewiß nicht ermangeln werde in Ihrem Hause vorzusprechen, wenn mein Weg mich wieder in Ihre Gegend führt. Unserm lieben Dummert einen herzlichen Gruß. Mit aufrichtiger Hochachtung

Ew. Hochwohlgeboren

ganz ergebenster

Ritschl.

C.

Zerstreute Gedanken über Prediger und Predigten.

Der kirchliche Festredner soll nicht blos Redner, sondern auch Seelsorger sein. Er muß das Bedürfniß seiner Zuhörer kennen. Er muß ihnen geistig nahe stehen oder sich durch seine Rede die geistige Nähe erobern. Sonst steht er einsam auf hoher Kanzel und hält seinen traurigen Monolog. Seine Worte kommen nicht wie ein befruchtender Regen herab. In den weiten ausgekälteten Kirchenräumen in Schnee und Hagel verwandelt, fallen sie auf die von Kälte starre Versammlung.

Nicht blos das Seelenklima, auch den materiellen Thermometergrad der Kirchenluft soll der Redner beachten. War es nicht in jenem strengen Winter, als ob die Wärme um einige Grade stieg, wenn der liebe selige Prediger Jänicke seine Rede damit abbrach: „ich möchte euch gern noch ein Wörtchen sagen, aber es ist heute so kalt, nur ein Wörtchen noch.“ Uebrigens wollen wir den zärtlichen Leibern keinesweges das Wort reden, welche die Kirchenluft für so besonders ungesund halten. Die Ungesundheit sitzt wo anders!

Hat der Redner eine Versammlung vor sich, deren größter Theil selten, oder nur diesmal die Kirche besucht, so ist der größte formelle Fehler, den die Predigt haben kann, die Vollständigkeit. Wenn er über seine Versammlung kein Hephata

herab flehen kann, so predigt er tauben Ohren, und er kann seine gut disponirten Vermittlungen, seine wohl exponirten Vor- und Nachsätze, ja die ganze althergebrachte Phrasenmacherei nur lieber für sich behalten. Der Heiland spricht Joh. 16, 12: Ich habe euch noch viel zu sagen, aber ihr könnt es jetzt nicht tragen. Auch die Rechenschaft von jedem unnützen Wort (Math. 12, 30) soll der Kanzelredner sich eindringlich vorhalten.

Nichts drängt aber das allein hülfreiche Hephata so zurück, als wenn eine schlaftrunkene Versammlung z. B. „andächtige Gemeinde" angeredet wird. Solche und ähnliche landübliche Schmeicheleien, die im besten Falle deklamatorische Leerheiten sind, sollten doch ernstlich abgethan werden. Werden doch die Opium-Schmuggler schon von der Chinesischen Grenze zurückgewiesen. Wie könnt Ihr Euch wundern, wenn die Leute unsere Kirche verlassen. Wer kennt nicht das allbekannte Bild von der schönen Kirchgängerin? Aber seht es einmal recht genau an, dies Produkt des neunzehnten Jahrhunderts: es ist eine Separatistin; sie dreht einer ganz verfallenen Kirche den Rücken zu und geht auf eine unsichtbare los!

Paulus verzog das Wort bis nach Mitternacht (Apost. 20, 7). Aber merkwürdig ist, daß Paulus den dabei herunter gefallenen Schläfer Eutychius auferweckt, ohne daß sich wegen seines Schlafes die geringste Rüge findet. Prediger sollen also mit dem noch in Schwachheit schlafenden Theil ihrer Gemeinde ein herzliches Erbarmen haben. Aber ein unbarmherziges Gericht soll über die Hirten ergehen, die nichts thun, ihre zum Tode schlafende Gemeinde zum Leben zu erwecken, besonders wenn sie dieselben selbst durch eine träge Amtswirthschaft eingeschläfert haben. (Jerem. 23, 1—32.)

„Ich werde es wagen, langweilig zu sein, um mich verständlich zu machen." So eröffnete vor einigen Jahren der treffliche Percival seine sehr lange Parlamentsrede über die Sonntagsfeier. Dieser Satz objectiv hingestellt und in gute

Kanzelsprache übersetzt, könnte etwa so lauten: „Schlaflustige Zuhörer, Euer zum Gähnen weit aufgesperrter Mund läßt mich einen Blick in Eure innere Leere thun! Euer ganzes Wesen gähnt mir entgegen und fragt: was kann dieser langweilige Redner uns bringen?"

Wohlverstanden: Wer bei einem treuen Hirten, der sich's von ganzer Seele angelegen sein läßt seine Gemeinde zu erbauen — nicht kleine Unvollkommenheiten (Organ, Betonung, Haltung) in Liebe überwinden kann, oder ihn wohl gar verachtet, weil er Rednertugenden an ihm vermißt, die er an seinem Lieblingsschauspieler bewundert — der langweilt sich zu seiner eigenen Verdammniß!

Besonders bei feierlicher Gelegenheit nach Luthers bekanntem Rath: steig frisch auf, thu's Maul auf, hör bald auf. Den letzten Theil dieses Rathes hat Luther bekanntlich nicht immer befolgt.

Ach daß du kalt oder warm wärst! (Offenb. 3, 15.) Ein Redner, der darauf ausgeht an die Stelle des zähen Indifferentismus (ist in Theremins Abendstunden als der ewige Jude beschrieben), der farblosen Neutralität Parteiung zu erzeugen, die er wieder aufhebt, indem er selbst entschieden Partei für das Gute nimmt, kann schon im Voraus seiner Niederlage gewiß sein; „diesem ein Geruch des Todes zum Tode, jenem ein Geruch des Lebens zum Leben" (2. Corinth. 2, 16) vermöge des zweischneidigen Schwertes, welches ist ein Richter der Gedanken und Sinne des Herzens (Ebr. 4, 12).

Sprechen mehrere Redner hinter einander, wie es bei Missionsfesten unvermeidlich ist, und der erste Redner hat für den folgenden schon Gedanken und Worte davon genommen, so ist es viel segensreicher, wenn der Nachfolger auf den Vorgänger verweist, als wenn er versucht, dasselbe in neuen Ausdrücken zu sagen. Es giebt auch eine Tautologie, die nicht leer ist: die wiederholten Schläge auf den Kopf eines Nagels

und: Es giebt auch Reden, die nach Form und Inhalt alle Recension zum Schweigen bringen.

Wie Referent von seinen guten Freunden erfahren hat, sagt auch Hegel: Der Tod ist das Langeweilen des Subjects am Object.

Militärprediger, die im Freien reden, doch nur von den Näherstehenden verstanden werden, können nicht genug danach trachten, wortarm und inhaltsreich zu sein. Wie traurig ist es, wenn der größte Theil der Versammlung ängstlich harrend dem Amen entgegenseufzt.

Oft aber kurz. Habt Salz bei Euch nach Marc. 9, 50, Nur kein dummes Salz und nicht alles auf einmal an ein Gericht.

Welche herrliche Gelegenheit hat der Geistliche am Sarge die Herzen der Leidtragenden dem Worte Gottes aufzuschließen. Wie werden aber oft durch alle Lobhudeleien die noch Lebenden getötet, auf daß die Todten ihre Todten begraben. Nur in den ersten Schmerzenstagen schwiegen selbst die redseligen Freunde des Hiob und redeten nichts mit ihm, „denn sie sahen, daß der Schmerz sehr groß war.“ Und von Mendelssohn Bartholdi und anderen können wir lernen, daß es auch Lieder ohne Worte giebt.

Die goldene Frucht in der silbernen Schale reichen — das ist allerdings die Aufgabe. Das Wort der Wahrheit in seiner wahrsten Gestalt. So z. B. macht es der Prophet Nathan (2. Sam. 12), der dem Sünder das schöne Gleichniß mit seinem „Du bist der Mann“ darreicht. Wer so reden kann, der predige zur rechten Zeit und zur Unzeit. Ach und die Liebe ist ja so erfinderisch, und wir haben einen so reichen HErrn im Himmel.

D.

Für Johanniterritter zum Ordensfest.

(Eine Traumrede zum Erwachen.)

„Welch' reicher Himmel, Stern bei Stern,
Wer kennet ihre Namen!"

Ja, es ist wahr, mit stolzer Freude blicken auch wir auf das herrliche Himmelsgewölbe von Glanz, Ehre und Ruhm, das sich an dem Thron herabwölbt, unter dem das Vaterland so sicher wohnet. „Die Himmel erzählen die Ehre Gottes und die Veste verkündiget seiner Hände Werk" (Ps. 19, 1). Sie sind reich, unergründlich diese Erzählungen der Ehre Gottes. Alle Königreiche der Schöpfung haben sich beeilt, ihre Ehre in diesen Himmel hineinzutragen, sie strahlen als Sternbilder auf uns hernieder, und auch der schwache Abglanz dieser Herrlichkeit, der auf eurer Brust schimmert, er ist „seiner Hände Werk!"

Laßt uns aber diese Sternbilder und Ordenssterne etwas genauer betrachten. Fast alle haben einen wunderbaren Kern. Ein Zeichen ist es, das sich fast durch alle hindurchzieht. — Merkwürdig, — es ist das Zeichen der höchsten Schmach und Verachtung! Es ist das verfluchte Holz, an dem das Alterthum seine Missethäter richtete, an dem aber einst, zu unserm Heil, der Sohn Gottes, das Ebenbild des Vaters, die Urquelle aller Ehre, unter Spott und Hohn erblassen mußte.

„Der an dem Kreuz geschändet ward
Von seinem Volk verleugnet,
Und der nach seines Reiches Art
Mit Schmach die Seinen zeichnet,
Das ist das auserwählte Haupt,
An welches unsre Seele glaubt.

Die größte Ehre ist also, um des Rechts und der Wahrheit willen Schmach und Spott zu erleiden!

Wie aber der Gekreuzigte nicht im Grabe geblieben ist, sondern als Siegesheld aus der Nacht des Todes erstanden ist, so ist auch der kleine, verachtete und verfolgte Haufe der Christen siegreich hervorgegangen. Der Feind muß überall fliehen.

Der Starke fällt,
Durch diesen Held,
Und wir behalten doch das Feld!

Himmel und Erde sind ihr großes Siegesfest. Darum prangt auch das verfluchte Holz hoch auf allen Kirchen der Erde, und ist das höchste Ehrenzeichen der Brust! — Aber dort oben erst erhält der Christ die himmlische Siegespalme. Alles was er hier an Ehre empfängt, ist nur ein schlechtes Schmerzengeld für die Wunden des Feindes, die er täglich, besonders im eigenen Herzen, empfunden muß. Es sind schmerzenvolle Siege, die hier gefeiert werden. — Wir können sie aber heute nicht näher beschreiben; wir müssen hier gewaltsam abbrechen; es ist ja heute ein großer Ehrentag! — Unwillkürlich kommen wir immer erst wieder auf die menschliche Schande, wenn wir von wahrer Ehre, von diesem göttlichen Lichtstrahl reden wollen.

Darum „lasset uns nicht eitler Ehre geizig sein“ (Gal. 5, 26) und deshalb an einen Ritterorden näher herantreten, der mit dem Kreuz der Christen am nächsten verwandt ist; es sind die Johanniter.

Ja, Ritter, was dünket euch von eurem heiligen Johannes von Jerusalem?

Es ist kein andrer, als der wunderbare Held der Wüste, der große Vorläufer des Herrn, der größte aller, die vom Weibe geboren sind, der mächtige Wahrheitszeuge, der die Wahrheit zuletzt noch mit seinem Kopf bezahlte. Die heilige Schrift malt uns sein Bild so herrlich vor, daß jede andere Beschreibung dabei verstummen muß.

Euch Rittern sagt das Bild aber insonderheit: „Fürchtet Gott, ehret den König, habt die Brüder lieb" — „Ehre, dem Ehre gebühret!"

Aber allen unechten Johannitern predigen seine Werke: „Wie könnt ihr glauben, die ihr Ehre von einander nehmt. Und die Ehre, die von Gott allein ist, suchet ihr nicht" (Joh. 5, 44). „Wer von sich selbst redet, sucht seine eigne Ehre" (Joh. 7, 18). Und allen heuchlerischen Nachfolgern sagt er selbst ins Angesicht: „Ihr Otterngezüchte, wer hat denn euch gewiesen, daß ihr dem zukünftigen Zorn entrinnen werdet" (Matth. 3, 7). „Denn sie hatten lieber die Ehre bei den Menschen, denn die Ehre bei Gott" (Joh. 12, 43).

Aber der Heldengeist des leidenden und siegenden Christenthums in eurem Orden hat durch ihn herrliche Thaten vollbracht. Von Raimund du Puy bis zu den Kämpfen von 1565 und 1760 hat er so viele christliche Helden hervorgebracht, daß selbst der große Dichter, der schwärmerische Verehrer des Heidenthums, ihnen nachrufen muß:

Herrlich kleidet sie euch des Kreuzes furchtbare Rüstung,
Wenn ihr, Löwen der Schlacht, Akkon und Rhodus beschützt,
Durch die Syrische Wüste den bangen Pilger geleitet,
Und mit der Cherubim Schwert steht vor dem heiligen Grab;
Aber schöner kleidet euch doch die Schürze des Wärters,
Wenn ihr, Löwen der Schlacht, Söhne des edelsten Stammes,
Dient an des Kranken Bett, dem Lechzenden Labung bereitet,
Und die ruhmlose Pflicht christlicher Milde vollbringt.
Religion des Kreuzes, nur du verknüpfest in einem
Kranze der Demuth und Kraft doppelte Palme zugleich!

Ritter, was könnt ihr aber thun, um noch jetzt in der verjüngten, vielleicht zu jungen Gestalt eures Ordens euren großen Vorfahren nachzueilen?

Es ist wahr, das heilige Grab und die Windmühlen des irrenden Ritters von la Mancha liegen nach beiden Seiten sehr ferne von euch. Das heilige Grab steht verödet, — kein Peter von Amiens erscheint!

Ritter! ihr habt jetzt hier und dort nichts zu versäumen! Rhodus ist verloren, das felsige, meerumspülte Malta ist gefallen!

Aber eine Felsenburg, ihr jugendlichen Ritter, steht noch, es ist die Ehre eures Königs! Sie ist heute fester als la Valette, — ein Kind, eine Traumpredigt kann sie vertheidigen! — Doch das unbezwingliche la Valette fiel durch feigen Verrath. — Der Thron eures Königs, über dem sich der Himmel wölbt, steht auf breitem Grunde, der von fernher unterwühlt werden kann. Auch dem Felsen ist durch Minen näher zu kommen. — Wir könnten dieses Traumgebilde, das schleichende Uebel in Maulwurfgängen, den Minenkrieg, weitläufig austräumen. Aber die Zeit drängt zum Erwachen.

Darum Ritter, wacht!

Für heute nur ein Beispiel, wie ihr die Ehre eures Königs und seiner Gesetze, die befruchtenden Strahlen seines Thrones, rechtmäßig vertheidigen könnt.

Ihr wißt, eurem Orden war im vorigen Jahrhundert noch aufgelegt, gegen das Muhamedanische Raubgesindel des Mittelmeers zu kämpfen. Preußen aber ist eine kleine Seemacht. Unsere Landstraßen sind sicher. Nicht jedes Jahr liefert das nothwendigste Material zu einem Räuberroman oder einer Kalendergeschichte.

Aber Raub und Diebstahl hat sich nur in feinere Regionen zurückgezogen.

Und eine Art grobfeinen Raubgesindels schleicht doch noch heimlich (?) im Lande herum, und spottet des Arms der Ge=

setze, weil es nicht mit den Waffen der Ehre verfolgt, und der gebührenden Schande überliefert wird. Wir meinen die Aufrechthalter der Pharaobanken, die so lange bestehen werden, bis sie von allen Männern wahrer Ehre gründlich gebrandmarkt sind.

Ja, ihr Ritter des heiligen Johannes von Jerusalem, hier ist noch mitten im tiefen Frieden ein Krieg für euch. Hier ist noch eine Wüste, wo ihr pilgernde Jünglinge vor räuberischen Anfällen beschützen könnt. Hier ist noch Platz genug für ein Hospital, in das ihr als barmherzige Samariter die unter die Mörder Gefallenen bringen könnt, um Wein und Oel in ihre Wunden zu gießen.

Ja Johanniter! mein Traum rückt dem Erwachen schon näher. — Ich führe euch diesmal durch finstere und krumme Gänge in ein dunkles Erdgeschoß; nur durch wenige Lampen ist es erhellt. O seht es mal genau an, dies saubere Schauspiel, dieses sinnreiche Gleichgewicht der Seelenkräfte, wie edel, wie unparteiisch: ganz genau so viel Lust zu stehlen, als Gefahr bestohlen zu werden! Und in der Mitte der Götze Zufall, der launenhafteste und blindeste aller Götzen, der aber für seine habsüchtigen Zwecke hier einen recht besonnenen Priester mit zwei vortrefflichen Augen hingestellt hat. Seht sie an, die blassen Gesichter, die stieren Blicke, wie sie steigen und fallen, wie sie lachen und zucken, nachdem der Götze bald hier bald dorthin die schwankende Schale geworfen hat!

Aber der allerhöchste Gott gestattet nicht nur das Treiben des Götzen nach seiner Göttlichen Zulassung, sondern er macht auch nach seiner unergründlichen Weisheit daraus ein Gericht, um einen Räuber durch den andern zu strafen. Ja ist es nicht, als ob Luther auch den Tisch der Hazardspieler vor Augen hatte, wenn er in seinem großen Katechismus beim siebenten Gebot sagt:

„Und Summa, stiehlst du viel, so versiehe dich gewißlich, daß dir noch so viel gestohlen werde, und

wer mit Gewalt und Unrecht raubet und gewinnt, einen andern leide, der ihm auch mitspiele. Denn die Kunst kann Gott meisterlich, weil jederman den andern raubet und stiehlet, daß er einen Dieb mit dem andern straft: wo wollte man sonst Galgen und Stricke genug nehmen!

Wir aber, die wir hier unten neben einander wohnen, sollen uns nicht Würgestricke drehen, sondern womöglich versuchen, einer den andern vom Galgen loszuschneiden.

Darum, Ritter, sage ich euch, tretet näher! Tretet näher heran; in der steigenden Kraft der Landesgesetze, in der Macht des guten Gewissens, mit dem Wahlspruch eures Ordens: „Pro fide!" — Blickt sie mitleidig an! Redet sanftmüthig mit ihnen! — Und wenn die aufbrausende Jugend spottet und höhnt, — werdet nicht zornig. Es ist ein blindes Geschlecht, geschlagen von seinem Götzen! — Denkt an euren großen Ahnherrn, den siegreichen Gottfried v. Bouillon, der da keine Krone tragen wollte, wo sein Heiland mit Dornen gekrönt worden war. — Aber den ehrlosen Götzenpriester, wenn er nicht flieht, gebt dem Gericht! Und wenn er kein „Podolischer Ochse ist, so komme er euch nicht zu nahe!"

Ja ihr Väter alle, ich will euch einen Rath geben. Ihr habt Söhne aus dem Hause entlassen. Es waren schmerzliche Abschiedsstunden. Sie trennten sich nur, um desto fester von dem Gedanken der elterlichen Sehnsucht gehalten zu werden! — Der Postbote kommt, — den Eltern klopft das Herz! Er bringt diesmal sehr schlechte Nachricht: — viel verspielt, — noch mehr Schulden, — achselzuckende Kameraden, — zürnende Vorgesetzte, — die Conduitenliste mit Vorbehalt — ein mahnender Jude, — — — aber am Ende noch ein leidtragendes Herz voll verlangender Reue, die Uebelthat abzubitten und wieder gut zu machen! — Ich rathe euch, Väter, bringt eure Söhne nicht zu einem verzweifelnden Stumpfsinn. Laßt sie zu euch kommen, bestraft sie ernstlich, aber im Sinne der erbarmen=

den Liebe, die einst um Jerusalem geweint hat. Denkt daran, wie lax die Begriffe der Ehre heut zu Tage über Hazardspiele sind! Denkt an die starken Kriegshelden (Blücher), an die Gewinner großer Schlachten, an die Erfinder kühner Entwürfe, die in diesem Stücke schwach und ohne Gedanken waren. Erwägt die Langeweile des Friedens und die Versuchung der Jugend. Vor Allem aber denkt, was ihr selbst von dem Richtschwert zu erwarten habt, wenn es nicht von einer barmherzigen Vaterhand geführt würde, — und vergebt!

Aber wenn lustige Buben mit ihrem klirrenden Gelde zu Hause kommen: voller Entzücken, wie Treffbube und Coeurdame so schön auf einander folgten, wie Karokönig dabei das Zusehen hatte — und über die blassen Gesichter spotten, die sie in später Nacht der Schlaflosigkeit überließen, — „die Schafsköpfe, das war ihnen recht!“ — und wenn sie sich dann gähnend und dehnend aufs Bett werfen wollen, — dann Väter, tretet ihnen mit dem ganzen Ernst des göttlichen Wortes entgegen! Dann denkt an euren eifrigen Heiland, wie er schon hier als Vorschmack seines Weltrichteramts mit der geflochtenen Geißel die Tische des wuchernden Wechsler (Ev. Joh. 2, 15f.) umstieß! Reinigt euer Haus, denn es ist ein Heiligthum eures Gottes.

Und das gewonnene Geld? O ich könnte eure Empfindsamkeit reizen und euch rathen, ihr möchtet es an einen der blassen Gesellen schicken, die wir soeben am Spieltisch gelassen haben. Er ist immer noch schlaflos, und steht vielleicht grade vor einem Juden, dem er seine beste Schärpe versetzen will, um heute noch einmal sein Heil im Spiel zu versuchen. Aber der Hartherzige verlangt die Handschrift des Vaters, und seine Blicke sind stier und trostlos, wie gestern. Ich könnte ihn ein Mordgewehr von der Wand nehmen und den Hahn spannen lassen, um einer schwachnervigen Braut einen Schreck einzujagen und ihrer Phantasie noch höhere Spannkraft zu geben. Ich könnte euch noch mehr solcher Scenen vormalen. — Schillers

Karl Moor könnte ich euch noch einmal vorführen, und ihn so lange wachsen lassen, bis er ganz weißgeschwatzt vor euch dastände! Ja ich könnte mich durch Herumwärmen in Worten und Gedanken wohl gar selbst zu einemWorthelden und Tugendschwätzer heranschwindeln! — Aber was helfen Empfindungen, was helfen Worte und Thränen, die das erste rauh Lüftchen wieder fortwehen?

Darum rathe ich euch, Väter, Ritter — mein Rath ist sehr prosaisch — schlagt abermals euren Katechismus auf — leset das siebente Gebot — leset Luthers Erklärung dazu. — Und wenn ihr ein Fünkchen von der geistlichen Bedeutung dieses göttlichen Gebots ergriffen habt, dann sage ich noch einmal, behaltet das gewonnene Geld nicht länger — schickt es fort — weit fort von euch! — denn es ist geraubtes, es ist gestohlenes Gut!

v. Thadden
jetzt selbst Mitglied des Johanniter-Ordens.

E.

Gegeneinanderstellung des wahren und falschen Kirchenthums.

Jer. 7. 4. 5. Verlaßt euch nicht auf die Lügen, wenn sie sagen: „Hier ist des Herrn Tempel, hier ist des Herrn Tempel, hier ist des Herrn Tempel. Sondern bessert euer Leben und Wesen, daß ihr recht thut einer gegen den andern!“

Verfasser dieser Zeilen ist Einwohner einer Provinz (Pommern), die in neuerer Zeit durch die kirchlichen Interessen vielfach bewegt ist, und deren kirchliche Oberbehörden mit zarter Schonung, mit der Weisheit, die von oben kommt und soweit Auge und Arm reichte, die oft sehr schwierigen Kirchenangelegenheiten behandelt haben, wodurch sich jeder Billigdenkende zu dem aufrichtigsten und innigsten Dank verpflichtet fühlen muß. Namentlich ist eine Anzahl tüchtiger Theologen in die Kirchen- und Schulämter eingeführt, wie sie wahrscheinlich nicht jede Provinz Deutschlands aufzuweisen hat. Wenn unsere Provinz aber demohnerachtet zuweilen der Antikirchlichkeit, des Parteiwesens und Separatismus bezüchtigt wird, so liegt es eben in der Bewegung des Lebens, die dieses vor dem Zustand des Schlafes und Todes voraus hat, oft und meist aber nur in den heutigen sehr mechanischen Begriffen von Kirche, Union, Sekte u. s. w., und wir werden versuchen durch das Nachfolgende unsern hochkirchlichen Gegnern ihre Vorwürfe zurückzuschieben, ohne uns jedoch einzubilden, damit die Ansicht der christlichen Majorität der Provinz zu repräsentiren.

Während der Begriff der Kirche, wie er von der heiligen Schrift beschrieben, von den Symbolen bekannt, von der Geschichte erfahren wird, lediglich: als Gemeinde der Heiligen, als der schmale Weg, als die kleine Heerde, von der Welt gehaßt (Matth. 10, 22) dasteht, während Paulus (Act. 24, 14) behauptet, daß er „nach diesem Wege, den sie eine Sekte heißen, diene also dem Gott seiner Väter", trachteten namentlich die Gebildeten unter den Deutschen Christen möglichst danach, durch atomistisches subjektives Versteckspiel sich unter dem großen Haufen zu verlieren. Um nur der Schmach des Separatismus und der Sektirerei zu entgehen, trachtet Jeder danach, irgend wie mit der Majorität zu stimmen, und einen Höhepunkt zu erklimmen, von dem er bequem und vornehm auf das Parteiwesen herabblicken kann. Aber grade dadurch sind und bleiben wir mondsüchtige Separatisten. Am sonnenhellen Tage können wir uns nicht finden, weil wir uns mit der Laterne eine falsche Kirchlichkeit suchen, und bei Nacht kriechen wir einsam, wie Mondsüchtige, herum, rennen schlaftrunken gegen einander, wobei gelegentlich auch einer den Hals bricht. Denn allerdings giebt es auch kirchliche Seiltänzer, die sich auf selbsterwählte Weise ihren Weg schmal machen. Doch wir wollen versuchen, durch das nachfolgende etwas bunte und sehr defekte Mosaikgemälde uns deutlicher zu machen. Die etwas laienhafte Ausdrucksweise wolle der geneigte Leser durch damit erzielte Kürze entschuldigen. Möchte diese Gegeneinanderstellung auch ein Scherflein beitragen, der Mondsucht, der Schlaftrunkenheit und dem Laternenthum einigen Abbruch zu thun.

Wahres Kirchenthum.	Falsches
Einheit, Einigkeit.	Einerleiheit.
Ein Leib, ein Geist, ein Herr, ein Glaube, eine Taufe (ein Abendmahl, da Er's neu trinken wird mit uns in des Vaters Reich Matth. 26, 29).	Eine Ceremonie (entgegen dem Art. 7 der Augsburgischen Confession).

Nach Neander sagt „jenes alte Wort des großen Baco“: die Verschiedenheit der Gebräuche bewährt die Einheit der Lehre.

Wahres Kirchenthum.	Falsches
Mancherlei Gaben, aber ein Geist. 1. Cor. 12, 4.	Eine Gabe, aber mancherlei Geister: schwarze, weiße, besonders graue.
Eine Gemeinde Gottes auf Erden unter allen Nationen, Farben und Zungen, die auch bei unterschiedenen Sprachen (Confessionen) sich verstehen (Göschel), weil sie Mitglieder der einen großen Pfingstgemeinde sind. „Sa aber alle Glieder ein Glied wären, wo bliebe der Leib?“ 1. Cor. 12, 19.	Babylon, die große, die Mutter aller Verwirrung, die es bei aller Eintönigkeit niemals zu einem Verständniß bringt, die nie das Einzelne zur allgemeinen Weihe führt, „wo es die herrlichen Accorde schlägt“. Noch weniger kann jemals zwischen ihr und der Pfingstgemeinde Uebereinstimmung stattfinden.
Eine Gemeinde Gottes, der von Christi Geist beseelte Leib, „der sich hält an das Haupt, aus welchem der ganze Leib durch Gelenke und Fugen Handreichung empfängt, dadurch aneinander sich hält, und also wächst zur göttlichen Größe“.	Ein todter Leichnam, um den nur die Adler kreisen und die verzehrenden Würmer einander Handreichung thun.
Eine Kirche, sichtbar und unsichtbar zugleich, die als Geistestheokratie erst droben zur vollendeten Erscheinung kommt (Lange). D. h. also	Zwei Kirchen: eine in Steinklumpen hausende Polizeianstalt und eine sogenannte unsichtbare, die nur als spukendes Gespenst ihr Dasein (?) bekundet. Vergl.

Wahres	Kirchenthum. Falsches
eine und dieselbe Kirche hat eine sichtbare und unsichtbare Seite: die Einwohner der Stadt, die auf dem Berge liegt, und nicht verborgen sein mag (Matth. 5, 14), sind das Licht der Welt, obschon ihr Leben mit Christo in Gott verborgen ist. Col. 3, 3.	Rothe's Anfänge S. 100 und dagegen das Vorwort der Ev. K. Z. vom Jahre 1838.
Die Kirche, die Gemeinde Aller, die Gott im Geist und in der Wahrheit anbeten, „die nicht nur im Glauben versammelte, sondern auch für den Glauben sammelnde" (Stahl); diese Heilsanstalt Gottes ist ein Concretum. Darum sagt Luther im großen Katechismus beim Artikel von der Kirche, daß es (communio) nicht Gemeinschaft der Heiligen, sondern „recht deutsch zu reden sollt' es heißen eine Gemeinde der Heiligen, d. i. eine Gemeinde, darin eitel Heilige sind, oder noch klärlicher eine heilige Gemeinde".	Die Kirche ist ein Abstraktum, und so in concrete Steinmassen hineingebannt, daß man ihr nur auf dem Wege der abstrahirenden Abstraktion nahe kommen kann.
Echter Separatismus (fälschlich Separatismus geschimpft) das Ringen eines Gliedes einer Körperschaft, die ganze Herrlichkeit des Leibes Christi	Falscher Separatismus (richtig so genannt) das selbstsüchtige Trachten eines Gliedes, die Herrlichkeit eines vergeistigten Gottesreichs bloß für sich

Wahres Kirchenthum. Falsches

wenigstens nach einer Seite oder im kleineren Kreise sichtbar darzustellen, da es nach allen Seiten oder im großen Kreise wegen Verdunkelung der Sünde nicht möglich ist. Daher die relative Nothwendigkeit im ersteren Fall der getrennten Confessionsgesellschaften (tiefere Entwickelung der ganzen Herrlichkeit des Worts und Sakraments) — im letzteren Fall der Dissenters (strengere Kirchenzucht) die aber dadurch, daß sie sich als Concenters concentriren auch wieder, in Beziehung auf eine höhere Einheit, als Consenters consentiren. Grade um das Salz für alle Völker der ganzen Erde sorgfältig bewahren zu können, wurde das Volk des Alten Bundes herausgesondert und abgeschlossen. Das hohe Lied ist (unter Anderem) eine begeisterte Lobpreisung des echten Separatismus, „des Weges, den sie eine Sekte heißen", und dem aller Orten widersprochen wird.

einzunehmen, das dann auch nur im Reich der Phantasie eine Realität hat, während der sichtbare Leib, die Gemeinde in Atome zersetzt, zuletzt zur völligen Unsichtbarkeit zusammenschrumpft. Daher Verachtung des hörbaren Predigtamts, des sichtbaren Sakraments und der Kirchenzucht wie bei allen philosophischen Schwärmern. Auch die von Stahl (Kirchenverfassung S. 33) bezeichnete falsche pietistische Richtung gehört hierher: „das Geltendmachen der unsichtbaren Kirche, richtig aufgefaßt der Einzelfrömmigkeit, die Gleichgültigkeit gegen den Verband, gegen die äußere Gemeinschaft, gegen die bestimmte Conception des Bekenntnisses". — Andererseits sind es die Rottengeister, die zwar auch im Geist anfangen, aber nicht im sichtbaren Leib der Kirche, sondern im Fleisch vollenden und den Weg alles Fleisches wandeln.

Wahres Kirchenthum. Falsches

Also auch:

Freie Regung zur abschließenden Bildung von Gesellschaften jeder Art: für Erbauung, Bibel, Mission, Mäßigkeit, Predigervereine für praktische Theologie, die, wenn sie gesund sind wie in England, wiederum die ganze Kirche erfrischen und zur wahren Union führen.

Wer die Wölfe in Schafskleidern fliehend von dem großen Haufen der Namenchristen zurückgestoßen ist, aber in Liebe zu einem rechtschaffenen Seelsorger gezogen mit den nächsten Brüdern in Christo verbunden bleibt und im lebendigen Zusammenhange mit der ganzen Gemeinde Gottes auf Erden und ihren Heilsanstalten lebt, — ist kein Separatist, welchen Sekten- und Winkelnamen die Welt ihm auch geben mag. Dieser von der Redaktion der Ev. K. Z. bei Gelegenheit des Halleschen Streites sehr gebilligte „lokale Separatismus" ist auch für das Kirchenregiment das wirksamste Mittel, diese Wölfe nach

Dagegen warnt die Welt:

„Den Frommen, glaubet mir,
Ist alles ein Vehikel:
Sie halten auf dem Blocksberg hier
Gar manches Conventikel."
(Faust 2. Theil.)

Wer die ihm nahen lebendigen Glieder der Gemeinde Gottes ignorirt, besonders wenn sie arm und gering sind, und sich dafür durch einen erträumten Zusammenhang mit dem Großen und Ganzen der Kirche trösten will, ist bei allem Renommiren mit echter Kirchlichkeit doch ein Separatist! „Wer seinen Bruder nicht liebet, den er siehet, wie kann er Gott lieben, den er nicht siehet". Er verleugnet handgreiflich den Artikel: ich glaube eine Gemeinde der Heiligen. Diesen im Nebel des Kirchenthums verhüllten spiritualistischen Separatismus findet man sehr häufig bei den Predigern großer Städte, bei hochgestellten

Wahres Kirchenthum. Falsches

Lehre und Wandel in Schranken zu halten. Darum ist aber das richtig verstandene „extra ecclesiam nulla salus“ der Katholiken und das „damnant donatistas“ der Protestanten doch richtig. Die ewige Liebe, die ihre Himmelsgabe nicht von der Würdigkeit der Menschen abhängig macht, verlangt wiederum nur, daß wir gegen die unwürdigen Gefäße nicht gleichgültig sein sollen. Daher das: impii doctores deserendi sunt der Apologie. Und insonderheit gilt für Gemeinsamkeit am Sakrament 1. Cor. 10, 17. „Denn ein Brod ist es, so sind wir viele ein Leib, dieweil wir alle eines Brodes theilhaftig sind“.

Kurz: Liebe deinen Nächsten.

August Hermann Francke, der doch bekanntlich kein „Separatist“ war, sagt in seinem Nikodemus: „Ein heuchlerischer Bauchdiener meint, er werde verachtet, wenn man bei einem Andern, als bei ihm, die Erbauung sucht, und noch mehr, wenn man

Kirchenbeamten und bei allen Verächtern der Kirchenzucht.

Liebe deinen Fernsten und träume, daß er dir nahe ist!

Kirchenthum nicht table d'hôte, sondern à la carte. So sehr häufig in Berlin und anderen großen Städten. Am Sonnabend oder Sonntag früh wird der Kirchenzettel aus dem nächsten Materialladen geholt und gefragt: Na! wer wird predigen?! — Wie die Sache

Wahres Kirchenthum.	Falsches
sagt, daß man bei einem Andern mehr Erbauung als bei ihm gefunden habe. — Sollte wohl ein verständiger Hirte klagen, er werde verachtet, wenn ein anderer ein verirrtes Schäflein wieder zu seiner Heerde brächte? Es liegt mehr daran, daß deine Seele errettet wird, als daß ein ehrsüchtiger Prediger seinen Respect behalte. Er bekehre sich selbst und predige mit Kraft und Erweisung des heiligen Geistes, so werden die Schafe bald seine Stimme kennen und ihm nachfolgen. — Wenn man aber einen unnützen Wäscher hält für das, was er ist, so darf er nicht klagen, daß er verachtet werde. Wenn du aber aus Menschenfurcht an den neidischen und ehrsüchtigen Bauchdienern hangst, und um ihrer Gunst willen deiner Seelen wahre Erbauung versäumst; dann betest du andere Götter an und dienest den ohnmächtigen Götzen, die in Sünden todt und kahle unfruchtbare Bäume sind. Suche deine Erbauung so gut du kannst und führe dein Christenthum ohne Scheu; die Welt	nun einmal bei der Auflösung der Gemeindeverhältnisse in Berlin steht und liegt, können wir eine Wahl nicht verwerfen, die der warmen, gesunden und nahrhaften Speise vor der kalten, ungesunden und schwachen den Vorzug giebt. Aber sehr traurig ist es, wenn auf dem Kirchenzettel wie zwischen Spickaal, Pasteten, Caviar, Froschkeulen und Apfelsinenkaltschaale herumgesucht wird und in diesem Sinne die Predigten nachher bemäkelt werden. Das sind aber grade die Leute, die zusammenschaudern, wenn vom Separatismus die Rede ist, und die als Beamte gewöhnlich für die Landgemeinden einen unbedingten Kirchenzwang in Anspruch nehmen. Separirt doch erst den Balken aus eurem eignen Auge, wenn ihr von Separatismus mitreden wollt! Eine erweckliche Erfrischung dagegen ist es für festbegründete Gemeinden, wenn sie ab und zu von fernen Geistlichen besucht werden. Mancherlei Gabe in demselben Geiste. Die Missionsfeste sind auch in

Wahres Kirchenthum. Falsches

laß immer murren. — Wer einen solchen Lästerer hört, der höret (in seiner Lästerung) nicht Christum, sondern den Teufel. Darum soll sich Niemand vor dem Pochen eines fleischlichen Predigers fürchten, sondern seiner Seelen Heil auf's Beste suchen, und sich nach aller Möglichkeit erbauen. Es kann ihm den Schaden Niemand ersetzen, wenn er einem Andern zu gefallen seine Bekehrung und Erbauung versäumt".

dieser Beziehung eine herrliche Anbahnung an das apostolische Vorbild der ersten Gemeinden; es sind wahre Unionsfeste.

Was die Welt Sektenwesen nennt, ist gewöhnlich nichts anderes, als die Knechtsgestalt des Christenthums in seiner verborgenen Concentration. Niemand hat mehr Interesse an der essentiellen Wohlerhaltenheit dieser Abgeschlossenheiten, als gerade die Landeskirche. Wie heilsam der wechselwirkende Wetteifer zwischen ihr und den kleineren Kirchenparteien wirkt, zeigt das Beispiel von England. Besonders aber, wenn die Landeskirche bei der ihr verordneten intensiven Welteroberung in den weiten Wüsten der Erde,

Was die Welt Kirchlichkeit nennt, ist gewöhnlich nichts anderes, als ein großes stehendes Wasser, das bereits zum Sumpf geworden ist. Gewöhnlich, wenn es funfzig Jahr gestanden hat, steigen Irrlichter auf; und wo das Aas ist, da sammeln sich die Adler. — O China, du bist das Land, das von diesem sumpfigen Meere umspült wird! O du himmlisches Reich der wahren, richtigen, Alles umfassenden Mitte, ja wir kommen mit unserm Opium schon zu dir, um dann ungestört in deinen Armen zu ruhen!

Wahres Kirchenthum.	Falsches Kirchenthum.
dem Verirren und Verschmachten nahe ist, findet sie in diesen Oasen Erquickung. Darum baute der große Kaiser (und seine Nachfolger) Klöster, der die Völker mit dem Schwert in's Taufwasser trieb! Die aromatischen Essenzen des Separatisten Thomas aus Kempen werden noch nach Jahrhunderten Unzähligen aus allen Ländern Europa's unter die Nase gehalten, die in dem	Und doch fürchtet der Kaiser dieses im Fleisch erstarrten Mittelreichs, nach der bekannten Bußproclamation vom Jahre 1832, den Zorn des Himmels, weil man bei Verfolgung der ketzerischen Sekten die Unschuldigen mit verfolgt haben könnte.

rauhen Wege der Nachfolge Christi ohnmächtig werden. In einem Klosterwinkel lagen die Schriften, in denen der weltbeschattende Baum der Reformation seine ersten Wurzeln ankeimte. Kündlich groß wurde das gottselige Geheimniß einiger Mystiker, eines Tauler und der Deutschen Teologie. Aus der Sekte der Augustiner entstand der Eroberer von halb Europa. Ja noch jetzt sind es die sogenannten separatistischen und sektirerischen Mystiker, auch aus der großen katholischen Kirche besonders zusammengetretene Gemeinschaften und Orden, die auf den fernsten Inseln des Oceans und in den Wäldern Amerikas die Fahne des Kreuzes aufstecken. Darum prangt auch das verfluchte Holz, an dem einst einige Sektenhäupter und Rädelsführer „der Sekte, der aller Orten widersprochen wird" gerichtet wurden, hoch auf allen Kirchen der Erde und ist das höchste Ehrenzeichen der Brust!

Also: — die wahre Ehre der Kirche kommt: recta vom Hochgericht! (Vergl. in Möser's patriot.	Also das eitle Jagen der Kirche nach weltlicher Ehre und Größe führt: recta in den Sumpf.

Wahres	Kirchenthum.	Falsches
Phantasien den Aufsatz: der Galgen ist für uns und unsre Kinder.)		
Die echten Separatisten sind die Stammväter der umfassendsten Union. „Die Einsame hat viel mehr Kinder denn die den Mann hat.“ Jes. 54, 1. Grade das Extrem des Separatismus, wo der Heiland ganz allein und verlassen zwischen Himmel und Erde hing, bezeichnet er als den Unionsmoment, wo er sie alle zu sich ziehen will.		Die hohlen Hochkirchlichgesinnten sind die Stammväter des zahlreichsten und elendesten Separatismus, der je erfunden werden kann: des Atomismus. So viel Kirchenmänner, so viele Sekten. Jedoch näher betrachtet sind es nur Nullen, die aber für ihre Nichtigkeit so exaltirt schwärmen, daß man sich vergebens bemüht, ihnen irgend eine Zahl vorzusetzen. Es ist ein Spiritualismus, der sich nicht einmal nach Graden von Tralles und Richter berechnen läßt. Auch braucht wohl kaum angeführt zu werden, wie sehr dieses hohle, ausgeleerte Kirchenthum auf dem politischen Gebiete seine correspondirenden Erscheinungen hat.
Was die Welt heutzutage Pietismus nennt, ist gewöhnlich nichts Anderes als die Knechtsgestalt des Christenthums ohne alle religiöse		Und nicht der ganze Leib in die Hölle geworfen werde. Matth. 5, 29. 30.

Toilette. Wenn die Kirche dem Rufe folgt Matth. 5, 29: Aergert dich aber dein rechtes Auge, deine rechte Hand, reiße es aus, haue sie ab, so wird sie durch Einäuigkeit, Einhändig-

keit unbestritten: einseitig, verstümmelt und häßlich, und man muß der Welt ein gewisses Recht einräumen, sich davor zu entsetzen, den dumpfen Predigtstuben Mortimers zu entfliehen. Besonders muß man den ersten Eindruck seinen Spielraum gewähren. Man kann von Jemand, dem eine Kreuzspinne über's Gesicht läuft, nicht verlangen, sofort poetische Betrachtungen über's Kreuz anzustellen.

Die Kirche kann zwar einiges thun, um durch eine sorgfältige Toilette Verstümmelung und Mängel zu bedecken. Wenn sie von Liebe getrieben auch mal auf der großen Bühne der Welt erscheint, um auch dort zu retten, was sich will retten lassen, so mag sie den ihr beschiedenen Antheil an Kunst und Schönheit dahin nehmen. Aber das wird nie ganz hinreichen. Jemand, der z. B. einen ganzen Saal voll Bilder überschlägt, weil sich darunter unzüchtige Gemälde befinden, wird einem allseitigen Kunstkenner stehts als eine langweilige Einseitigkeit gegenüberstehen. Es ist auch richtig: ein altes Mütterchen, das mit der Brille auf der Nase und mit einer heiseren Fistelstimme sich ihr Liedchen aus dem Gesangbuch heraussingt, ist keineswegs so anmuthig anzusehen, wie die Amazone von Kiß.

Wenn Schiller mit Recht den seelenlosen Feuerball unserer Weisen gegen Helios, der in stiller Majestät seinen goldenen Wagen am Firnament einherlenkt, zurücksetzt, so kann der zerschlagene und verspieene Menschensohn, der selbst in seiner größten irdischen Herrlichkeit nur auf dem Füllen der lastbaren Eselin einherzog, sich noch viel weniger mit ihm messen. Der Schönste unter den Menschenkindern, der nur für das wiedergeborene, für das wahre Geistesauge sichtbar ist, kann mit den Göttern Griechenlands, wie sie menschliche Phantasie sich zusammengelogen und in plattem Marmor zu einer reinlichen Anschauung gebracht hat, nicht in die Schranken treten! Darum ruft die Kirche Allen, die für sie eine Flitter- und Flatterschönheit erborgen wollen, zu:

Warum willst du denn, o Menschensohn,
Zwischen Sein und Schatten
Bald dich mit der Erde Thon,
Bald mit Himmel gatten!

und:

Wenn also die Liebe der niederen Lust
Das Herz dir mit Macht zu entreißen gewußt,
So staune nicht, wenn, wer die Wesenheit trinkt,
Kopfunter in Fluthen des Wesens versinkt.
(Tholucks Blütens.)

Sucht doch was Bess're für die Seele
Und gebt der Welt das Ihre hin.

Es bleibt also der Kirche nichts übrig, als in dieser Beziehung ihre Häßlichkeit einzugestehen, aber mit ihrer Verstümmelung kein Schaugepränge zu treiben, vielmehr eine keusche Zurückgezogenheit zu behaupten. Dadurch bekommt sie aber wiederum eine sektirerische Färbung, und Sekte, Separatismus sind abermals die Schimpfnamen, auf die sie mit Recht Anspruch machen kann. — O Christen, lernt doch aus dem Hohenliede, daß das inwendige Leben der Christen glänzt, wenn gleich sie von außen die Sonne verbrennt:

O Jesu, verborgenes Leben der Seelen,
Du heimliche Zierde der inneren Welt
Gieb, daß wir die heimlichen Wege erwählen
Dieweil uns die Larve des Kreuzes entstellt.

Wahres Kirchenthum.	Falsches
Die Lutherische Kirche ist bekanntlich nur die durch Protestiren und Separiren vom Romanismus gereinigte Katholische Kirche, oder anders ausgedrückt, die gereinigte gliedliche Seite des Leibes der Kirche. Die Lutherische Kirche kam nur zum Leben, indem	Die Reformirte Kirche schöpfte aus der Quelle möglichst ohne das Gefäß der Geschichte und ist auch noch jetzt mit den unmittelbarsten Organen der Quelle zugewendet. (Vgl. Ranke's Deutsche Geschichte 3. Band bes. S. 78, 86.) Aus Mangel an Katholicität ist sie aber,

Wahres Kirchenthum. Falsches

sie dem Ruf folgte: „Gehet aus von ihnen, sondert euch ab und rührt kein Unreines an!“ Sie lebt aber nur kirchlich durch Katholicität. Obschon die katholische Kirche die lutherische Kirche mit Recht und mit Unrecht nur für eine Sekte hält, obschon sie, den göttlichen Schatz im irdischen Gefäß der Geschichte tragend, sich schmachvoller Weise nach einem Menschen nennt, so ist Verf. doch voll Dankens und Rühmens, daß er schon von Kindesbeinen an der lutherischen Kirche angehört, weil sie zwischen der Abgeschlossenheit und Katholicität eine wahrhaftige Mitte behauptet. Wie sehr diese Kirche nach innen in dogmatischer Beziehung die geistige Mitte vermittelt, ja schon vor der Union eine Unionskirche ist, ist neuerdings von geistreichen Theologen für und gegeneinander behauptet und nachgewiesen worden. Wir aber freuen uns für heute, daß dieses herrliche Tempelgebäude seine Ahnenlinie durch die wahren Christen aller Zeiten und Länder, ja durch die ganze Schaar von Blutzeugen zu dem Petrus hinaufführt, der mit seinen Bußthränen auf dem ewigen Felsen die Kirche der Glaubensgerechtigkeit gründete, an der die Pforten der Hölle zerschellen und zu der die ganze Wolke von Zeugen gehört, die uns Paulus im Hebräerbrief beschreibt.

als Ganzes betrachtet, nur ein Complexus von Sekten. Max Göbel (in seiner „Eigenthümlichkeit der Luth. und Ref. Kirche“) zählt in Edinburg sechszehn, in Glasgow sechsundzwanzig Kirchenparteien. Es ist allerdings nicht gut, daß es so ist und wir haben darum auch die Reformirte Gespaltenheit, der Lutherischen Phalanx gegenüber, auf die Schattenseite unsres Gemäldes gestellt. Aber wir haben oben den Separationen und Sekten ihre relative Würdigung zu geben versucht. Wer also in Edinburg und Glasgow den Wald vor den Bäumen nicht sehen kann, hat nicht die richtige Kirchenbrille aufgesetzt.

Wahres Kirchenthum.	Falsches
Was für eine katholische, universale Liebe gehört nicht dazu, sogar die „Mahometisten“ als Ketzer zu verwerfen?! Art. 1 der Augsb. Confes.	O du engherziges, kaltes, indifferentes Jahrhundert, wo ist deine Thräne, wo ist dein Anathema für die abgefallenen Brüder?
Also lebendige Regung der Gliedlichkeit ist noch kein schlechter Separatismus. Grade das starke Hervortreten (oder Zurücktreten) eines Gliedes zeugt in der Regel von dem Leben des ganzen Leibes. Es ist also z. B. auch kein unnützes Sektengezänke, wenn der Arm das Elsterauge am Fuß wegschneidet, damit der ganze Leib besser fortkann u. s. w.	Die Unregsamkeit aller Glieder zeugt vom Schlaf, ja vom Tode des Leibes, und ist eine schlechte Kirchlichkeit. Ebenso sind organische Glieder des organischen Leibes durch Amputation gleich dem Tode verfallen. Der lebendige Zusammenhang mit den wahren Christen aller Zeiten und Parteien ist das Kriterium für die Lebensfähigkeit einer Kirchenpartei oder Sekte.
Also in Summa: „Fürchte dich nicht, du kleine Heerde“	Groß ist die Diana der Pausch- und Bogen-Christenheit!
„Gewiß, klug ist das nicht, aber es ist groß!“ (Ranke, deutsche Gesch. B. 3.)	„Denn der Weg ist breit, der zur Verdammniß führt und Viele sind es, die ihn wandeln.“
Wahre und tiefe Ehrfurcht vor der Obrigkeit als Trägerin des göttlichen Gesetzes, dessen Abglanz das menschliche sein soll.	Unsere Liberalen, die außerdem meist einen wahren Abscheu vor der Heiligkeit haben, sagen: die Person des Fürsten muß geheiligt werden; und das Testament des absolutistischen

Wahres Kirchenthum.	Falsches Kirchenthum.
	Kaisers von China nennt den Thron „ein göttliches Möbel“.
Unter dem wirksamen Schutz der Obrigkeit wird die Kirche durch den Geist Gottes regiert. Daher lebendiger Organismus.	Knechtschaft unter der todten Maschinerie des Absolutismus. „Schreckt sie alles gleich, das eine Tiefe hat, ist ihnen nirgends wohl, als wo es recht flach ist.“ Max Piccolomini.
Die Kirche der Protestanten wird recht eigentlich durch ein großes Wunder regiert. Bei aller Zerspaltenheit ist ihr Herr „dennoch ein König“. Alles Kirchenregiment kann sich nur darauf beschränken, bequeme Standpunkte zu gewinnen, von denen aus dies Wunder wirksam gemacht werden kann.	Das bekannte Räthsel, das an der Kurfürstl. Sächsischen Tafel ein Protestant einem Römisch-Katholischen aufgab: Wo ist Gott nicht? Antwort: In Rom, denn da hat er einen Stellvertreter.
Keine mechanische Trennung von Kirche und Staat, die auch nicht mal in dem unhistorischen Nordamerika völlig zu Stande gebracht werden kann, sondern: die Obrigkeit das Gesetz, die Kirche das Evangelium. Die Symbole der Lutheraner streiten bekanntlich nur gegen den Uebergriff der Kirche in den Staat; die Reformirte Kirche, besonders durch ihr Dissenters, bekämpft	Identität der Kirche und des Staats. Der Staat verschlingt die Kirche, aber sie macht ihm Bauchgrimmen. Oder die Kirche verschlingt den Staat und darum fragt Luther (gr. Kat. 7. Geb.): „Ja, wo bliebe das Haupt und oberster Schutzherr aller Diebe, der heil. Stuhl zu Rom mit aller seiner Zugehöre, welcher aller Welt Güter mit Dieberei zu sich bracht und bis auf diesen

Wahres	Kirchenthum.	Falsches
bekanntlich diejenige Richtung, welche die Kirche zu einer bloßen Staatsanstalt herabwürdigen will. Wie wichtig ist es also, daß beide sich auf die rechte Weise die Hand reichen.		Tag innehat?" Also in beiden Fällen: „dient sie knechtisch dem Gesetz der Schwere, die entgötterte Natur" und läuft auf ein recht terrestrisches Territorialsystem hinaus. Dies ist auch der Schauplatz für die wolkigen Abstraktionen der Hegelitischen Kirche. Da aber die ganze Erde bekanntlich zum Feuer aufgespart wird, so fragt es sich sehr, ob auch das Feuer so lange warten wird, bis der Entwickelungs- und Verdauungsproceß der vom Staat verschlungenen Kirche gehörig beendet ist.
Symbolische Bücher, die sich organisch und historisch erweitern und erläutern. Nach Sartorius sind sie die Antwort der Gemeinde auf das vom Himmel gekommene Wort. Und Stahl sagt: Das Bekenntniß der Kirche gründet sich schlechterdings nicht auf das Ansehen einer äußern formalen Gewalt, sei es hierarchischer Oberer, sei es der Stimmenmehrheit; es ist das Werk des innerlich wirkenden Geistes, der in besonders berufenen		Landesherrliche Erlasse, die sich leicht widersprechen können, und aus denen sich ebensowohl ein papierener Pabst entwickeln kann, — und der, wenn er jemals ohne Dogma mit der zugleich Ja- und Nein-Theologie die Kirche regieren wollte, der furchtbarste Tyrann und Antichrist sein würde. N. B. Bibel und Symbole stehen sich nicht entgegen, sondern in einander. Bei Gelegenheiten, wo man sonst Symbole und Kirchenordnungen

Wahres Kirchenthum.	Falsches
Epochen die Kirche als ein geistiges ganzes zur Ablegung solchen Zeugnisses antreibt. Darum ist eben das Bekenntniß der Kirche nicht ein Gesetz, sondern es ist ein Zeugniß!	citirte, beruft man sich jetzt nicht etwa auf die Bibel, sondern man buchstäbelt am Buchstaben von Verordnungen, die ihrem Geist nach keinen Anspruch auf Landesgesetzlichkeit haben.
Toleranz, d. h. christliche Weisheit und Milde gegen Irrende von einem festen Standpunkte aus, nur nicht gegen den Eidbruch.	Indifferentismus, nur nicht gegen thatkräftiges Christenthum.
Nach Offenb. 3, 15, 16 ist nicht Haß, sondern Gleichgültigkeit der Gegensatz, der Tod der Liebe. Daher: „Des Hasses Kraft, die Macht der Liebe, Gieb meine Jugend mir zurück!“ (Faust.) Daher: „Ich fühle mich getrieben Den ärgsten Feind auf's Zärtlichste zu lieben.“ (Schiller's „feindliche Brüder“.)	Nicht mal ein ordentlicher Streit, geschweige Liebe!
Also, die beiden der Christenheit abhanden gekommenen, kaum noch dem Namen nach bekannten christlichen Tugenden: „Eifer und Rache“ (2. Cor. 7, 11) müssen wieder gefunden werden.	„Gelehrte treiben fort ihr Spiel Mit dem bewußten Federkiel.“ (Claudius.)

Wahres Kirchenthum.	Falsches
Das bekannte Solonische Gesetz: wo Bewegung, keine Neutralität, jedenfalls Partei! sollte nirgend mehr gelten als in der Kirche.	„Friede, Friede, wo doch kein Friede ist.“
„So ein Glied leidet, leiden alle Glieder.“	So ein Glied leidet, bekommen alle Recensenten Stoff!
Lehreinheit. In necessariis unitas etc. Und ob Alles im ewigen Wechsel kreist, Es beharret im Wechsel ein ruhiger Geist. (Schiller bei Sartorius.)	Leereinheit, die aber wegen des horror vacui doch wenigstens durch Gähnen mit Luft gefüllt wird.
Dogmatik.	Wolkenthum, d. h. immer lernen und nie zur Erkenntniß der Wahrheit kommen.
Die Schule, ein lebendiges Glied der Kirche, daher Wissenschaft.	Die Schule, lediglich eine Staatsanstalt, daher: Oberflächlichkeit, barbirte Barbarei, Chinesenthum.
Die Geistlichen herrschen in der Gemeinde, indem sie ihr dienen.	Die Geistlichen dienen dem Staat und herrschen dadurch in der Gemeinde. (N. B. die kathol. Geistlichkeit, die dem Staat, dem kirchlichen Staat, ja dem Kirchenstaat dient, ist gewiß nicht besser dran.)
Kirchenzucht, aber eine göttlich-menschliche, wie sie Matth. 18, 1, Thim. 5, 20, Tit. 3,	Wasch mir den Pelz, aber mache mich nicht naß! Doch diese Pelzwäsche ist nicht so

Wahres	Kirchenthum.	Falsches
10, 1. Cor. 5, 11, Matth. 7, 6 und im 9. Schmalk. Art. (vom kleinen Bann) beschrieben wird. Denn so wir uns selber richteten, so würden wir nicht gerichtet; wenn wir aber gerichtet werden, so werden wir von dem Herrn gezüchtigt, auf daß wir nicht sammt der Welt verdammt werden. 1. Cor. 11, 31. 32.		human, wie sie von weitem aussieht. Erst Polizeidiener, — dann Gerichtsdiener, — vielleicht das Zuchthaus, — gewiß aber die Hölle!
Unio die eine köstliche Perle, die wir mit jenem Kaufmann (Matth. 13, 45) suchen!		Unio, curculio*) — endlich vespertilio. (Zumpt.) *) Der verzehrende Mehlwurm des eigennützigen Territorialsystems und die einsam und unsichtbar im finstern, verfallnen Kirchengemäuer herumflatternde Fledermaus.

Wir wollen versuchen zum Schluß dieser Zusammenstellung noch einen Nettoertrag abzugewinnen. Da wir uns aber nicht einbilden, daß das von einem Pommerschen Laien empfohlene Kirchenthum sich als besonders annehmlich darstellen wird, so hören wir R. Baxter (sein Leben nach O. v. Gerlach S. 56 ff.): Er wollte eine Landeskirche von der Obrigkeit anerkannt und aufrecht gehalten wissen, welche jedoch die einzelnen Geistlichen in ihrem Wirken nicht zu sehr beschränkte, und Dissentirende nicht verfolgte.

Kirchliche Glaubensbekenntnisse sollten, seiner Ansicht nach, nur die allgemeinsten Wahrheiten klar aussprechen, in den Nebenbestimmungen aber Freiheit lassen, während die Theo-

logie nicht sorgfältig genug die Wahrheit erforschen und erklären könne. — —

Der Kampf der dogmatischen sowohl als der kirchlichen Gegensätze seiner Zeit schien ihm nicht so beschaffen zu sein, als ob auf der einen Seite lauter Licht, auf der andern lauter Finsterniß gewesen wäre; er war eifrig bemüht, unter allen Parteien das Wahre vom Falschen zu sondern, und eine Union zu stiften, in der das Besondere jeder Partei nicht aufgegeben, wohl aber die Gemeinschaft in der wichtigeren Hauptsache recht hervorgehoben wurde. Es genügte ihm mit Recht nicht das Dasein einer unter allen Sekten zerstreuten, unsichtbaren Gemeinde des Herrn zu glauben, sondern er war eifrig bemüht, eine wirkliche Vereinigung der streitenden Gegner zu stiften; er war der Urheber der Idee, die man in England „Catholic Communion" nennt. — — Und er sagt selbst: „So viel ich auch gegen religiöse Auflösung und Zügellosigkeit und für die Rechte der Obrigkeit in Religionssachen geschrieben habe, und obwohl ich auch noch der Meinung bin, daß ein Land, dessen Beherrscher ihre Gewalt für Christum ebensowohl als für die äußere Ruhe und Ordnung geltend machen, das Glücklichste ist: so halte ich dennoch dafür, daß im Vergleich mit der übrigen Welt das Land am besten darin ist, wo die Leute auch nur die nackte Freiheit haben, so fromm zu sein, als sie mögen. — —

Die Kirchenzucht war keine geringe Hülfe, denn ich sah deutlich, daß ohne sie ich die gläubigen Leute nicht von Trennungen und Spaltungen hätte zurückhalten können. Die Gläubigen fühlen insgemein ein Bedürfniß, sich von offenbar Gottlosen zu scheiden als von Menschen, die einer andern Gemeinschaft angehören; hätten sie nun mich garnichts thun sehen, daß die notorischen hartnäckigen Sünder auf eine regelmäßige ordentliche Weise von den andern abgesondert würden, so hätten sie auf unordentliche Weise sich selbst abgesondert u. s. w.

Hieran schließen wir noch einige Worte an über die uns

näher stehenden Feinde der wirklichen und sogenannten Separatisten. Ja, die redlichen Kämpfer für die Sache Gottes und seiner Kirche aller Parteien haben ein Recht, über die Separatisten zu seufzen, welche die geschlossenen Reihen der Kämpfer verließen, ehe die letzte Patrone verschossen war, sei es nun über die ganze Schaar der feigen Leichtsinnigen, die schon vor dem ersten Schuß dem warmen Ofen zufliehen, oder über die vorwitzigen, die allein den Feind aufsuchen wollen, um sich besser mit ihm messen zu können. Aber seid nicht zu traurig, ihr standhaften Kämpfer! Einige, die ihr für Abtrünnige haltet, sind vielleicht nur zurückgegangen, um frische Patronen zum neuen Streite zu holen. Andere könnt ihr nur nicht sehen. Sie sind auf der andern Seite des Weinbergs und kämpfen da um so männlicher! Sie tirailliren dort unter Wind und Wetter, wo die heranstürmenden Säue bereits die Mauer um den herrlichen Weingarten eingewühlt haben! — Darum ihr redlichen Streiter, verdächtigt euch nicht unter einander! Aber es wird Niemand gekrönt, er kämpfe denn recht!

Unter den von uns als falschkirchlich Bezeichneten sind Viele, die, wenn man ihnen das Vorbild der apostolischen Gemeinde an's Herz legt, und ihnen damit gleichsam die Pistole auf die Brust setzt, alsobald seufzend gestehen: eigentlich haben wir ja gar keine Kirche! Und es ist wahr, was Nitzsch in seinem „System der christl. Lehre" Seite 342 sagt: Eine Gemeinde, die in Bezug auf das Mißverhältniß des ärgerlichen Wandels zum sakramentlichen Bekenntniß als Gemeinde garnicht handelt, überhaupt gar keine Zucht ausübt, noch eine solche ausüben will oder kann, ist, wenn sie auch viele lebendige Glieder in ihrer Mitte hegt, doch als Gemeinde noch nicht vorhanden, sondern selbst in Verkündigung und Anhörung des göttlichen Worts nur eine zufällige Versammlung!" —

Ist das aber richtig und ihr wollt doch in einer Kirche bleiben, die nach eurer Meinung keine Kirche ist, so *schimpft wenigstens nicht auf die Separatisten!* Laßt euch aber

diesmal von einem bescheidenen Vertheidiger des vermeintlichen, und einem Entschuldiger des wirklichen Separatismus sagen: „Ja, ihr habt eine Kirche, eine gute Landeskirche, wenn ihr sie nur rechtschaffen vertheidigen wollt. — Warum vertheidigt ihr eure Kirche nicht mit den allmächtigen Thränen, die der Heiland einst über Jerusalem geweint hat? Warum sind eure Augen keine Thränenquellen, zu beweinen die Erschlagenen in eurem Volk? Warum predigt ihr oft so mattherzig, daß das Publikum denkt, Langeweile und Andacht ist ein und dasselbe? Warum seid ihr stumme Hunde, die nicht strafen können? Warum greift ihr die großen und kleinen Haufen nicht an, wenn sie offenbare Hurer, Ehebrecher und dergl. sind? — Warum erheben sich nur einzelne literarische und anonyme Stimmen z. B. gegen den Herrn Doctor und Professor David Schulz, Senior der evangelisch-theologischen Fakultät und Consistorialrath, wenn er in seiner „christlichen Lehre vom Glauben“ S. 19 sogar von der in die erneuerte Agende aufgenommenen Athanasianischen Formel sagt: „Die Athanasianische Formel trägt die Spuren ihrer polemischen Tendenz und lieblosen Verdammung aller Andersdenkenden, die nicht den rechten Glauben haben, wie sie sich ausdrückt, deutlich an der Stirn u. s. w.“ Man kann auf solche staunenswerthe Aeußerungen von hochgestellten Kirchenbeamten, die amtlich jede Abweichung von der Agende verpönen sollen, — einer Agende, die wenigstens den alten Symbolen unbestritten (aber hinlänglich bestritten von Herrn Dr. Schulz) eine verpflichtende Kraft beilegt, — nicht oft genug zurückkommen. Der klägerische Ref. will übrigens gegen derartige Fälle lediglich die Stimme der Kirche (Matth. 18, 17) in die Schranken rufen. Aber die schweigende Duldsamkeit der untergebenen Geistlichkeit, die doch an der offnen und unumwundenen Aussprache ihres Herrn Vorgesetzten ein Beispiel nehmen sollte, und sich dergleichen Extreme gefallen läßt, erinnert doch wirklich an jenen Richter, der erst der einen Partei, dann auch der Gegenpartei

Recht giebt; als nun aber der Gerichtsdiener auftritt und sagt: Aber Herr Richter, beide können sie doch nicht Recht haben! antwortet er diesem: Ja, da hat er Recht!

Aber ihr fürchtet vielleicht, man könnte euch in den Zeitungen für pietistische Demagogen ausschreien. Und es ist auch wahr, daß Christen sich von allem revolutionären Treiben, sei es nun das jakobinisch liberale von oben nach unten, nicht fern genug halten können. Aber ein Christ, der seine Kirche auf die rechte Weise vertheidigt, vertheidigt den Thron. Ja, wir fragen: wer anders hat Ludwig XVI. aufs Schaffot gebracht, als die feige, träge unwachsame Christenheit geistlichen und weltlichen Standes, die ihn und seine Vorgänger umgab? Denn

„Es ist der Kön'ge Fluch, bedient von Sklaven
Zu sein, die Vollmacht sehn in ihren Launen,
Und nach dem Wink des Ansehns ein Gesetz
Sich deuten, und errathen die Gesinnung
Der droh'nden Majestät, wenn sie vielleicht
Aus Laune mehr als Ueberlegung zürnt.“

(Shakespeare König Johann.)

Warum habt ihr keine Kirchenzucht, da euch doch die alten auf die Schrift gegründeten, durch die Geschichte herangeformten und nirgend ganz aufgehobenen Kirchenordnungen so treulich zu Hülfe kommen, und die Predigt selbst noch so reiche Gelegenheit zur Kirchenzucht giebt? Warum verlangt ihr, daß man einen unredlichen Seelsorger, den ihr nicht strafen wollt, nicht verlassen darf, ja dem Wolf im Schafskleide im Konfirmandenunterricht die Kinder vor den Rachen werfen soll, da die Schrift befiehlt, ihn zu fliehen und das Landrecht sogar durch das Dimissoriale dasselbe erlaubt.

Schreiber dieses ist kein Puritaner und hat nur ziemlich laxe Begriffe von der Sonntagsfeier. Aber nicht mal die wenigen Stunden dieses von Gott geheiligten Tages, um die sich eure ganze Amtswirksamkeit dreht, wollt ihr *selbst* rechtschaffen vertheidigen. Da soll erst die Obrigkeit — (die gerade

vorher dazu eurer treuen Amtswirksamkeit bedarf, wenn sie geistliche Gesetze geben oder aufrecht erhalten soll) kommen und euch neue Gesetze machen, damit ihr unterdessen desto ruhiger schlafen könnt. Denn es heißt Joh. 12, 43: „Sie hatten lieber die Ehre bei Menschen, als die Ehre bei Gott".

Der General von Hünerbein sagt in seiner bekannten Proklamation von Wiesbaden den 6. April 1814: „Die Bergische Infanterie führt sich schändlich auf, am schlechtesten die Grenadiere. Hunderte laufen in ihre Heimath. — — Soldaten, ich fordere euch hiermit öffentlich auf, euren Eid und eure Ehre zu bedenken und diesem Unwesen ein Ende zu machen. Ich habe euren Geistlichen aufgetragen, in dieser heiligen Osterzeit nochmals an euer Herz zu reden: sie werden es kräftiger thun, als ich es zu thun im Stande bin; sie werden zu gleicher Zeit eure Beichte hören und euch das Abendmahl des Herrn reichen. Tretet an den Altar der Versöhnung und befleckt euer Gewissen nachher nicht wieder. Betet für eure eidbrüchigen Brüder und eure verkehrten Landsleute. Sollte einer von euch unwürdig zu Gottes Tische treten, und sich dabei eines bösen Vorsatzes bewußt sein, vor dem Unglücklichen möge der beleidigte Altar erbeben, die Hand des Priesters, die das Kreuz der Sühne über ihn schlagen will, müsse verdorren, der Kelch des Glaubens werde glühend an seinen lügnerischen Lippen und die geweihete Hostie zu Gift auf der meineidigen Zunge!" -- So konnte ein Preußischer General reden, als es die Ehre des Königs und des Vaterlandes galt. Was thun wir für die Ehre unseres himmlischen Königs? Gott weiß es, daß wir diese Mahnungen nicht in stolzer Selbsterhebung aussprechen. Wir fühlen es deutlich, daß wir Anderen eine Last auflegen, die wir kaum mit einem Finger anrühren. Kirchenzucht in dem Geiste, wie sie die Schrift verlangt, aber grade in unserer zuchtlosen und unzüchtigen Zeit so unentbehrlich, ist wahrlich keine Kleinigkeit. Darum bitten wir euch, ihr Verleugner der Kirchenzucht, aber

für heute nur noch einmal: schimpft wenigstens nicht auf die Separatisten!

Und warum behandelt ihr am Altar und am Sarge Leute als Christen, die es euch auf einiges Befragen durch Wort und Wandel in's Angesicht sagen, daß sie keine Christen sein wollen und die euch doch am Ende im Grunde ihres Herzens für Heuchler halten könnten. Warum verachtet ihr die in schmählichen Ablaßkram ausgearteten Kirchenstrafen der Katholiken, die ihr euren Heiland hundertmal umsonst, ohne die Ordnung wahrer Buße und Sinnesänderung dahingebt?

Judas, warum verräthst du des Menschen Sohn mit einem Kuß, der sich nachher für dich und andere in einen Strick verwandelt!

Darum:

Es lebe Gottfried Arnold! — Es lebe das damnant der Augsburgischen Confession! — Es lebe der Krieg, der zum Frieden führt! —

Ja, es lebe das wahre Sein der wahrhaft aufgehobenen Gegensätze! — Heil und himmlisches Leben allen treuen Wahrheitszeugen, die die Perle Unio aus Meerestiefe heraufholten, die das Große und Ganze der Kirche erkämpften, wenn sie auch selbst dabei in die Enge getrieben wurden! — Heil und himmlisches Leben durch Johann Huß, den großen Vorläufer der Reformation, der die Gnadenschätze der Kirche zu einem Gemeingut für Alle machen wollte, wenn ihn auch eine rechtmäßige (?) Synode unrechtmäßig zum Feuertod verdammte, und wenn seine Nachfolger auch von der weltbeherrschenden Priesterkaste zur Sekte zusammengedrängt wurden. — Heil und Leben durch Richard Baxter (nach Neander) den Mann, „der wahrhaften rechten Mitte“, den großen Vermittler unter den Englischen Sekten, wenn er auch zuletzt noch einige Jahre im Gefängniß zubringen mußte! — durch Nicolaus Zinzendorf, den Unionsmann eines vergangenen Jahrhunderts, wenn er mit seiner Union auch in einige Winkel der Erde zu fliehen genöthigt

war; — und Philipp Spener, der mit seinem das Ganze umfassenden Geist nur einige concentrische Kreise zu vermitteln vermochte! — Heil und Leben durch Paul Gerhard, den heiligen Sänger, dem alle Parteien Deutschlands zuhören, wenn er sich als der rechte Arion in die Fluthen der allmächtigen Liebe versenkt, und der auch vom Delphin an fernes Gestade getragen wurde! — Heil und Leben durch Johannes den Täufer, den Unionsmann zwischen dem Alten und Neuen Bunde, den einsamen Wüstenprediger, zu dem alles Volk kam, den Hofprediger nach dem Herzen Gottes, der Staat und Kirche auf die rechte Weise zu vermitteln verstand, wenn er's auch am Ende mit seinem Kopf bezahlte! — Ja, Heil und Leben durch die Gemeinde der Engel, die Himmel und Erde auf die allein richtige Weise uniren!

Heil und Leben durch wahre Union!

F.

Ueber Menschenschau unter Landwirthen.

Am 21. April 1837 zu Regenwalde.

Das Jahrhundert schreitet vor: Auch unsere Landwirthschaft ist an diesen Riesenschritt gefesselt, sie kann, sie will nicht zurückbleiben. Das spanische Wanderschaaf, schon lange von den Bergen Castiliens zu uns herabgekommen, wandert jetzt schon von uns dahin zurück, um der Spanischen Schaafzucht aufzuhelfen. Das goldne Vließ wird nicht mehr an den Ufern des Schwarzen Meeres gesucht: England und Niederland müssen es jetzt auf unsern Märkten für schweres Geld sich erbitten! Pferde und Rindvieh, ja fast alle Thiere werden veredelt und in ihren besten Exemplaren bewundernd angeschaut: Bockschau, Wollschau, Pferderennen, Thierschau!

Der Herr Seminardirektor Diesterweg in Berlin läßt sein Jahrhundert noch weiter vorschreiten. In seiner Schrift, die Lebensfrage der Civilisation, schlägt er vor, alljährlich ein Jugend- und Frühlingsfest zu feiern und damit eine Menschenschau zu verbinden. Leider geht diese Schrift zu sehr vom materialistischen Standpunkte aus, und enthält eine starke Beimischung des St. Simonismus, der aber bei seinen Versuchen im Antichristenthum immer das Verdienstliche hat, auf dem Gebiet der Wahrheit die correspondirenden Sätze in Bewegung zu bringen. Wir werden zuletzt auf diese Schrift noch einmal zurück kommen.

In einem viel besseren Sinne, wenngleich nur in unmittelbarer Beziehung auf Landwirthschaft, ist unter uns schon von Menschenschau die Rede gewesen, als die gegenseitigen Revisionen der Gutswirthschaften zur Sprache kamen. Wie an anderen Orten, so werden sie auch bei uns zur Ausführung kommen. Es wird sich dann zeigen, daß die Gutswirthschaft nicht blos mit und für den Magen, sondern auch mit Seele und Geist geführt werden kann, daß also der Landwirth als ganzer Mensch, als die Seele des Ganzen gemustert werden kann und muß.

Der Unterzeichnete erlaubt sich für diesen Zweck einige grundsätzliche Fingerzeige anzuwinken und als ausfallende Einfälle vorzutragen: Er thut dies unter dem Schutze des Schillerschen Motto:

„Ernst ist das Leben, — heiter ist die Kunst!“

I.

Ein ehrenwerther Gutsbesitzer antwortete auf die Frage: Sie haben zwei Söhne? — Ja, unter andern einen klugen und einen dummen. — Was sollen sie werden? Der Dumme soll studiren, der Kluge soll Landwirth werden! — Er beweist damit, daß er seinen Wirkungskreis sehr richtig verstanden hat. Er läßt seinen klugen Sohn in's Feld, in die Freiheit ziehen, denn: „da wird das Herz noch gewogen.“ Im Kampf mit den Elementen soll er lernen das väterliche Erbe der Natur abzuringen!

Wenn das Todte bildend zu beseelen
Mit dem Stoff sich zu vermählen
Thatenvoll der Genius entbrannt,
Da, da spanne sich des Fleißes Nerve,
Und beharrlich ringend unterwerfe
Der Gedanke sich das Element.
(Schillers Reich der Formen.)

Andererseits weist er diesem seinen Beruf an, wie ihn Goethe dem Dichter bestimmt:

Doch in's bekannte Saitenspiel (Tabackpfeife, Spazierstock)
Mit Muth und Anmuth einzugreifen
Nach einem selbst gesteckten Ziel
Mit holdem Irren hinzuschweifen
Das, junge Herren, das ist eure Pflicht u. s. w.

— Freilich kostet das holde Irren etwas Geld und die Irrlichter führen in den Sumpf. Der irrende Ritter erfährt auch reichlich, was derselbe Dichter in einer ganz anderen Beziehung sagt:

Ich sag es dir, ein Kerl der spekulirt,
Ist wie ein Thier auf dürrer Heide,
Von einem bösen Geist im Kreis herumgeführt:
Und rings umher ist schöne grüne Weide.

Das schadet aber Alles nichts. Der rationelle Landwirth spekulirt und practicirt sich durch, zuletzt sitzt er doch ganz behaglich im wohlbespannten Wagen und spricht:

Wenn ich sechs Hengste zahlen kann,
Ist ihre Kraft dann nicht die meine?
Ich fahre zu und bin ein rechter Mann,
Als hätt' ich vierundzwanzig Beine.

(Faust.)

Ja, der herrliche Fremdling mit den sinnvollen Augen und dem leichten schwebenden Gange, wie Novalis den Menschen nennt, nimmt sich auf den pommerschen Fluren vortrefflich aus. Er findet hier herrliches Terrain zum holden Irren, graue Heide und schöne grüne Weide zum Spekuliren und endlich, endlich! auch schöne gebahnte Wege für die 6 Hengste:

Moral: Gute Wasserstiefeln!

II.

Der König ist ein großer Guts- und Grundbesitzer, — der Gutsbesitzer ist ein kleiner König!

Sage: der Gutsherr, — der Grundherr, — der Hausherr, — der Herr! Wir sagen ein kleiner König! und wenn er auch noch so klein ist und wenn Krone, Scepter und Reichs-

apfel auch nur in Pelzmütze, Spazierstock und Kartoffeln bestehn! Wer das leugnet ist ein Jakobiner!

Moral: Kratz nicht im Staube wie ein Thier
Der Kopf sitzt ja noch oben Dir!

(Claudius).

III.

Der eben citirte Schriftsteller läßt seinen Vetter an sich schreiben: „Du wirst doch Spaß verstehen und den Respect vor deinem Landesherrn nicht verlieren, weil es auch Pik- und Treffkönige giebt." Wir wollen es aber gleich zeigen wie es uns mit unserer Behauptung ad 2 bittrer Ernst ist.

Nur Diogenes oder Alexander sein zu wollen, ist eine ganz falsche Bescheidenheit vieler unverschämter Jakobiner; aber Alexander und Diogenes zugleich zu sein, diese edle Unverschämtheit ist das bescheidene und beschiedene Erbtheil aller getreuen Unterthanen in einem gesunden organischen Rechtsverhältniß. Die Unterthanen sind zufrieden dabei, wie mannigfaltig für sie auch beide Elemente in einander gemischt sein mögen. Heil dem legitimen Thron, der hocherhaben auf dem Grunde wahrer Freiheiten und geschäfteter Herrlichkeiten ruht! — Um aber auf unsere schätzbare Provinz zu kommen, so ist z. B. nicht zu leugnen, daß das Alexanderthum der pommerschen Gutsbesitzer von keiner großen Bedeutung ist; aber wohlan: desto weniger Schatten vor unserer Tonne! Und diesen schönen Sonnenschein dicht um uns herum, sollen wir uns auch nicht nehmen lassen; — niemand will ihn auch haben, wenn wir es nicht selbst vorziehen, etwa im Keller Quartier zu nehmen.

Traurig aber ist es, wie leichtfertig z. B. viele Gutsbesitzer über ihre bescheidenen Hoheitsrechte, als Erb-, Gerichts- und Polizeiherren denken; wie sehr sie ihre obrigkeitliche Stellung zur Handhabung von Recht und Gerechtigkeit gegen ihre Untergebnen verkennen! Viele sind nur zufrieden, wenn ein gemachtes Recht von Außen von Weitem herkommt. Sie sind in dem Wahne, daß sie ihr Recht besser und wohlfeiler be-

kommen würden, wenn es auf großen Rechts- und Gesetzfabriken wie Nadelköpfe und Messerklingen fabricirt werden könnte. — Das Recht ist der Wille Gottes, eingegraben im Gewissen des Menschen, in den Gedanken, die sich unter einander verklagen und entschuldigen, denen die Offenbarungsschriften der Christen einen klaren hellleuchtenden Spiegel vorhalten. An dieses geheime Ober-Tribunal müssen wir immer geraden Weges zuerst gehen, ehe wir auf vielen Umwegen zu dem in Berlin gelangen. Wehe unseren kleinen und großen Gerichten, wenn sie diese Rechtsquelle jemals ganz vergessen könnten! Unsere hochgeehrte Obrigkeit, die alles Gute will und befördert, das wir nur irgend selbst wollen, huldigt auch neuerdings diesem Grundsatz durch das Schiedsmannsamt und durch die leider zu spät entstandenen Kreis-Commissionen. Ich schließe den theoretischen Theil dieses wichtigen Gegenstandes mit der Moral: Ein Jeder kehre vor seiner Thür, womöglich mit selbst eigenem Besen.

IV.

„Der Mensch ist frei und wär er in Ketteu geboren.“ Dies sei die Ueberschrift unserer Patrimonial-Gefängnisse. Wenn sie auch meistentheils leer stehen, so sind sie doch herrliche Warnungstafeln und müssen bei einem verständigen Gebrauch dazu dienen, die gutsherrliche Polizeigewalt bei Wesenheit zu erhalten, die durch einen nachlässigen Schulzen — besonders wenn ihm sein Beruf als Gehülfe und Diener des Gerichts- und Polizeiherrn nicht eindringlich ist, so leicht zu einem bloßen Schattenspiel herunter sinkt. — Wenn die leinwandnen Fesseln, in die der Mensch gleich nach seiner Geburt geschlagen wird, allmählich zum Gängelbande sich erweitern, das von der Hand der Liebe geleitet wird; wenn der Mensch endlich losgelassen, die größere Freiheit mißbraucht und einen großen Fall thut, so sind ihm schwerere Ketten wiederum eine große Wohlthat, die ihn namentlich auch verhindern Andere mit sich herunter zu reißen. Ja die bittere Moral ist diese, daß der Mensch

wirklich in Ketten geboren wird, die ihm vermöge der Erbsünde bereitet sind, daß sie durch eigene Sünde und Laster noch immer schwerer werden müssen, bis er von neuem von Innen heraus, in die Freiheit hineingeboren wird und daß bis dahin Schranken- und Zuchtlosigkeit ein namenloses Unglück für die gefallene Menschheit sind!

V.

Die Menschheit schmachtet aber auch in selbst bereiteten Ketten, die dazu dienen sie in Sünde und Laster festzuhalten und dazu gehört vor Allem der Branntwein! Ohne zu prahlen, glauben wir sagen zu können, daß Pommern nicht gerade durch Unmäßigkeit im Branntweintrinken sich vor anderen Provinzen der Monarchie bemerklich macht. Aber dieser Ruhm wird von Jahr zu Jahr bedenklicher und muß es werden, wenn wir nicht Alles daran setzen ihn zu erhalten und zu vermehren. Wir wollen auch die vielen Landwirthe nicht angreifen, welche ihre Brennerei betreiben, um ein scheinbar oder wirklich unentbehrliches Futter und somit Düngermaterial zu gewinnen. Sie gleichen den Bergleuten, welche auf edle Metalle miniren und dabei auch Arsenik erhalten. Wer aber dies rationelle Spülwasser entbehren kann, begeht einen groben Verstoß gegen seine Nachbarn, die durch Wiesenmangel zum Brennen (poetisch gesprochen) gezwungen sind und möchte dieser Vorwurf besonders die großen Städte treffen; auch die kleineren, welche Cavallerie-Einquartierung haben, also die gewaltsame Düngerproduktion füglich entbehren können. Wer sich aber darüber freuen kann, wenn die Schenken mit seinem Branntwein nicht gefüllt, sondern überfüllt werden, wer also ausdrücklich darauf ausgeht die Leute zur Unmäßigkeit anzureizen, ist ein Kettenfabrikant, ein Sclavenhändler, der seine Sclaven gelegentlich nicht nach Westindien, sondern an den Rinnstein verkauft!

Wohl verstanden, wir tadeln nicht das Maaß, sondern das Uebermaaß, nicht den Gebrauch, sondern den Mißbrauch. Ein Menschenfreund hat bekanntlich berechnet, es wüchse in Deutsch-

land so viel Wein, daß pro Seele eine Flasche käme. Jener ehrliche Mann nimmt daher die Veranlassung auszurufen: „Nun, da möchte ich doch den infamen Schurken kennen, der mir meine Flasche ausgetrunken hat!“ Auch Rußland kann sich satt trinken, und der „Russe ist doch auch ein Mensch so zu sagen!“

Wir halten übrigens alle Moral für mangelhaft, die den Leuten immer nur sagt was sie nicht thun sollen; sie muß auch sagen was sie thun sollen. Der Mäßigkeitsverein fehlt, der den Leuten nicht nur sagt was sie nicht trinken sollen, er muß auch sagen was sie trinken sollen.

Es ist also nicht genug, das Hufeland (in seiner Kunst das menschliche Leben in die Länge zu ziehen) dem Branntweinsäufer täglich einen Tropfen Siegellack in's Glas fallen läßt. — Moral: Gutes, unberauschendes Braun- und Weißbier, wohlfeiles! möglichst steuerfreies!

VI.

Auch nach Außen hin sollten wir eine freiwillige naturgemäße Justiz üben. Wer z. B. seinen Nächsten im Handel übervortheilt, hat keine Ehre, und dies muß, wo es nöthig ist nahmhaft gemacht werden. Jede Corporation muß Ehrlose ausschließen, wenn sie bei Namen und Leben bleiben will. Wir unseres Theils sollten, um abermals ein auffallendes Beispiel aus der Erfahrung anzuführen, einen Kaufmann oder Juden der einen Gutsherrn betrügt und nachher noch gar sich einfallen läßt ihn zu verklagen, für bürgerlich todt für uns erklären. Werden solche Fälle unter uns kundbar, so sollte sich unsere Versammlung nach Beseitigung der Tagesordnung zu einer Gerichtssitzung constituiren und die nach Befinden gefällte Verrufserklärung wird in der nächsten Versammlung bekannt gemacht und dadurch rechtskräftig. Dieser Grundsatz erscheint hart, und doch ist er näher besehen die rechte Barmherzigkeit, die den Nächsten noch zu rechter Zeit vom Galgen

losschneidet. Bei der Kurzsichtigkeit aller menschlichen Ansicht geben wir übrigens gern zu, daß die Sache in der Ausführung schwierig ist und stimmen darum auch gern dafür, daß sie nur in unzweifelhaften Fällen und nach den mildesten Strafsätzen in Anwendung kommen darf. Soll aber garnichts der Art zu Stande kommen, so würde dies nur unseren geringen Sinn für Gemeinschaft documentiren. Wenigstens sollten solche Reden, wie: „Ja der Kerl ist ein Spitzbube, aber er bezahlt doch baar!“ bei der nächsten Menschenschau nicht mehr gehört werden.

Wenn wir nur den Hebel der Einigkeit in den Stützpunkt alles wahrhaft Guten einsetzen wollten, so würden wir nicht nur die Welt aus ihren Angeln heben — dies ist bekanntlich eine Kleinigkeit — sondern wir würden die Welt, die aus Rand und Band ist, in ihre Fugen zurück bringen! — In einander zu sein, sagt ein neuerer geistreicher Jurist, in einander einzugehen, ist das ewige Gesetz der Geisterwelt, das Kennzeichen wirklicher Freiheit, wirklicher Gemeinschaft, neben einander zu sein, ist das Gesetz dieser Welt, welche äußerlich vollkommene Freiheit nicht realisiren kann, weil die einzelnen Subjecte äußerlich sich ausschließen.“

Moral: Es lebe der Nachbar!

VII.

Eine schöne Perspective gewährt eine Gutsschau, wenn die Finanzen, wenigstens die inneren, wohl geordnet sind. Es ist nicht gut, wenn die Tagelöhner und Dienstleute so stehen, daß sie nur einen Fuß im Lande und einen auf der Grenze haben. Viel besser für beide Theile ist es, wenn die Leute ihr wohlverdientes Lohn, ihr im Schweiß des Angesichts errungenes Brod richtig erhalten. Sie müssen nicht durch Vorschüsse verwöhnt werden, aber das Versprochene muß ihnen pünktlich dargereicht werden, wie sauer dies manchmal auch dem Brodherrn werden mag. „Siehe der Lohn, der den Arbeitern, die euer

Land abgeerntet haben, von euch abgebrochen ist, schreiet; und das Rufen der Ernter ist gekommen vor die Ohren des Herrn Zebaoth“, sagt der Apostel Jakobus.

Wo irgend möglich, führe der Gutsherr die Kasse selbst. Er spart dadurch viel. Er bleibt mit seinen Leuten in unmittelbarer Verbindung und hat eine gute Gelegenheit Jeden einzeln zu sprechen, den Dürftigen durch Unterstützung zu ermuntern, die Liederlichen zu ermahnen. Bücher für jeden Tagelöhner, die vierteljährlich laut Kerbstock abgeschlossen werden und worin für Nothfälle Abschlagszahlungen bemerkt werden, sind viel besser als die wöchentlichen Auszahlungen am Sonntag Morgen. — Die äußeren Finanzen sind bei uns armen Pommerschen Gutsbesitzern schon etwas schwerer zu verwalten. Ein großer Theil von uns ist in dieser Beziehung nur Pächter mit gutsherrlichen Rechten. Viele befinden sich durch die vielen überkommenen Schulden, durch die Folgen des Krieges, durch die Folgen feindseliger Handelsconjuncturen voriger Jahre, durch die Kalamität langwieriger Dienstablösungen und Separationen u. s. w. ohne ihre Schuld in sehr drückenden Verhältnissen. Aber doch soll bei einer Gutsschau kein Gutsbesitzer die Revisoren an den Schornstein führen, um ihnen dort die bekannte schwer leserliche Kreideschrift zu zeigen:

Ich gab dem Wirth mein Ehrenwort
Ihn nächstens zu bezahlen,
Und damit reist ich weiter fort
Nach China und Bengalen! (Claudius.)

Man arbeitet in neuerer Zeit viel daran, den Personal-Credit vom Real-Credit zu trennen, um ersteren entbehrlich zu machen. Es wird aber nie ganz gelingen, den Begriff Credit von seinem Wurzelbegriff credo zu trennen, denn wenn zum Factor der rohen Materie nicht der andere Factor der menschlichen Einsicht, Betriebsamkeit und Treue kommt, so wird es nie ein brauchbares Product geben. Was hilft der todte Leib „dem keine Seele wärmt das Eingeweide“. — Es giebt be-

kanntlich in Schottland Banken, wo auch der geringe Mann blos auf seinen ehrlichen Namen Geld erleihen kann. Warum? weil dort die Tugend der pünktlichen Zins- und Wiederzahlung kein leerer Schall ist! Aber auch in Pommern hat man zeither noch bewiesen, daß diese Tugend noch sehr wohl im Leben geübt werden kann. Was wäre wohl ohne diese Tugend aus unserer Ritterschaftlichen Privatbank mit ihren humanen und liberalen Grundsätzen geworden, die, was wohl zu merken ist, noch bis jetzt durch keinen Gutsbesitzer einen irgend erheblichen Verlust erlitten hat. Gerade das Festhalten am moralischen Princip ist es, was unser landwirthschaftliches Creditinstitut, geborgen von der ganzen Provinz, auch in der schwersten und trübsten Zeit aufrecht und darum auch in der größten Achtung erhalten hat. — „Ehrlich währt am längsten."

Wir sagen übrigens dies Alles nicht in stolzer Vermessenheit ohne an unsere Brust und an unsern hohlen Geldkasten zu schlagen. Wehmütig setzen wir über unser Hauptconto den Spruch:

Das Leben ist der Güter höchstes nicht,
Der Uebel größtes aber sind die Schulden.

Wir addiren aber getrost zusammen, und die fröhliche Balance heißt:

Mehr Credit als Geld,
So kommt man durch die Welt.

VIII.

Eine angestrengte Arbeit muß der Hebel unserer Gewerbthätigkeit bleiben, wenn wir nicht selbst aus dem Sattel gehoben sein wollen. Im Ganzen können wir es wohl dankbar anerkennen, daß unsre Dienstleute fleißig sind und daß namentlich die Tagelöhner in der Erndte in großer Bereitwilligkeit ihre Kräfte anstrengen. Der billig denkende Gutsbesitzer wird dies auch dadurch anerkennen, daß er, soweit es nur irgend seine Mittel erlauben, die Arbeiter so stellt, daß sie bei

Kräften bleiben. Er wird nicht suchen, sonst fleißige Arbeiter, blos weil sie den Funfzigern nahe sind, los zu werden.

Aber Arbeit, schwere Arbeit können und müssen wir fordern! Um die Spannfähigkeit der Arbeitskräfte zu erfahren, ist es durchaus nöthig, ab und zu Akkordarbeiten aufzugeben. Nur glauben wir, daß Akkordarbeit als alleinige Regel für die eignen Leute eine traurige moralische Verfassung bekundet. Völlig durchgeführte Antheilswirthschaften sind völliges Judenthum! Dagegen müssen Faulenzer und ihre Gefährten, Trunkenbolde, Diebischgesinnte u. s. w. bestraft werden, und wenn dies nicht hilft, so müssen sie ziehen. Wollen sie aber nicht ziehen, so müssen sie unerbittlich in Zwangshäusern untergebracht werden. Das Recht, solche Leute zu bestrafen und nach Umständen zu entfernen, müssen wir als das kostbarste Kleinod aufbewahren; es ist das Einzige, was uns nach Aufhebung der Erbunterthänigkeit schützen kann, daß wir nicht selbst in die allerschwächste Leibeigenschaft gerathen!

IX.

Daß das Glück der Staaten im Glück der Familie, in der gesegneten Ehe wurzelt, braucht nicht näher bewiesen zu werden. Wer die Ehe angreift, rüttelt am Fundament des Staates. Jeder Ehebruch ist daher ein Akt der Revolution, jeder unehelich Geborene ein geborener Revolutionär! Und wenn er nicht immer, namentlich im Verhältniß zur Obrigkeit, dazu herausgebildet wird, so liegt es darin, daß die Kirche und die unter ihrem Einfluß stehenden Heilsanstalten dem Heimathlosen, dem geborenen Feind der Gesellschaft, gleichsam eine neue Heimath verschaffen. Man sehe nur eine große Stadt, namentlich das große Paris in seiner furchtbaren Zerrüttung. Es ist dort nicht blos der nach Brod und Arbeit schreiende Pöbel als solcher der immer bereite Zunder für jeden Aufruhr, es ist die ungeheure Masse psychisch Heimathloser, die das furchtbare Recht haben, ihren Eltern, der Quelle ihres Ver-

brechens, ihres Elendes zu fluchen; es ist die furchtbare Masse Derer, die in wüster Verzweiflung nach einer Heimath, einem Vaterlande ringen. Wie soll der das Vaterunser verstehen lernen, der nie den süßen Vaternamen über seine Lippen gebracht hat, weil er den Unbekannten als den Vollbringer eines unerbittlichen Schicksals kennt, das ihn in ein fremdes wüstes Land ausgesetzt hat. Wie soll aber eine Obrigkeit bestehen, wenn keine Herzen und keine Hände sich mehr betend für sie zum Himmel erheben.

X.

Die Schulen. So sehr dem Unterzeichneten gerade diese Sache am Herzen liegt, so wenig Lust hat er auch, an diesem verfänglichen Thema sich die Finger zu verbrennen.

Da die Schulen von den Superintendenten fleißig visitirt und darüber Berichte abgestattet werden, von denen das weitere Fortkommen des Schulmeisters abhängt, so muß er suchen, mit den ältesten Kindern zu paradiren und diesen treffliche Antworten zu entlocken, die von Bildung zeugen.

Da sitzen denn die kleinen Kinder Jahre lang, täglich 6 Stunden, die Fibel mit den Buchstaben und späterhin mit kleinen Sätzen vor der Nase, um die Buchstaben und das Lesen zu erlernen, dann mit Schreibbüchern, um Striche und einzelne Buchstaben zu machen.

Der Schulmeister ist nicht im Stande viel Zeit auf sie zu verwenden und sie aufzuwecken, sonst kommt die Parade mit den Großen nicht zu Stande. Die Kleinen verbutten also gänzlich. Wenn sie dann heranwachsen, ist der größte Theil nicht im Stande, das zu begreifen, was verlangt wird; — sie erschnappen nur hie und da etwas, die guten Köpfe aber unter ihnen, die alles überwinden, sind alsbald dem Hochmuthsteufel hingegeben.

Jetzt erliegen sie entweder nur den Gedanken, die sie haben sollen, oder speculiren weiter in denen, die ihnen beigebracht

sind, halten sich für klüger, wie ihre Eltern und hoffen mehr zu werden als diese. Die Eltern aber lassen ihre Kinder laufen, und die besten jammern darüber. Ja, so bald die Einsegnung vorüber ist, hat Erziehung, Zucht und Ordnung ein Ende und der freie Mensch ist fertig auf seine eigene Einsicht — d. h. auf seine regellosen Gelüste hingewiesen; — ja, die väterliche Gewalt löst sich der That und Wahrheit nach ebenfalls auf. — Von diesem Augenblick an ist der Vater froh, das schwere Stück, dem Sohn oder der Tochter das Kirchenkleid anzuschaffen, hinter sich zu haben, er betrachtet sie von Stund an als erwachsene Weltbürger.

Es ist nicht lange her, daß ich mit einem alten Bauer von seinem Sohne sprach, der sich in der Schule auszeichnete.

Er sagte: Gott Lob, daß es vorbei ist. Dies Jahr wird er eingesegnet.

Ich: Warum Got Lob, er hat seine Zeit gut angewendet.

Er: Ach wat, er weeß jarnischt, er muß noch allens lernen!

Ich: Da seid ihr im Irrthum, er ist der Beste in der Schule und weiß genug.

Er: Ja, von 'nen Elephanten weeß er un von den Mond und will klug sind; aber er kann keen Pferd auf die Weide griegen un ufzöhmen, keenen Pflug stellen, un er kann nich mal die Schweine von den Hof runter jagen, er treibt sie aus eene Ecke in de annere. Wie ick so alt war, konnte ick schon allens, aber schreiben kann ick noch heute nich, hab's auch mein Leben nich gebraucht. Er schreibt so gut wie der Küster, — wat will er denn nachher schreiben? Pflügen muß er, un säen, un mähen, un de Wirthschaft verstehn, dat meut hei! — Und dieser Bauer war ein sehr vernünftiger Mann, das Orakel der ganzen Gemeinde, und hatte Recht.

Ich bin selbst Jahre lang in dem Irrthume gewesen, mir zu Dienstboten immer Solche auszusuchen, die wegen ihrer

Capacität in der Schule berühmt waren und bin jedesmal betrogen worden, — sie waren faul in ihrem Geschäft, praktisch ganz unbrauchbar, merkten und begriffen garnichts, aber hochmüthig, Prahlhänse und bisweilen Galgenvögel waren sie.

Jetzt nehme ich nie einen sogenannten Klugen, sondern immer die ruhigen, die sich sonst gut aufführen, aber von der Schulweisheit durchaus nichts begreifen können, diese sind praktisch und merken und begreifen alles, was sie sehen, nicht aber, was ihnen vorgeredet wird.

Wie ist dem abzuhelfen? nicht anders, als daß die Religion wieder zur alleinigen Grundlage des Schulunterrichts gemacht wird, daß jeder Mensch wieder lernt: Du sollst lieben Gott Deinen Herrn und Deinen Nächsten als Dich selbst; Du sollst nicht tödten, Du sollst nicht stehlen, Du sollst nicht ehebrechen; Du sollst nicht begehren Deines nächsten Gut. — Was ist es mit den Verbrechern, über die geklagt wird, was ist es mit den Demagogen und Revolutionsleuten anders, als daß sie begehren ihres Nächsten Gut! Wird das der Jugend wieder recht eingeprägt, so kann die auf dem Lande beinahe alle der Spitzfindigkeiten entbehren, die jetzt auf den Schulen gelehrt werden. Sie müssen in wenigen Dingen unterrichtet, aber mehr zur Erfüllung ihrer Pflichten, zur Treue und zum Gehorsam erzogen werden, weniger still sitzen und mehr arbeiten. Dies wird aber schwer halten, und die ganze gebildete und gelehrte Welt zu Gegnern haben, denn die jetzige Welt ist so, als ob die Schlange erst gestern gesprochen hätte:

Welches Tages ihr von dem Baume der Erkenntniß esset, so werden eure Augen aufgethan und ihr werdet sein wie Gott.

Worauf sie denn den Baum anschauen, daß er lieblich anzusehn wäre und ein lustiger Baum, weil er klug machte, und nehmen von der Frucht und essen.

So ausgezeichnet schön und treffend wir diese Darstellung auch finden, so können wir es nur um so dankbarer erkennen, daß sie für Pommern noch nicht ihre volle Anwendung findet,

was wir besonders den vielen wahrhaft gebildeten, bescheidenen und christlich gesinnten Männern zu danken haben, die für unsre und an unsern Seminaren auf einem religiösen Fundamente fortgearbeitet haben. Wie viele tüchtige Lehrer sind nicht auch aus unsern Seminaren hervorgegangen, wenngleich nicht zu leugnen ist, daß fast allen etwas von diesen Uebeln, die wir später näher bezeichnen werden, anklebt.

Ja, es ist nicht zu leugnen, daß dieser Dünkel, dieser Hochmuth doppelt unangenehm in die Augen springt, wenn er auf dem blankgescheuerten Präsentirteller einer oberflächlichen Bildung und Halbwisserei offen zu Tage liegt. Aber es wäre sehr verfehlt, ihn blos in und für die Seminare bekämpfen zu wollen, während er sich in allen Ständen in einem eitlen Drängen nach Oben hin auf vielfache Weise kund giebt. Wenn Schiller schon zu seiner Zeit über den falschen Studirtrieb seufzt:

O wie viel neue Feinde der Wahrheit, mir blutet die Seele,
Seh ich das Eulengeschlecht, das zu dem Lichte sich drängt.

So höre man die heutigen Klagen der Seminarlehrer, mit welcher tief wurzelnden Dünkelhaftigkeit ihnen die meisten jungen Leute schon zugeführt werden, und wie sie demnächst unvermögend sind, von den Dornen Trauben, und Feigen von den Disteln zu lesen.

Zur Abhülfe hat man Verschiedenes vorgeschlagen. Referent wird versuchen, in seiner Darstellungsweise etwas davon anzuführen:

a) Man suche den jungen Leuten auf den Seminaren begreiflich zu machen, welches unermeßliche Feld des Wissens noch bleibt, das ihr Fuß niemals betreten kann, ja, daß die mancherlei Fertigkeiten, die sie sich aneignen, noch nicht mal den Weg dazu bahnen, daß sie also z. B. späterhin nicht nöthig haben, den Prediger und Schulrevisor verächtlich anzusehen, wenn diese einige künstliche Rechnungen nicht ebenso schnell wie sie im Kopfe heraus bringen können u. s. w. Man lehre sie: wahre

Bildung ist eine Centripetalkraft, wer sie haben will, der sammle mit Schiller:

Der sammle still und unerschlafft
Im kleinsten Punkt die höchste Kraft!
Der Kern allein im schmalen Raum
Verbirgt den Stolz des Waldes, den Baum!

Falsche Bildung ist eine Centrifugalkraft, oder richtiger: eine vom Mittelpunkt der Oberfläche zu fliehende Schwachheit.

Wohl schwebte ob der Wasserfläche
Der höchsten Weisheit hoher Geist,
Und das ist eine Geistesschwäche,
Was man jetzt oberflächlich heißt.
Wer einmal sich auf's Meer begab
Fahr' auf des Wissens Grund hinab!
(Major von Chapuis, Chef des Culmer Cadettenkorps.)

Es ist dies dasselbe Meer, von dem ein persischer Dichter sagt:

In den Abgrund dieses Meeres,
Perlen zu gewinnen,
Stiegen Weise oft hinab
Doch es ließ sie drinnen.
(Tholucks Blüthensammlung.)

Und noch besser ein christlicher Dichter:

Ich will anstatt an mich zu denken,
In's Meer der Liebe mich versenken.
(Gerhard Terstegen.)

Aus der Weite und Tiefe des Meeres heraus soll allein der Schaft heraufgeholt werden, mit dem das wahre Wissen gehandhabt wird!

b) Um den jungen Leuten für die Bescheidenheit etwas zu Hülfe zu kommen, so menagiere man ihre Prüfungszeugnisse. Kein Seminarist erhalte hinfort mehr Nr. I., damit sie immer daran erinnert werden, daß diese Nummer die akademische, ja jede höhere Bildung bedeutet, die für einen Schüler des Seminars als solchen unerreichbar bleibt. Ja, es sei noch einmal gesagt, man zeige ihm dies, „Nr. Keins" in seiner Er=

habenheit in weiter Ferne, und der große Abstand, den er von der Akademischen Gelehrsamkeit empfinden muß, wird ihn zur Demuth reizen. „Diese Demuth gewinnt der Schüler nie, wenn er die Gipfel, von denen er absteht, nicht in ihrer Unersteiglichkeit selbst erblickt hat", sagt Dr. Leo in seiner Schrift über die Universitäten.

c) Eine wahre, lebendige und ungeheuchelte Religion, ohne Affectation und Ziererei, ohne viel Worte und ohne Langeweile, ist das hauptsächliche, das wahre Bildungsmittel für alle Stände. Ohne sie ist jeder Bildungsversuch nur eine Mohrenwäsche.

d) Die neue Lehrmethode des Herrn Jaqueton, die durch die große Geschicklichkeit ihres Entdeckers so sehr viel Aufsehen macht, heißt: lerne etwas, wiederhole es beständig, beziehe alles darauf. Es ist aber wahrscheinlich diese Methode die mit Geist behandelte uralte, nur daß Herr Jaqueton ein Kapitel aus dem Télemaque des Fénélon nimmt, wir aber haben und behalten unsere Bibel!

e) Man lasse die Seminarschüler nicht vereinzelt in der Stadt wohnen, sondern bringe sie in ein Erziehungshaus zusammen und halte sie dort bei strenger Zucht und Kost in guter Ordnung.

f) Viel besser, als daß sie vereinzelt ihre Militairzeit abdienen, wozu doch nur Wenige gelangen, wäre es, wenn sie während des Seminarcursus von einem geeigneten Officier wöchentlich in einigen Stunden recht tüchtig durchexercirt und im militairischen Gehorsam geübt würden. Gerade in dieser demüthigenden militairischen Zucht lehre man ihren Körper die aufrechte Stellung: Brust raus, Kopf hoch!

h) So dankbar wir es auch erkennen, daß es Anstalten giebt, wo die Lehrer für unsere Schulen gebildet werden, so können wir es doch für gar kein Glück halten, wenn alle Landschulmeister diese Anstalten passiren müßten: Man stelle z. B. auch gediente und verdiente Unterofficiere, die ja auch bei den

Regimentern eine gute Gelegenheit zur Ausbildung haben, besonders bei den Armenschulen der kleinen Städte an. Sie werden am ersten diese verwilderte Jugend zum Gehorsam bringen.

Ist Gehorsam im Gemüthe
Wird nicht fern die Liebe sein!

i) Da wir Preußen nun einmal einen friedliebenden Kriegerstaat bilden, der immer sein Schwert wetzt, um es womöglich nie nöthig zu haben, den Feind die Schärfe desselben fühlen zu lassen, so bereite der Lehrer auf eine unaffectirte Art bei der männlichen Jugend die militärische Bildung vor. Statt anderer fernliegender Dinge, die nur aufblähen, lehre man in den Schulen die Anfangsgründe des Militairdienstes. Man erkläre die gebräuchlichsten militairischen Ausdrücke und gebe diese etwa als Schulvorschriften. Sie sind wenigstens ebenso gut als: „Bildung erwirbt Anspruch auf Achtung".

Die Geschichte des Alten Testaments giebt Gelegenheit etwas vom Kriege selbst zu sagen. — Auch nehme der Lehrer mit der Jugend leichte Exercierübungen im Freien vor, er lasse sie in Glied und Takt sich bewegen. Ueberhaupt bringe er die Jugend so weit, daß man nicht mehr nöthig hat die Rekruten gleichsam wie die Affen in Pechstiefeln einzufangen. Soll es aber nicht etwas Ertödtendes und ganz Verfehltes werden, so rathe ich abermals, der Lehrer dringe selbst in den Geist des preußischen Exercitiums ein, welches nichts anderes ist, als eine angewandte, in Fleisch und Blut verwandelte Mathematik: Lineale verschlucken und gut verdauen!

k) Zur Belohnung lasse der Lehrer die Kinder zuweilen unter seiner Aufsicht spielen. Er lehre sie noch andere Spiele, als die beiden einzigen bis jetzt in Pommern bekannten „es hakt eener hinten uz" und Sauball. Die Kindern lernen bei einem eifrigen Spiel mehr, als bei den sogenannten Verstandesübungen und bei einer schlechten Sokratischen Catechisation. Gerade in dieser Freiheit übe man den Gehorsam; denn die

Kinder lernen, daß sie auch außer der Schule ihrem Lehrer Achtung und Gehorsam schuldig sind. — Wahrhaft musterhaft sind gerade in dieser Beziehung die zahlreichen Kleinkinderschulen in Berlin und an anderen Orten. Es ist eine wahre Freude dort die von Glück strahlenden Gesichter dieser gehorsamen Kinder zu sehen.

l) Sonntagsschulen sind für die erwachsene Jugend in den Städten, besonders für Handwerksburschen — deren Sonntagnachmittag entweder der bittersten Langenweile, oder wegen des horror vacui dem Schnapsladen anheim fällt — gewiß eine große Wohlthat. Sie lassen sich aber durch keine menschliche Gewalt erzwingen.

m) Auf den Seminaren und allen Schulen bringe man die gymnastischen Uebungen wieder in Gang. Hierin liegt oft ein großes Heilmittel für die Klüglinge und Vielwisser. Diese sind gewöhnlich körperlich schwach und mancher ist durch beschämende Prügel auf dem Turn- und Spielplatz von seiner Dünkelhaftigkeit geheilt und die Nase in den gehörigen Winkel mit dem Horizont herunter gedrückt worden. Auch die allzu steifen Halsbinden verlieren hier ihre Spannkraft, die Vatermörder ihre Mordluft!

Aber man vermeide die Fehler des Turnwesens! Man würdige nicht die Seele zu einem bloßen Unterfutter des Leibes herab, sondern bilde den Leib zu einem guten Futteral für die Seele!

Summa: es wäre eine sehr traurige und eine sehr schiefe aristokratische Gesinnung der oberen Stände, wenn sie etwa alle Bildung für sich allein in Anspruch nehmen wollten. Aber es muß eine jedem Stande eigenthümlich zukommende, eine wahre Bildung sein, wobei der Mensch in großer Bescheidenheit im Schweiße des Angesichts sein Brod ißt. Dies hat sich am schönsten in den ersten Christengemeinden gezeigt.

Gern wird unsere geehrte Obrigkeit unsere Bitten berücksichtigen, wenn wir die Zerrbilder einer falschen Aufklärung zurück-

weisend, für unsere Jugend wahre Bildung verlangen. Sie muß es aber auch fühlen und wissen, daß unsere Schulen uns wahrhaft am Herzen liegen, daß wir sie nicht in stumpfer Gleichgültigkeit seitwärts liegen lassen, oder etwa blos gegen ein gesteigertes Schulwesen protestiren, weil es uns sauer ankommt neue Schulhäuser zu bauen, Subsellien, Tafeln und Schulbücher zu kaufen. Denn die Dummheit ist bekanntlich auch ein Laster; die Dummheit, die Rohheit, die psychische Erdenklebrigkeit.

Aber Moral:

Vernunft, was man nie leugnen mußte,
War je und je ein nützlich Licht.
Indeß was sonsten sie nicht wußte,
Das wußte sie auch sonsten nicht.
Nun sitzt sie breit auf ihrem Steiß.
Und weiß nun auch, was sie nicht weiß.

Religion war hehre Gabe
Für uns bisher, war Himmelsbrod
Und Menschen gingen drauf zu Grabe,
Sie sei und komme her von Gott.
Nun kommt sie her, weiß selbst nicht wie,
Man saugt nun aus dem Finger sie. (Claudius.)

Am Gelde hängt,
Nach Gelde drängt
Doch Alles!
Ach wir Armen!

Dieser ängstliche Klageruf aus Goethe's Faust führt uns endlich zur materiellen Nachtseite der Menschenschau, zum Armenwesen.

Wer sich nicht zu weit vom Schooß der Erde und ihren unmittelbaren Früchten entfernt, verhungert so leicht nicht. Wenigstens können wir für Pommern dreist behaupten, daß, wo der Gutsherr nur einigermaßen selbst das Leben hat, da giebt es wohl nur selten wirkliche und unverschuldet nothleidende Familien, die nicht täglich 2 bis 3 warme Mahlzeiten, im Winter ihren warmen Ofen hätten. Damit sind wir aber

nicht zufrieden. Wir können und dürfen es aber auch fernerhin nicht leiden, daß es in unseren kleinen benachbarten Städten solche giebt. Nichts ist herzloser und unfruchtbarer, als wenn wir den zahlreich andringenden Stadtarmen einige durch die Macht des unerträglichen Geilens abgerungene Almosen hinstreuen und dann die Thür vor ihnen zuwerfen. Und doch sind wir dazu gezwungen, wenn wir nicht daran arbeiten, dem Uebel gründlich abzuhelfen. — — Es ist nicht zu leugnen, daß gerade die kleinen Städte in neuerer Zeit ganz besonders durch den Zeitgeist verwüstet sind, durch einen Zeitgeist, der z. B. aus der Gewerbefreiheit alsobald eine Gewerbefrechheit gemacht hat, die in ihrem Gefolge so namenloses Elend mit sich führt. Wir halten es darum auch für vergeblich, alles von einer neuen auch von der besten Gesetzgebung zu erwarten, wenn die Menschen, für die die Gesetze bestimmt sind, nicht selbst besser werden wollen. Die Liebe muß uns treiben selbst Hand an's Werk zu legen, dann wird uns unsere geehrte Obrigkeit schon helfend und schützend durch Gesetze zu Hülfe kommen.

Referent erlaubt sich zunächst für das Armenwesen seinen geehrten Standes- und Gewerbesgenossen zur Abhülfe des gegenwärtigen Nothstandes einige Rath- und Vorschläge auf's Dringendste an's Herz zu legen.

a) Nur solchen städtischen Armen können wir vorzugsweise helfen, wo die Bürgerschaft selbst zeigt oder zeigen will, daß es ihr wahres Anliegen ist, den Armen zu helfen.

Den Städten, die ihre besoldeten Aemter gern dem Mindestfordernden überlassen, die damit zeigen, daß sie überhaupt keinen Gemeinsinn haben, ist schwerer zu helfen; sie müssen erst durch Schaden klug werden.

b) In jeder Stadt sollte, wenn auch nicht ein Arbeits- und Zwangshaus, doch eine Arbeitsanstalt und Zwangsgelegenheit sein, wo Bettler und Trunkenbolde zur Arbeit gedungen, gedrungen und gezwungen werden. Dies ist auch schon darum

unerläßlich, um fremde Vagabonden von Städten mit geordnetem Armenwesen abzuhalten.

c) Jede Gemeinde ist verpflichtet, die herumstreifenden Bettler aufzufangen und per Transport an die Zwangsanstalten abzugeben. Wer dies unterläßt zahlt Strafgeld und doppeltes Strafgeld der, der diesen Bettlern wohl gar etwas giebt. Die Gensdarmen werden demnächst mit erneuertem Muth ihren Pflichten genügen und die Vagabonden jeder Art aufgreifen. Sie werden außerdem darauf sehen, ob etwa eine Dorfgemeine gegen obige Ordnung verstoßen hat und die Strafbaren sogleich anzeigen.

d) Die Oertlichkeit muß entscheiden, wie diese städtischen Zwangsanstalten einzurichten sind. Um diese Leute an Zucht, Ordnung und Reinlichkeit zu gewöhnen, wird ein eigens dazu bestimmtes Haus, wo sie unter strenger Aufsicht arbeiten und beköstigt werden, gewiß große Vorzüge haben. Aber dieses wird immer, als zu klein, dem Bedürfniß nicht ganz entsprechen. Auch ist es nicht leicht, hier zu Lande immer einträgliche Hausarbeit anzuschaffen. Aber auch außerhalb dieses Hauses können die Unterstützungsbedürftigen zur Arbeit gezwungen werden. Es wird Controlle über ihren Wandel geführt und dafür gesorgt, daß das Verdiente nicht versoffen werden kann. Aus dem zu bildenden Reservefond werden die wirklich Gebesserten nachhaltig unterstützt u. s. w.

e) Wir müssen es uns auf unseren Gütern angelegen sein lassen, daselbst den städtischen Armen Feldarbeit zu verschaffen.

f) Die Cantoncommissionen müssen dringend gebeten werden, die städtischen Candidaten der Arbeitslosigkeit, die werdenden Vagabonden zu beaufsichtigen. (Die schon fertigen Vagabonden können beim Marschiren nicht mehr Schritt halten!)

g) Gern werden wir statt der bisherigen Almosen einige Naturalien an Getreide, Holz, Kartoffeln u. s. w. den städtischen Arbeitsanstalten zuführen. Wenn jedes Gut, jede Bauern=

gemeinde nur etwas thut, so ist das Aufzubringende für eine gründliche Abhülfe nicht unerschwinglich.

h) Wir lassen, besonders auch um den Gemeinsinn zu beleben, unsere Tagelöhner und Dienstleute den 3. Ostertag für die Stadt, den 3. Pfingsttag für die Dorfarmen arbeiten, oder auch umgekehrt.

i) Ein Landmann nimmt an den Berathungen der städtischen Armenkommission Theil, zur Mitberathung über Vertheilung der ländlichen Gaben.

k) Diese Gaben bleiben eine freie Liebesgabe und dürfen nie zu einer Abgabe als Loskauf der Bettelei herabgewürdigt werden. Fest bleibt der Grundsatz, daß jede Gemeinde ihre Armen selbst versorgen muß. „Und wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen".

Wird unsere Beihülfe wesentlich gemißbraucht, werden unsere Gaben an Faulenzer, Trunkenbolde und dergl. verschwendet, so fallen sie alsobald fort.

Daß jedem Gliede der Gesellschaft das Unentbehrliche soll gegeben werden, gebietet erstlich die Kirche ihren Gemeinen und Diakonen, zweitens der Staat seinen Communalen und Communalarmenpflegern; das gebietet die Bibel und das Landrecht. Wenn wir ihren Geboten und Gesetzen treulich nachkommen, wenn wir es mit vollen Herzen und in herzlicher Gemeinschaft thun; so protestiren wir aber auch entschieden gegen jeden zwangsmäßigen Eingriff in unser Privateigenthum, gegen jedes Armen-Steuersystem, wie es z. B. H. Diesterweg im Geiste einer St. Simonistischen Gleichmacherei allen Staatsbürgern auferlegen will. Wir denken etwa folgendermaßen:

„Die schamlose Werkheiligkeit dieser Zeit, die Muhamedanische Plumpheit, womit man glaubt den Einlaß in den Himmel für ein paar Almosen zu erhalten, soll allerdings aufhören. Man soll nicht gleich an seine eigene Erhabenheit und Größe denken, wenn man etwas für die Armen thut. — Doch bei der größten Demuth unterscheidet der Geber immer zwischen

der Wohlthätigkeit und der bürgerlichen Schuldigkeit. Nach der Seite der einzelnen Unterstützenden ist die Schuldigkeit bürgerlich geworden, nach der Seite der Unterstützten ist sie himmlisch, d. h. Wohlthätigkeit geblieben. Und warum? Weil wir zur Gütergemeinschaft nicht gereift sind, weil die bürgerliche Gesellschaft nicht vorherrschend oder durchgehends aus christlich gesinnten Menschen besteht. So lange müssen wir mit der Gütergemeinschaft die vom Himmel ist und sich vorbildlich in den apostolischen Gemeinden gezeigt hat warten, bis die Erkenntniß des Herrn durch die Gemeinde wogt, bis die Liebe Christi alles ergreift und Gerechtigkeit vom Himmel regnet. Nur alsdann, wenn alle treubrüderlich und grundehrlich für das Ganze leben und kein Träger und Trüger in der Gemeinde ist, ist die Gütergemeinschaft ein Segen. Keine Sittenpolizei, wie sie H. Diesterweg vorschlägt, könnte einstweilen die Gesellschaft schützen vor dem Fluch maßloser Anforderungen betrügerischer, verschwenderischer, fauler Menschen, wenn alle als eine Schuldigkeit von der Gesellschaft fordern könnten, sie immer wieder, so oft sie sich in Noth und Elend gestürzt haben, ins Niveau zu setzen mit den Sorgenfreien. Selbst in einem einzigen Hause kann ein einziges Kind soviel dahin nehmen, daß die Gütergemeinschaft der Geschwister suspendirt werden muß. Armuth und Reichthum sind Barometer geistiger Verhältnisse in materieller Erscheinung! Ist es nicht also, daß die Einen durch ihre Art zu sein in der Materie unverhältnißmäßig dick werden, die Andern unverhältnißmäßig abmagern? Beides geschieht nun sowohl im körperlichen wie im bürgerlichen Leben. Nun, wir wollen Diejenigen nicht loben, die eine schlimme Aufgabe haben in äußeren Gütern so schnell fett zu werden. Sie gehen so kurzathmig durch's Leben und sind von Schlagflüssen stets bedroht. Wir wollen aber auch diesen Dicken nicht zumuthen, daß sie mit den Schwindsüchtigen in einem Bett liegen sollen, bis sie selber die Schwindsucht bekommen. Man spanne doch nicht die Geizigen und Verschwender an ein Joch! Der

Eine wird dadurch zehnmal schlimmer geizig, der Andere zehnmal mehr Verschwender und beide entgehen der eigenthümlichen Strafe, die Gott für sie ausgeprägt hat. Man denke auch nicht so eifersüchtig, der Jammer der Welt komme allein daher, daß so viel Geld in den Kasten der Reichen müßig liege. Nein, das ist zu viel Ehre für sie! Wie viel Silber hat stets in den tiefen Bergen gelegen und liegt noch jetzt darin. Glückliche Geschlechter sind an den großen verschlossenen Schränken der reichen Herren vorübergehüpft und darbende Geschlechter haben vor den aufgeschlossenen Schränken gestanden, — seufzend mit Silber beladen. — Das Geld ist allerdings ein Cultur- und Lebensmittel. Aber man sollte die neue Zeit nicht blos anbahnen durch Geschrei über Geldnoth der Armen, sondern auch dadurch, daß man ihnen die Segensquellen öffnet, die unentgeltlich fließen. Gegen den Schmutz der Armen hilft z. B. nicht Geld, sondern Wasser! Gegen die moralische Verwüstung der Armen hilft nicht Geld, sondern Gottes Wort. Gegen die Schrecknisse der Völlerei hilft nur ein schwerer Steuerfuß, der die Brennereien etwas niedertritt. Gegen die Brodnoth solcher Armen, die ihr Geld vertrinken, hilft nicht Geld, sondern Brod; Brod, Zucht und Arbeit. Gegen die Noth der Wittwen und Waisen hilft kein hingestreutes Geld, kein Vorschuß kaltblütiger Philanthropie, sondern ein volles gerütteltes und geschütteltes Maß thätiger christlicher Barmherzigkeit, die da tröstet indem sie hilft, die da hilft mit dem erfinderischen Genie, das allein der christlichen Liebe eigen ist. Und gegen die Noth arbeitsscheuer Müßiggänger hilft nur — der Mangel! Es ist freilich sehr schön und wünschenswerth, wenn die Reichen viel hergeben für ihre armen Mitbrüder. Wenn sie es nicht thun, das ist schlimm für sie: wie schwer werden solche Reiche in das Reich Gottes kommen! Aber wir wollen nicht so materialistisch denken, als müßte alle Hülfe für unsere Armen kommen von ihrem Gelde. — Es giebt einen Segen des Glaubens, der Liebe und Wohlthätigkeit, welcher wunderbar ist!

Mögen aber auch die Armen die Bedingung des Segens erfüllen lernen. Und mögen alle Wohlgesinnten ihre Christenpflicht thun, gewiß kann und muß viel mehr geschehen, als bisher geschehen ist.

Als Gesammtmoral aller einzelnen Artikel und zur Vermeidung mancher Mißverständnisse, fassen wir den Schluß folgendermaßen zusammen und sprechen mit Matthias Claudius:

Zufrieden frisch und fröhlich sein
Ist allemal das Beste,
Die Menschen aber, groß und klein,
Sind wunderliche Gäste.
Anstatt nur nach der Uhr zu sehn
Will mancher selbst den Zeiger drehn.

Und wenn ein Jeder am Zeiger dreht
Und's große Wort will führen,
Dann Alles die Kreuz und die Quere geht —
Drum muß nur Einer regieren.
Und weil der Eine mit Weisheit fährt,
So ist er all' unsrer Liebe werth!

Ja die armen, armen Leute jenseit des Rheines beneiden wir nicht um ihren morschen Besenstiel, ihren hölzernen Freiheitsbaum, der vertrocknet eingepflanzt, nimmer Frucht und Schatten geben kann.

Ja:

Uns ist und bleibt der Scepter viel
Euch lassen wir den andern Stiel;
Wir fürchten Gott wie Petrus schreibet
Und ehren unsern König hoch.
Was Wahrheit ist und Wahrheit bleibet
Im Leben und im Tode noch,
Das ist uns heilig, ist uns hehr;
Ihr Fasler, faselt nicht zu sehr!

Der Censor der pommerschen ökonomischen Gesellschaft
Abtheilung Regenwalde
von Thadden auf Trieglaff.

G.

Der Schacher mit Rittergütern.

Vorgetragen in der General-Versammlung der Pommerschen ökonomischen Gesellschaft, am 10. Mai 1842 zu Cöslin.

Neulich traf ich in Berlin einen Meklenburgischen Gutsbesitzer, der mir erzählte, daß er genöthigt sei, eins seiner Güter zu verkaufen, weil er es wegen großer Ab- und Ungelegenheit nur mit Nachtheil bewirthschaften könne, wie er's aber jedenfalls nur an einen Ehrenmann verkaufen würde, von dem er erwarte, daß er seine dortigen Gutseinsassen auf die rechte schickliche und bisherige Weise behandeln werde. Das fiel wie schöne Harmoniemusik in die Seele und erzeugte bei mir den Gedanken, für diese geehrte Versammlung noch einmal einige Principien unseres gutsherrlichen Berufs anzuregen, indem ich einen hauptsächlichen Abweg und Mißbrauch zur Sprache brächte, ich meine — den Güterschacher!

Es bedarf dazu nicht sehr vieler Worte. Denn von einer sehr ehrenwerthen Feder*) sind in neuerer Zeit Vorschläge ausgegangen, wie aus den Trümmern des Lehnwesens, aber aus dem noch immer edlen und festen Material dieser Ruine sich ein neues Gebäude aufführen lasse, in das der Stand der Pommerschen Ritterschaft einziehen kann, um dem stürmischen Wechsel der Jahrhunderte Trotz zu bieten; eine lebendige Mauer zur Vertheidigung von Thron und Heerd, eine Behausung für

*) Aufsatz des Landschafts-Directors v. Below auf Reddentin.

den lebenathmenden Geist, der selbst in beharrlicher Stellung ein Träger für den besten und organischen Zusammenhang aller Stände wird. Denn:

„Ob alles im ewigen Wechsel kreist,
Es beharret im Wechsel ein ruhiger Geist.“

In wie fern die desfallsigen Vorschläge ausführbar sind, mögen die beurtheilen, die mehr in das Wesen der Sache eingedrungen sind.

Aber alle Gesetzgebung ist vergeblich, wenn ihr nicht ein thatkräftiges Leben entgegen kommt. Alle diese Gesetze sind todtgeborne Kinder, oder lahmgeboren erliegen sie alsbald dem Stecken des Treibers, wenn nicht erhaltende Liebe den Lebensodem erweckt und bewahrt. Wenn wir nicht unsere obrigkeitliche Würde -- unsere geschäftete Herrlichkeit — in ihrem ganzen Umfange begreifen, wie können wir uns wundern, wenn die Zeitungsschreiber unermüdlich bemüßigt sind, um uns bald die Jurisdiction, bald die Polizei, bald das Kirchen- und Schulpatronat zu nehmen, und auf jegliche Weise unsere Landstandschaft einengen wollen, um uns wo möglich lediglich auf die Gesellschaft der grasfressenden Thiere des Feldes zu beschränken, in welche kriechende Carriere Nebucadnezar bekanntlich erst zurücksank, als er aller seiner Würden entkleidet war. Also nicht etwa mit Vieren zu fahren, sondern auf allen Vieren zu kriechen, das ist es, was unsere Gegner uns zugedacht haben!

Wir verdienen aber, daß man uns die Reichskleinodien nimmt, wenn wir selbst das Rittergut zu einer Handelswaare herab **sinken lassen.** Wo bleibt beim Güterschacher das oberherrliche und väterliche Verhältniß zwischen dem Gutsherrn und seinen Einsassen? Ja, es bedarf keiner großen Auseinandersetzung, da es zu Tage liegt, wie dadurch alle Verhältnisse gelockert und aufgelöst werden. Wer übrigens sein Rittergut ganz allein als Erwerbsquelle betrachtet, wer z. B. seinen Jährlingsstall täglich, seine Dorfschule niemals,

den Viehmarkt immer, den Kreistag nimmer besucht; wer auf den sauren Arbeitsschweiß seiner Tagelöhner lospreßt und ihnen dann nicht mal zur rechten Zeit den wohlverdienten Lohn giebt, wer einen treuen Arbeiter, weil er funfzigjährig wird, gern über die Grenze schickt, wer seine Leute, directe oder indirecte, zwingt des Sonntags zu arbeiten u. s. w. der, — und wenn er auch noch so adelig titulirt ist — der thut sehr wohl, sein Gut an einen wirklichen Rittergutsbesitzer zu verkaufen, und dafür in dem Theil des freien Nord-Amerika eine Plantage zu erwerben, wo sogar die Damen statt des Fächers stets (für die Sclaven) einen Kantschuh bei sich führen.

Den Einzelnen soll übrigens keine Beleidigung treffen, da wir alle die Schuld tragen. Nur durch diese gemeinsame Schuld ist es möglich, daß z. B. noch ab und zu Rittergüter an jüdische Glaubensgenossen verkauft werden, sogar an solche, die sie nachher ellenweis auseinander messen. Ferne sei es von mir, dieses unglückliche Volk zu schmähen. Vielmehr ist es sehr zu beklagen, daß dies einst vornehmste aller Völker, von dem alles Heil gekommen (Joh. 4, 22), vor dessen Adelsdiplomen alle andern zurückweichen müssen, nicht mit der dem Unglück gebührenden Achtung behandelt wird. Wer setzt sich nicht gern im Geist zu Bendemanns trauernden Juden „an die Wasserflüsse Babylons, die da weinen, wenn sie an Zion gedenken!" — Denn wer hoch steht, kann um so tiefer fallen. Aber so lange der selbstgefällte Urtheilsspruch: „sein Blut komme über uns und unsere Kinder" durch das prophetische Wort erfüllt wird, daß sie überall zerstreut und ein „Spott- und Sprichwort aller Völker sind" (5. Mos. 28, 37; 5. Mos. 4, 26, 27; 1. König. 9, 7), können und dürfen sie nicht über Christen herrschen, und es ist darum auch Unrecht, ihnen ein Rittergut zu verkaufen. Die Toleranz und Langmuth des Staats in dieser Beziehung ist darum noch keine rechtliche Billigung. Die Juden mögen die Freiheit behalten sich Rittergüter zu kaufen, uns erlaube man einstweilen, die

selbsterwählte Schranke, ihnen keine zu verkaufen. — So lange sie in dem von ihnen Hingerichteten nicht ihren Messias erkennen, bleiben sie ausgeschlossen von den herrschenden Genossenschaften des christlichen Staats, wenn gleich nicht zu leugnen ist, daß die Nichttheilnahme des jüdischen Volks an den uns geschenkten Heilsgütern und ihren irdischen Segnungen eine schmerzliche und schmachvolle Schuld einer theils lasterhaften, größtentheils aber lauen, jedenfalls zu gleichgültigen Christenheit ist und bleibt.

Ja, scheinbar ganz ungehörig für eine landwirthschaftliche Versammlung und doch nothgedrungen sind wir hier ganz in das religiöse Gebiet hineingerathen. Nur zu leicht könnte es in einigen, in dieser Beziehung meist unwissenden Zeitungen heißen: in Pommern macht sich der Pietismus schon so breit, daß er anfängt in den Vereinen praktischer Landwirthe seine Sachen auszukramen! Es sei mir daher erlaubt, hier einige erläuternde Worte einzuschalten. Man mag den allerdings dringend nothwendigen materiell-praktischen Zweck unserer Gesellschaft festhalten so viel man will, immer bleibt doch der Mensch das erste und zwar ein lebendiges Gutsinventarium; die Seele, mindestens als Unterfutter des Leibes, kann ihm nicht abgesprochen werden, — das führt auf Moral und alle wahre Moral kommt von Oben!

Diese Motive sind auch immer in unserem Verein rege gewesen, und haben einer bloß materialistischen Richtung, der „schorfigen Kartoffel“ und ihrem unparadiesischen Gefolge, — wenn auch nicht immer siegreich — das Gegengewicht gehalten. Der hochverehrte Präsident unsers Vereins,*) dem es oblag, alle Richtungen zu vertreten, hat mit der ihm eigenthümlichen reichen und in jeder Beziehung ausgezeichneten Gabe, auch dies ganz in Sonderheit festgehalten und „selbst auf Dinge, welche

*) Geheime Ober-Regierungsrath v. Beckedorf, Director des Landes-Oeconomie-Collegiums.

nur im Schein zu bestehen schienen, immer den Glanz einer höheren Ansicht und eines edleren Strebens gelegt.“ (S. E. M. Arndt über den Minister Stein.) Gern sehe ich ein, daß auch dies Maaß und Schranke haben muß. Und wie ich meine Freiheit behaupte, speciell die moralische Richtung mitunter etwas plump und handgreiflich zu vertheidigen, indem ich bei der Vertheidigung auch einige Ausfälle wage, so achte ich eben so sehr die Freiheit Anderer, etwas, das ihnen als ein unangenehmes Extrem entgegen tritt, von sich abzuweisen. Da es aber zur Abweisung solcher scheinbaren oder wirklichen Zudringlichkeiten für jetzt noch unserem Verein an einem schicklichen Organismus fehlen mag, und besonders wegen der vorerwähnten persönlichen Beziehung, werde ich gern bemüht sein, mich in meinen moralischen Deduktionen auf ein Minimum zu beschränken, ja mich bestreben, meine Argumente möglichst aus der Heidenwelt zu entlehnen.

Wie traurig ist es, wenn man jetzt hört, daß die Besitzer alter Familiengüter ihren Grundbesitz in Frage stellen! Ja, als ob Krone, Scepter und Reichsapfel nur so viel Werth haben, als ihr Metallgewicht nachweist, hört man jetzt sagen: Wenn mir einer 50, — oder 70, oder 90, oder 100 000, oder 2 — oder 300 000 Rthlr. giebt, so weiß ich doch nicht, was ich thue! — Damit Sie übrigens sehen, meine Herren, daß hier gerade kein Pharisäer predigt, bemerke ich bescheidentlich, daß ich selbst schon mal in einem schwachen Augenblicke solche thörichte Aeußerung gemacht habe. Ohne Ruhm zu melden, füge ich jedoch hinzu, daß ich mich alsogleich eines Bessern besonnen habe.

Die Völker machen heut zu Tage an ihre Fürsten die unverschämtesten Prätensionen. Die Fürsten sollen ihnen das Verbum „Glücklich machen“ bis zum Plusquamperfectum vorconjugiren. Die Unterthanen wollen aber dabei möglichst zusehen, ganz ruhig ihre Cigarren rauchen, klug reden, und wo möglich durch eine geschwätzige und ränkesüchtige Deputirten-

kammer eingreifen, wenn nach ihrer Meinung in dieser Conjugation einige Fehler vorfallen. Dies bildet denn, wie jedermann weiß, oder doch wissen könnte, die Constitution,*) oder das Beglückungssystem mit gestohlenem Leder. Nur daß diese zertretenden Volksvertreter gewöhnlich darin hinter ihrem Schutzpatron dem h. Crispin zurückbleiben, daß sie die Schuhe für den wirklichen Fortschritt gar nicht geben, oder doch sehr theuer bezahlen lassen. — Die Völker wollen ihren Fürsten Lasten auflegen, die sie selbst kaum mit einem Finger anrühren. Obschon alles darauf losgeht, sich für einen bequemen Lebensgenuß den möglichsten Nettoertrag zu verschaffen, so würde doch jedermann in Entsetzen gerathen, wenn ein Fürst auf den Gedanken käme (nicht mal der Großtürke darf ihn mehr haben) eine Provinz z. B. an Rothschild u. Söhne zu verkaufen oder zu verpachten, welches Haus allerdings sehr anständige Baarzahlung leisten würde, da es vermöge einiger Quetschmaschinen einen sehr bedeutenden Nettoertrag aus einer solchen Provinz herauspressen könnte.

Aber mit dem Maaß, mit dem wir messen, soll uns doch billiger Weise wieder gemessen werden! Nun wahrlich, wir wollen in dieser bewegten Zeit den ritterhaften Grundbesitz nicht zu einem Magnet machen, der alles in Erstarrung des Todes zurück zieht. Grade aber für den bewegten Fortschritt muß man Ruhepunkte haben, — Ruhepunkte, an denen der Hebel der Bewegung angesetzt werden kann. Darum: man meide den Güterschacher!

---

*) Wir meinen vorzugsweise die französischen Machwerke jenseit des Rheins, und wollen nicht etwa die ständischen Verfassungen, die auf dem diesseitigen Ufer bloß den Namen Constitution führen, damit gemeint haben. Wir befinden uns nicht in dem Falle, besondere politische Weisheit, am wenigstens hier, vorzutragen, bemerken jedoch noch beiläufig, daß wir eben so sehr absolutistische Willkühr hassen, als wir standhafte Stände verehren.

Wer sich aber in dem unglücklichen Fall befindet, sein Rittergut zum Verkauf stellen zu müssen, der sehe sich seinen Nachfolger wenigstens genau an, ob das Eingeweide des Käufers auch irgendwie von einer Seele erwärmt wird, oder ob es nur ein vertrockneter Hering ist, dem die Seele gelegentlich herausgenommen werden kann, — ich meine, ob er im Stande ist über Menschen zu herrschen, die eine unsterbliche Seele haben, und nicht dahinten läßt „das Schwerste im Gesetz, nämlich das Gericht, die Barmherzigkeit und den Glauben!“ (Matth. 23, 23.) Wer aber Liebe des Nächsten in Handhabung von Recht und Gerechtigkeit beweisen kann, wenn in seinem bescheidenen Kreise nicht der Nettoertrag, sondern ein harmonisches Ineinander aller Verhältnisse die höchste Aufgabe seines Berufs ist, der wehre sich, so lange er kann, und behalte sein Rittergut. Nein, lieber den Schmachtriemen unter Hunger und Kummer etwas angezogen; das Herz sitzt dann um so fester in der Beletage des Körpers! Nicht der Magen, sondern die Brust soll die Mauer von Sparta sein! „Was würde der Pelopide Agamemnon sagen“, rief jener stolze Spartanische Abgeordnete, „wenn er hörte, daß Gelon und die Syrakuser den Spartanern ihre Oberherrschaft entrissen hätten?!“ Was würde der Pelopide Agamemnon erst sagen, frage ich, wenn er hörte, daß die deutsche christliche Ritterschaft ihre Oberherrlichkeit von sich stößt, an spekulirende Materialisten dahingiebt, um für den freiherrlichen Grundbesitz einige verrätherische Silberlinge einzuschachern.

Wenn übrigens wahrer ständischer Corporationsgeist unter uns herrschte, so würde auch niemand wagen, ohne die erforderlichen Eigenschaften ein Rittergut zu kaufen, weil er gewärtig sein müßte, sofort aus unserm Kreise verbannt zu werden. Ein solches Ausschließen von vornherein wäre auch wahrlich liberaler, als wenn dem Auszuschließenden erst bei Gelegenheit einer kreisständischen Versammlung durch Bezeich-

nung der Rückzugslinie — die Treppe abwärts*) — seine Nichtqualifikation begreiflich gemacht wird, und die Handlanger der Majorität erst auf der Festung Gelegenheit bekommen, über die unrichtige Zusammensetzung ihrer Genossenschaft gründlich nachzudenken.

Der Pest des Güterschachers muß also durch eine wohlgraduirte Quarantaine entgegengewirkt werden. Das Bedürfniß für eine ordentliche Reception stellt sich täglich mehr heraus. Mit dringendem Nachdenken müssen wir dahin trachten, daß z. B. Gutskäufer, die nicht schon wohlapprobirte oder angeerbte Rittergutsbesitzer gewesen sind, nur gradatim, und bis ihre Qualifikation gehörig nachgewiesen ist, in die gutsherrlichen, kreis- und landständischen Rechte hineinwachsen. Gewiß wird dieser fundamentale Gegenstand auch von unseren Landtagen beherzigt werden!

Man würde mich übrigens sehr falsch verstehen, wenn man meinte, daß ich das Rittergut nur für eine alleinige bevorzugte Kaste in Anspruch nehmen wollte. Wahrlich die treue Liebe des „göttlichen Sauhüter Eumäus" die dem „großen Dulder Odysseus" nach langer Irrfahrt von Troja sein Königreich Ithaka kämpfend eröffnete, ich sage die hochadelige Liebe und Treue dieses geringen Mannes**), wiegt ebenso schwer, wie die reife Frucht von Stammbäumen gepflückt, die, in fester Erde wurzelnd, ihre Krone zum Himmel emportragen. Nein jeder wahre Ehrenmann, der die Bedeutung des Standes, in den er eintritt, begreifen will und kann, soll uns von Herzen willkommen sein.

Es sei mir daher vergönnt auch diesen delikaten Gegenstand, das Verhältniß der sogenannten bürgerlichen zu den sogenannten adeligen Rittergutsbesitzern zu berühren, da jakobi-

*) Am Kreistage zu N. St. mußte leider ein schwer betrunkener Gutsbesitzer die Treppe herunter geworfen werden.

**) Homer, dieser krasse Aristokrat, läßt ihn bekanntlich doch aus einem königlichen Geschlechte abstammen.

nische Zeitungsschreiber sich ein Vergnügen daraus machen, beide Theile auf einander loszuhetzen. Nein der bloße **V**—enschwanz („das Wörtchen f—o—n“ wie jener sagt), thut es freilich nicht Wenn er auch vorzugsweise auf einem sonnigen Grundbesitz sein Farbenspiel entwickelt, so kann doch allein wahre Rittertugend diesen Farbenglanz echt machen und den Adel antreiben, auch außerhalb seiner Scholle, in allen Sphären, wohin König und Vaterland ihn rufen, „dem Herrschtalent den Herrschplatz zu erobern“. Allein über das inhaltsleere Junkerthum, das Jahn noch sehr gnädig als „die Herrn von Sonst, Bleibe und Rückwärts“ passiren läßt, über die Conservativen, die sich bloß selbst conserviren wollen — lacht man mit Recht und sucht statt dessen das Vollblut allein unter den vierbeinigen Creaturen.

Anderseits, wer einen Grundbesitz beherrscht, über den sich alle Tage das Himmelsgewölbe herabsenkt, bewohnt von Menschen, die ihr Auge nach oben erheben, darf und kann keine Sclavenseele haben. Vielmehr wird durch die alle Zeit sieghafte Gewohnheit des Herrschens aus solchem ritterhaften Grundbesitz ein Familenadel als eine Naturnothwendigkeit hervorgehen, wie dies sogar die Leipziger Allgemeine Zeitung nicht in Abrede stellt. Also noch einmal, mein Satz heißt: wer seinem Nächsten in wahrer Liebe dient, indem er sich in der siegreichen Gewohnheit des Herschens behauptet, der trägt den Adel in sich, und es wird ihm nicht schwer werden, sich in dem christlich germanischen Staat dafür auch die äußere Anerkennung (gleichviel mit oder ohne Titulatur) zu erwerben.

Wohl verstanden also, es gäbe kaum eine größere Dummheit, als wenn wir Rittergutsbesitzer auf andere Stände vornehm herab blicken wollten, da jeder Stand (so lange er nicht umgefallen ist), seine eigenthümliche werthvolle Stellung im Staate behauptet. Der Kaufmann z. B., der mit seinen Schiffen die fernen Meere umspannt, und dem ein anderes Reich zur Herrschaft angewiesen ist, würde uns auch von seinem Mast-

baum herab höhnende Blicke zurücksenden, wenn uns hier zu Lande noch die Nachklänge von „Pommerland ist abgebrannt“ um die Ohren summen.

Kein Billigdenkender wird den Pommerschen Rittergutsbesitzern vorwerfen, daß sie sich eigenmächtig oder übermüthig vor andern erheben. Ich muß vielmehr auf meine Behauptung mahnend zurückkommen, daß sie die wahre Würde ihrer Stellung zu wenig begreifen.

In einem frühern Aufsatz („Ueber Menschenschau unter Landwirthen“) haben wir andeutend behauptet, daß der König ein großer Grund- und Gutsbesitzer, der Guts- und Grundherr aber ein kleiner König ist, daß wir als getreue Unterthanen unsere fürstlichen Rechte — unser Alexanderthum — nur durch eine gehörige Beimischung von (etwa 99 Procent) Diogenes-Resignation ausüben, und daß wir daher auch nicht nöthig haben, den Respect vor unserm Landesherrn zu verlieren, weil es auch Schützen-, Wappen-, Zaun-, Schach-, ja Pik- und Treffkönige giebt.

Abermals sehen wir herab, ich sage, verächtlich herab, — aber nicht auf andere Stände — sondern auf die selbsteigenen Standesgenossen, die ihre Würde nicht gehörig zu würdigen wissen, die in selbsterwählter Niedrigkeit lediglich wie die Schlange a u f d e m B a u ch an der Erde kriechen und Staub fressen ihr Lebelang. Denn:

„Den schlechten Mann muß man verachten,
Der nie bedacht, was er vollbracht!“

Lassen Sie uns also, meine Herren, unsere Stellung als Rittergutsbesitzer fest im Auge behalten. Lassen Sie uns die Kleinodien behaupten, die zur Aufrechthaltung unseres obrigkeitlichen Amtes uns durchaus unentbehrlich sind. Niemand will und kann sie uns nehmen, wenn wir sie nicht selbst leichtsinnig beim Güterschacher 2c. in den Kauf geben. — Wenn aber die Strahlen des Königlichen Thrones auf die rechte Weise an unseren Verhältnissen reflektiren, wenn die Stimme unseres

Königs überall bei uns ihr Echo findet, dann können wir froh unsere Häupter emporheben, und mit schmerzlicher Verachtung auf die revolutionär-konstitutionellen Staaten blicken, deren Oberherren (?) die Sklaven ihrer Sklaven sind.

Im alten Rom sprang jener ritterliche Marcus Curlius in voller Rüstung in den jähen Abgrund, um das Vaterland zu retten. In der Waffenrüstung eines freien Gehorsams, getragen von Liebe und Treue, als freie Männer königlichen Sinnes sollen wir bereit sein, fertig und bereit uns in jede offene Spalte zu stürzen, aus der die giftigen Dünste der Revolution aufsteigen könnten; und der Abgrund wird sich schließen.

Zum Schlusse mögen hier noch einige Züge von dem Bilde eines deutschen Rittergutsbesitzers stehen, wie es etwa nicht ein Freund des Adels, sondern der verehrte E. M. Arndt, der wackere Vertheidiger des Bürger- und Bauerstandes, uns hinstellt. Es ist merkwürdig genug, der bekannte Staatsminister Freiherr von Stein, der als Staatsmann, gedrängt von der mächtigen Zeitidee einer mißverstandenen Freiheit, durch seine Gesetzgebung viel dazu beigetragen hat, den entfesselten Grundbesitz der Knechtschaft des Materialismus zu überliefern, der aber anderseits den großartigen Rittersinn, der ihn für Deutschlands Freiheit beseelte, aufs herrlichste in seinem Privatleben concentrirte, wozu die letzten 16 Jahre seines Lebens, die er in ländlicher Zurückgezogenheit zubrachte, reichlich Gelegenheit gaben. Es heißt von ihm in Arndt's Erinnerungen Seite 379 f. mit einiger Abkürzung: „Er fühlte seinen deutschen Ritter und den Stolz auf graue Ahnherren, alten Besitz und altes Geschlecht, aber er hatte diesen Ritter auch idealisirt. Ihm sollte der Edelmann sein, der Ewiggerüstete, der Immergewappnete, der durch Rath und That für König und Vaterland Wirksame; ihm sollte der Landherr sein, der tapfere, der einfache Landmann, der erste Bauer, ein Beispiel von Arbeit, Ordnung, Sparsamkeit, Zucht, mit der Hand und mit dem Kopf

und allen seinen Kräften, der Gemeine, dem Kreise und der Landschaft angehörend. Und so wahr, lebte und wirkte der Mann auch, streng in seinen Grundsätzen, einfach in seinen Sitten, enthaltsam und mäßig in seinen Genüssen, sparsam in seiner Haushaltung, im Kleinen schonend, gewinnend, erhaltend, damit er für große Zwecke stets viel zu verwenden hätte. Den Faulen, oder in der Eitelkeit und Zwecklosigkeit sein Leben hindämmernden Mann, den, der unter dem Schatten der Arbeiten und Verdienste der Ahnen bloß des nichtigen Genusses pflegte, verachtete Niemand mehr als er; den thätigen, geschickten, ausgezeichneten Menschen jedes Standes sah der stolze Ritter in freudiger Anerkennung immer als seinen gebornen Gleichen an; ja, so bescheiden war er, daß er sich jeden Augenblick unter jeden stellte, der ihn in irgend einer Sache, oder irgend einem Geschäfte an Einsicht und Geschicklichkeit übertraf. . . . Hätten nur alle Edelleute solchen Ritterstolz! Wenn sein Leben durch Thatkraft und Handeln bedeutend gewesen ist, so war sein Wirken durch Geselligkeit und Mitleben in den gewöhnlichen Verhältnissen, freilich auf eine unberechenbare Weise, viel bedeutender. Er konnte von einer Heiterkeit und Liebenswürdigkeit in der Unterhaltung und im Wortgefecht sein, die alles Frische und Geistreiche mit einem unwiderstehlichen Zauber fortrissen, wenn aus der übersprudelnden Feuerfülle sein blitzender Witz und seine muthige Laune überströmten; in ernster Stimmung aber, wenn von hohen Verhältnissen und Angelegenheiten der Menschheit, wenn von Gegenständen der Religion und Tugend, wenn von dem Vaterlande und seinem Heile geredet ward — mit welcher Macht ergoß sich dann dieses edle Gemüth für alles Schöne und Große, begeisternd für jeden, der irgend einen Funken dafür in sich trug! Bei diesen, bei so ernsten Unterhaltungen, erschien der ganze, tiefe und wehmüthige Ernst seines Wesens, das Hochtragische, das selbst in dem würdigsten Han-

deln und Wirken nimmer kein Genüge fand. Was geht hieraus hervor? daß der Feurige und Starke doch auch ein Milder war, daß er wie unten ein Mann des Muthes, so oben ein Mann des Glaubens war, daß in allem Irdischen und Menschlichen ihm tragisch immer die Endlichkeit und Vergänglichkeit vorschwebte. Daher war er in seinem innersten Wesen von Herzen demüthig und bescheiden, daher hatte er den Glauben, daß der Mensch nichts könne ohne Gott, daß auch der Weiseste und Größeste wenig ausrichte; daher war der Schmeichler und Heuchler, der Klügling und Dünkling, und jeder der ruhmredig das Seine sucht und sich auf Künste der List etwas einbildete, vor ihm verloren. Ja, Stein glaubte an eine göttliche Weltregierung; er glaubte als ein frommer Christ an seinen Erlöser, und baute alle seine Hoffnung auf die durch ihn gewonnenen und verheißenen unvergänglichen Güter. Er war ein gläubiger und fester Christ, darum war er auch ein dankbarer Sohn, ein zärtlicher Gatte und Vater, ein treuer Freund, ein streng sittlicher Hausherr und Hausvater, ein rastlos thätiger und arbeitsamer Bürger. — Ewig daure das Gedächtniß des deutschen Biedermanns! Frisch stehe seine Tugend vor uns! damit wir wissen, wie wir handeln und leiden sollen, wenn das Vaterland uns aufruft!"

H.

Discussions-Momente zur 73. Petition.

Vorgetragen in der 28. Sitzung des 9. Provinzial-Landtages von Pommern und Rügen.

1) Kein Mensch kann Richter über das Gewissen eines andern sein, — Gott allein ist Richter! Das schließt aber doch nicht aus, daß Einer den Andern nach besten Kräften vom Wege des Verderbens abzuhalten und auf den guten Weg zu leiten suchen muß. Die heilige Schrift enthält gerade darüber sehr deutliche Vorschriften. Insonderheit ist's aber Pflicht eines evangelischen Predigers, offenbare Sünder, die selbst durch Wort und Wandel alle Sinnesänderung ableugnen (Pommersche Kirchen-Ordnung Agende pag. 153 rc.) durch die von der Kirche gebotenen und von den Landes-Gesetzen unverbotenen Mittel nach besten Kräften vom Sakrament des Altars abzuhalten, wenigstens von allen kirchlichen Ceremonien abzurathen, die völlige Uebereinstimmung des Lebens in Wort und Wandel voraussetzen. Wer das leugnet ist ein Beförderer des geistlosen und todten Ceremoniendienstes und eventualiter des Aberglaubens, der Heuchelei und des Ablaßkrams.

2) Daß auch hier Mißbrauch möglich ist, ist nicht zu leugnen. Von eigentlichem hierarchischem Zwange kann aber hier zu Lande so leicht nicht die Rede sein, da es nach den sehr weisen Bestimmungen des §. 428 Tit. 11 Th. 2 des A. L. R. einem jeden frei steht, sich per Dimissoriale, das nie

verweigert werden darf, zu jeder Amtshandlung einen andern Geistlichen zu suchen, und nach §. 422 ebendaselbst ist für das Sakrament des Altars nicht einmal eine Dimissoriale nöthig.

3) Und die evangelischen Geistlichen können doch nicht allein von der allgemeinen Gewissensfreiheit ausgeschlossen werden, und auch darin heißt es §. 66 Th. 2 Tit. 11:

> „Die besonderen Rechte und Pflichten eines katholischen Priesters, in Ansehung seiner geistlichen Amtsverrichtungen, sind durch die Vorschriften des kanonischen Rechts, der protestantischen Geistlichen aber durch die Consistorial- und Kirchen-Ordnungen bestimmt.

4) Treiben die Herren Geistlichen es zu weit, so stelle man sie in geeigneter Weise zur Rede, der Rechtsweg ist noch nirgend versperrt. Aber auch an den unmittelbarsten Antworten auf Strafpredigten 2c. hat es in neuerer Zeit nicht gefehlt. Einigen Predigern hat man große Steine durch die Scheiben des Hauses geworfen, einem andern hat man die Scheiben des Hauses zertrümmert 2c. Als Feind aller Sentimentalität und dermaliger Vertheidiger geringer Thätlichkeiten bin ich weit entfernt eine Ehrenkränkung darin zu finden, und in Ermangelung von etwas Besserem bin ich vielmehr erfreut, daß man ihre Predigten doch wenigstens einer Antwort gewürdiget hat, — es war doch wenigstens eine Antwort! — die, wenn sie nicht zu grob und anonym erfolgt, für's erste als ein Fortschritt im kirchlichen Leben zu betrachten ist. Nur keine Schlaffheit, keine stumpfe Gleichgültigkeit! Was Dahlmann in seinem ersten Vortrage an der Rheinischen Hochschule in Bezug auf den Staat sagt, gilt nach beiden Seiten hin auch für die Kirche, „Irrthum und sittliche Verstocktheit sind gefährliche Feinde, aber man kann sie doch treffen, die wiederstandslose Schwäche aber nie". Also meine Ansicht ist die, daß man hierarchische Maßregeln nicht ohne Antwort lassen soll, und sollten es die Prediger wirklich

zu weit treiben, so mögen sie für's erste unter einander ihre Fensterscheiben verassekuriren.

5) Wenn Arzt oder Chirurgus dem Patienten helfen wollen, so müssen sie oft recht schmerzliche Operationen vornehmen.

Meine Herren, ich leugne es nicht, auch unter den Geistlichen giebt es zuweilen recht ungeschickte Chirurgen, die aus Ungeschick Schmerz und Noth des geistlichen Patienten vermehren. Aber glauben Sie, meine Herren, die Chirurgen, von denen hier die Rede ist, und die, ich weiß nicht mit welchem Geschick oder Ungeschick, auf ein Geschwür losgestochen oder Amputationen vorgenommen haben, wollen wirklich nichts anders, als die Gesundheit des Patienten. Sie beschäftigen sich besonders mit der ärmsten und untersten Volksklasse und mit Heilung der geistlichen Krankheiten, zu der sich sonst grade kein Arzt drängt, um diese Armen von den großen Provinzial-Lazarethen, ich meine die Gefängnisse, die Kasematten, die Strafanstalten, die Zuchthäuser, abzuhalten. Wenn solche Leute nachher in Zuchthäusern sitzen und ihnen fünfundzwanzig aufgezählt werden, welche dem Sträfling wahrhaftig sehr wehe thun, so vergießt Niemand eine Thräne deshalb. Darum, sage ich aber, schreie man bei jedem wirklichen oder vermeintlichen Ungeschick nicht gleich über Hierarchie, Priesterherrschaft 2c., sondern vergieße lieber blutige Thränen darüber, daß wir in unserer Provinz bald wieder ein neues Zuchthaus bauen werden!

6) Wenn aber den qu. Geistlichen in der Petition vorgeworfen wird, daß sie sich jetzt auch schon an die Vornehmen heranwagen und diese angreifen, so erwarte ich von dem großartigen und vornehmen Sinn dieser Versammlung, daß sie ihnen das nicht in's Debet, sondern in's Credit stellen wird, denn hier haben sie Luther, Johannes den Täufer und die rechtschaffenen Männer aller Zeiten auf ihrer Seite. Luther's viele Kraftsprüche gegen die „großen Hansen" sind bekannt. Luther sagt in seiner Schrift wider den Kardinal Albrecht:

„Jetzt thun unsere Junker vom Adel auch also: Wenn man die Bösen schilt, so soll es eine Schandpredigt, Schandbuch, Schandschrift heißen wider den löblichen Adel! Fürwahr eine sehr adlige Rede ist das! Denn wir wahrlich nicht den löblichen Adel schelten noch schänden, sondern für gar ein theuer zart Kleinod halten. Aber den schändlichen Adel müssen wir schelten, der sich will unter den Federn des löblichen Adels in seiner Untugend vertheidigen. Ein löblicher Adel heißt, der Gott fürchtet, sein Wort ehrt, seinem Fürsten und Herrn treu und gehorsam ist, sein Haus züchtig und ehrlich regiert, seine armen Leute schützt und fördert, wo er kann. Ein schändlicher Adel ist, der Gottes Wort verachtet, huret urd bubet, stolz und hoffärtig ist, arme Leute schindet, Fürsten und Herren untreu und ungehorsam ist, u. s. w."

7) Es ist hier nicht Zeit und Ort für theologische Erörterungen, es sei daher mir erlaubt, um unseren Standpunkt näher zu begründen, den Gesichtskreis noch etwas zu erweitern. Wie sehr auch der Materialismus des Jahrhunderts sich dagegen stemmt, so kann doch schon ein tiefer grabendes weltliches Criminalrecht die Frage nicht ganz abwerfen: Giebt es noch eine Strafe nach dem Tode? Die evangelische Kirche beantwortet diese Frage mit einem deutlichen Ja, und darum eben ist es nicht Härte, sondern der Zug einer barmherzigen Liebe, der sie antreibt oder doch antreiben sollte, hier lieber auf kleinere Uebel zu sinnen, um dort ein sehr großes Uebel zu vermeiden. Daher darf und kann die Kirche sich ihr Strafamt nicht ganz nehmen lassen. In dieser Beziehung nennt schon das alte Testament die feigen und gleichgültigen Priester „Stumme Hunde, die nicht strafen können!"

Der Hofprediger Johannes der Täufer sagte dem Könige Herodes in's Angesicht: „Es ist nicht Recht, daß du deines Bruders Weib hast", welche injuriöse Bemerkung ohne die exceptio Veritatis einzulegen er bekanntlich mit seinem Kopfe bezahlte.

Luther sagt, Jenaer Ausgabe Th. 5 p. 449:

Wer ein rechter Prediger sein will, der muß die Freiheit bei sich erhalten, daß er ungescheuet die Wahrheit sage, Niemand angesehen und strafe, wo zu strafen ist. Groß und klein, reich, arm, Gewaltige, Freunde und Feinde. Das thut der Geiz nicht, denn er fürchtet, sollte er gute Freunde und große Hansen erzürnen, so würde ihm ein Brod abgehen, darum zieht er die Pfeifen ein und schweigt."

Eben daselbst Th. 7, p. 412, sagt Luther:

„Den Predigern ist der Teufel sonderlich Feind, darum daß sie von Amtswegen öffentlich müssen die Laster strafen. Das kann und will der Bauer, Bürger, Adel, Fürst, Herr nicht leiden, sondern wollen ungestraft frei thun was sie gelüstet, und dazu auch darin geliebt und gelobt sein."

Ferner sagt Luther eben daselbst Th. 6 p. 107:

„Ihr Patrone seid nicht Herren über die Prediger oder das Predigtamt, habt es auch nicht gegründet, das gehört allein dem Sohne Gottes zu. Euer Recht dazu ist geringer als des Teufels Recht auf's Himmelreich. Darum ist es nicht eure Sache, die Kirchendiener zu lehren, noch viel weniger ihnen die Bestrafung der Laster zu wehren!"

Die hier resultirenden kirchlichen Wahrheiten sind so stark, daß selbst der Materialismus des Jahrhunderts in großen historischen Momenten, wenn alle seine Mittel fehl schlugen, sie anerkannt, ja ausdrücklich zu Hülfe gerufen hat.

So sagt der General von Hünerbein in seiner bekannten Proklamation: Wiesbaden vom 6. April 1814:

„Die Bergische Infanterie führt sich schändlich auf, am schlechtesten die Grenadiere. Hunderte laufen in ihre Heimath — — — — Soldaten, ich fordere euch hiermit öffentlich auf, euren Eid und eure Ehre zu bedenken,

und diesem Unwesen ein Ende zu machen. Ich habe euren Geistlichen aufgetragen, in dieser heiligen Osterzeit nochmals an euer Herz zu reden, sie werden es kräftiger thun, als ich es zu thun im Stande bin, sie werden zu gleicher Zeit eure Beichte hören und euch das Abendmahl des Herrn reichen. Tretet an den Altar der Versöhnung und befleckt euer Gewissen nachher nicht wieder. Betet für eure eidbrüchigen Brüder und für eure verkehrten Landsleute. Sollte einer von euch unwürdig zu Gottes Tische treten und sich dabei eines bösen Vorsatzes bewußt sein: vor dem Unglücklichen möge der beleidigte Altar erbeben, die Hand des Priesters, die das Kreuz der Sühne über ihn schlagen will, müsse verdorren, der Kelch des Glaubens werde glühend in seinen lügnerischen Lippen und die geweihte Hostie zu Gift auf der meineidigen Zunge."

So meine Herren konnte ein Preußischer General reden, solche Kirchen-Disciplin wollte er haben, als es die Ehre des Königs nnd des Vaterlandes galt! Soll die christliche, soll die evangelische Kirche gar keine Stimme haben, wo es der Ehre des himmlischen Königs und des ewigen Vaterlandes gilt?!

8) Man vergesse doch nicht, daß die stille Ermahnung und Abmahnung der Kirche dazu dienen soll, den öffentlichen Beschimpfungen des großen Haufens vorzubeugen und daß wiederum die öffentliche geistliche Rüge den heimlichen Anfeindungen, Klatschereien 2c. in der Gemeine entgegen arbeitet. (Und was die Kanzel lehrt, muß auch am Altar eine Wahrheit sein und es giebt in Pommern schon viele Gemeinden, die Shakespeare's König Lear recht gut verstehen und in dieser Beziehung angewendet wissen wollen: daß Ja und Nein zugleich nimmermehr eine gute Theologie ist.) Wie das geistliche Strafamt nach biblischen Grundsätzen eigentlich von der Gemeine geführt werden sollte, würde hier auszuführen zu weit gehen.

Ich fasse diese Discussions-Momente nun noch folgender-

maßen kurz zusammen: Die Kirche, — ich meine nicht das eiskalte Gespenst, das man mit seinem Gefolge von Hierarchie und Priesterherrschaft unter diesem Namen herauf beschwört, und das alles mit Fieberschauer erfüllt, wenn man es nicht als eine langweilige Personage anzugähnen beliebt und ihm dann kaltsinnig den Rücken kehrt, — ich meine, die Gemeine der Christen muß als solche nach innen und außen auch ihre Rechte haben. Man braucht ihr dazu nicht mit Gensdarmen zu Hülfe zu kommen, aber man lasse auch der evangelischen Kirche ihre bescheidene geistliche Disciplin, deren wirklichen oder vermeintlichen Strafen sich jeder vollständig entziehen kann, dem sie irgend unangenehm und unbequem sind. Und auch nach Innen gekehrt heißt mein Satz auch nur so: Die christliche Kirche hat zu Angriff und Vertheidigung nur eine einzige Waffe, das ist die Thräne — aber auch die Thräne hat Salz und das Salz ist scharf!

Endlich

9) komme ich nun zu meinem amendementartigen Antrage und darum zu dem Gesammt-Inhalte der Petition. Und dieser Inhalt ist sehr ernsthafter Art. Eine Anzahl von Mitgliedern der evangelischen Kirche unserer Provinz, wie groß oder wie klein ist nicht gesagt, eine Anzahl amtlich angestellter Prediger wird hier als ausgemachte Heuchler, als Jesuiten, Sektirer und ich weiß nicht was sonst noch, gleichsam gebrandmarkt. Meine Herren! wir stimmen wohl alle darin überein, daß die Heuchelei die schwerste Anschuldigung ist, die man einem Menschen, ja ich setze hinzu, die man einem Pommern machen kann, und dazu wird zu verstehen gegeben, daß diese Richtung von Oben her begünstigt wird.

In meiner Eigenschaft als Landtagsabgeordneter und im Interesse der Ehre unserer Provinz und des gesammten Vaterlandes sage ich daher:

dieser Fehdehandschuh muß aufgenommen werden!

und wünsche angelegentlich, daß der hohe Landtag die Sache

gründlich prüft, und demnächst der Petition in irgend einer Weise Folge giebt. Sollte sich aber herausstellen, daß sich das verklagte Uebel doch nicht mehr auf einzelne Fälle beschränken läßt, sondern schon als eine Provinzial-Calamität zu betrachten ist, so geht mein Antrag dahin:

> an des Königs Majestät die Bitte zu richten, dem Beispiele Erlauchter Vorfahren folgend, und nach Anleitung der Pommerschen Kirchenordnung, eine allgemeine Kirchen-Visitation in unserer Provinz zu veranlassen, mit besonderer Berücksichtigung der religiös bedrohten Punkte und zwar unter ständischer Concurrenz.

v. Thadden.

J.

Rede auf der Generalsynode am 30. Juli 1846.

Die Ab- oder Zurückstellung der alten Symbole, ohne daß neue von gleicher Dignität und Autorität an ihre Stelle treten, führt zur Hierarchie.

Um diese, vielleicht etwas paradox klingende Behauptung näher zu begründen, lassen sie mich, meine Herren, zwei neue Momente der Hiearchie näher ins Auge fassen. Man nennt das Symbol so oft einen papiernen Papst, den die Hierarchie bequem zu ihren herrschsüchtigen Zwecken benutzen kann. Aber ich frage: „kommt man denn immer auf Gottes Wort zurück, wenn man von den Symbolen abstrahirt? Mit Recht legt die Kommission auf die ausgelegte Bibel, auf die protestantische Tradition solchen Accent. Aber ist denn nicht das Kirchenregiment in vielen Fällen gezwungen, die Schrift auszulegen, um zur Anwendung zu gelangen? und läßt sich nicht aus landesherrlichen Erlassen und Deklarationen, aus Konsistorial- und Ministerial-Rescripten, aus Kabinetsordres u. s. w. auch ein papierner Papst bilden, der ohne es irgend zu wollen, oft um so willkürlicher herrscht, je mehr die Erlasse die vieldeutigste Auslegung zulassen, ja, je mehr sie sich fern von dem Streit der Parteien außerhalb der Kirche halten.

Die Hierarchie macht sich also hier dadurch geltend, daß die Geistlichen als solche dem Staate dienen und dadurch in der Gemeinde herrschen. Als bloße Staatsdiener müssen

sie herrschen, sie mögen wollen oder nicht. Mit dem Festhalten des Symbols perhorresciren wir also hier die auf ein weltlichen Territorial-System gestützte Caesaropapie.

Oder zweitens, die auslegende Lehrbestimmung kommt in die Hände des großen Haufens. Lassen Sie mich, meine Herren, einmal jetzt ein offenes kühnes Wort aussprechen, wozu ich bei meiner vorzugsweise befreundeten Stellung zur vaterländischen Geistlichkeit vielleicht mehr als ein Andrer geeignet bin. Ja, meine Herren, ich spreche es aus im Namen meiner zahlreichen theologischen Freunde, ich kann es aussprechen, indem ich mit Stolz einen freudigen Blick auf die Altarseite dieser Versammlung werfe: Es giebt auf dieser weiten Erde nichts greulicheres, als eine herrschsüchtige Priesterkaste. Die Geistlichkeit kann und darf ganz allein herrschen, indem sie dient; indem sie dient der Gemeinde, deren Herr und Haupt nicht auf diese arme Erde gekommen ist, daß er ihm dienen lasse, sondern daß er diene, der darum aber auch gesetzt ist zu herrschen über Alles, was im Himmel und auf Erden ist! — Der Journalismus hat in Ermangelung von anderem Stoff das Publikum mit Nachtgespenstern von Hierarchie schreckend amüsirt, bis sie durch die Tageshelle der Synodal-Protocolle vollständig verscheucht sind. Aber es steigt am kirchlichen Horizont eine Hierarchie herauf, die da herrschen will, ohne zu dienen. Lassen Sie mich, meine Herren, auch einmal ein Gespenst herauf beschwören, das in sogenannten freien Gemeinden Fleisch und Bein gewonnen hat.

Ich citire Herrn Omnes im Priesterrock, wenn er über die Lehre ballotiren läßt. Meine Herren, ich will die sogenannten freien Gemeinden nicht hinterrücks schlecht machen, es sind unsere deutschen Brüder, und Gott helfe ihnen, daß sie wieder zu vollem Verstande kommen. Aber, wenn man Zeitungsnachrichten trauen darf, was sind dann diese Gemeinden, so lange sie noch irgend etwas Positives festhalten, mit ihrer Feindschaft gegen ausgeprägte Bekenntnißformen!

Symbolfabriken sind es! so daß immer das neue Symbol als Papier dient, um bei Anfertigung des allerneusten Symbols die Cigarre anzustecken. Also auch hier hat der papierne Papst mit seinem sic transit gloria mundi bereits eine Verkörperung gewonnen. Aber man könnte einwenden, es steht ja für die Verpflichtung als ein wesentliches Kriterium, und eine Zeitung meldet auch, daß eine schlesische Gemeinde von aller und jeder Verpflichtung auf Statut oder Symbol abstrahiren wollte, da es (so heißt es wörtlich) der Gemeinde doch nicht an Mitteln und Wegen fehlen könne, sich der Gesinnung des neuen Geistlichen zu vergewissern. Also geistliche Spionagen, Weibergeklatsche, hierarchistische Ketzerriecherei, das sind die Mittel und Wege, die sich eröffnen, wenn man von allen verpflichtenden Symbolen abstrahirt, und wem muß nicht hier das bekannte Dichterwort einfallen:

„Ich hab' es immer sagen hören, daß
Gebärdenspäher und Geschichtenträger
Des Unglücks mehr auf diese Welt gebracht
Als Gift und Dolch in Mördershand nicht konnten."

Vielleicht ist es mir vergönnt, auf der betreffenden Station noch speziell ein Wort für unsere alten Symbole zu sagen, wie sie mit steter Hinweisung auf die Urquelle jeder wahren Fortentwickelung fähig sind, wie sie, überall Geist athmend, sich von aller todten Form ablehnend, die freisinnigste Elasticität des Buchstabens darstellen. Hier kann ich aber nur im Allgemeinen auffordern das verpflichtende Symbol als Bollwerk gegen an- und einbrechende Hierarchie festzuhalten, und ich hoffe nur, nicht mißverstanden zu werden, wenn ich der ganzen hohen Versammlung das Wort desselben großen Dichters zurufe:

Alba, ihr seid ein Mann,
Schützt mich vor diesem Priester.

Ich stimme also gegen die Prinzipien, die die Kommission für die Stellung der alten Symbole angegeben hat. Der ungeheure Werth der alten Symbole besteht darin, daß sie mit

solchem Nachdrucke auf die Urquelle hinweisen; wir können diesen Wegweiser nicht entbehren, und zwar um so weniger, als wir schwerlich einen andern machen werden. Ich bedaure also schmerzlich, daß durch den fraglichen Vorschlag, besonders in seinen Folgen, die alten Wegweiser zu weit vom Wege entfernt werden.

K.

Die Beredtsamkeit eine Tugend und ein Laster.

Schreiber dieses war im vorigen Jahre Mitglied der Evangelischen General-Synode und als solches auch vier Monate lang Zuhörer bei allen desfalls gehaltenen — oft sehr langen — Vorträgen. In der Absicht, seinen Consynodalen zu dienen, stellte derselbe die nachfolgenden Denksprüche und dichterischen Sentenzen zusammen und erhielt die Erlaubniß, dieselben bei einem freundschaftlichen Mahle vortragen zu dürfen, wo der größte Theil derselben versammelt war. Jetzt Mitglied des vereinigten Landtags, dessen oratorische Spannkraft — in meist sechsstündiger Sitzung — zuweilen sehr abspannend auf ihn einwirkt, widmet er diese Sprüche mit zeitgemäßen Veränderungen und Zusätzen, unter Beibehaltung der heitersten Formen, seinen sehr geehrten Mitständen, und sollte unsre Versammlung schon jetzt wegen ihrer rhetorischen Tugenden canonisirt werden, so sind diese Sentenzen bestimmt, solcher Heiligsprechung als Advocatus diaboli gegenüberzutreten.

Er hat übrigens alle direkte Beziehung im üblen Sinne zu vermeiden gesucht. Sollte aber doch irgend Jemand durch einen Schlagschatten sich getroffen fühlen, so muß er an das Wort erinnern, das einst Robespierre im Convent ausrief:

„Ich nenne niemand, wehe dem, der sich selbst nennt!"

Wenn übrigens Ernst Moritz Arndt, „den Zorn der freien Rede" für die unerläßliche Tugend eines deutschen Mannes er-

klärt, dem Schreiber dieses aber dieser freie Redezorn in einem hohen Grade abgeht, so kann es wohl sein, daß er in seiner Armuth nicht ohne neidischen Hinblick auf alles Uebermaß von Eloquenz ist, und daß darum gerade die begleitenden Anmerkungen nicht frei von dieser neidischen Färbung sind. Die hier ganz besonders gepredigte Kürze ist ja das Echo unsrer täglichen Bangigkeit; ich setze daher an die Spitze aller Sentenzen das Wort des Dichterfürsten:

„Denn nur vor einem ist mir bang,
Die Zeit ist kurz, die Kunst ist lang."

Und damit zur Sache!

Wenn Goethe ferner sagt:

„Ein schönes Ja, ein schönes Nein,
Nur frisch heraus, soll mir willkommen sein,"

so bemerkt dazu ein Commentator (Dr. Göschel, jetzt Consistorial-Präsident in Magdeburg, „Goethische Dicht- und Denkweise"):

denn aus Ja und Nein besteht die Welt, Gleich und Gleich ist todtgeboren; wo aber Gleich und Ungleich eins werden, da giebt es einen guten Klang."

Nie werde also zwischen Ja und Nein ein falscher Friede geschlossen, nie werde das Schwert des Geistes vor der Zeit in die Scheide gesteckt. Nie werde in der Region des möglichen Irrthums eine These aufgestellt, ohne daß ihr die Antithese klägerisch gegenübertritt. Ich erinnere darum noch an Pitt's unsterbliches Wort:

„Wenn ich keine Opposition hätte, würde ich mir eine kaufen,"

und an das Gespräch des Knappen von la Mancha:

„der Krieg ist eine herrliche Sache, denn er führt zum Frieden!"

Noch einmal stehe hier der Brentano'sche Vers:

„Zum Streiten und zum Lieben
Ist alle Welt getrieben,
Wir haben keine Wahl,
Der Teufel ist neutral." —

Aber halt! antithetisch erinnere ich nun sogleich an das Wort des großen englischen Dichters!

„daß Ja und Nein zugleich nimmermehr eine gute Theologie ist.“

Denn, sagt Goethe weiter durch seinen Schalk:

„Ich habe manche Zeit damit verloren;
Denn ein vollkommener Widerspruch
Bleibt gleich geheimnißvoll für Kluge und für Thoren.“

Erlassen Sie mir, meine Herren, alle Uebergänge und erlauben Sie mir nun einige Genrebilder aus der leibhaftigen und rohen Wirklichkeit gegenüberzustellen!

So heißt es laut Zeitungsbericht vom 31. Januar 1842 aus der französischen Deputirtenkammer bei Gelegenheit des Berger'schen Amendements:

„Die Aufregung der Kammer war groß, alle Deputirten verließen ihre Plätze und die Sitzung blieb eine halbe Stunde lang unterbrochen.“

Oder von der Sitzung am 2. Februar dieses Jahres laut Staatszeitung:

„Während vier voller Stunden wurde im wahren Sinne des Wortes nicht diskutirt, sondern getobt. Man wollte keinen Redner sprechen lassen, sondern man schrie aus Leibeskraft: „aux voix, aux voix!“ Auch erklärte der Präsident, er wolle zur Abstimmung schreiten, allein da erhob sich von den Bänken der Opposition ein wahres Zetergeschrei, in welchem seine Stimme ungehört verhallte. Man schrie, man stampfte mit den Füßen, man schlug mit der Faust auf die Pulte, so daß der Präsident sich niedersetzen mußte und nicht mehr an Abstimmung dachte.“

Das war also ein Bild aus dem gelobten Lande der Constitution. Und wem kann dabei nicht des großen Augustinus Wort einfallen:

„In der großen Rede der Weltentwickelung ist Satanas die Antithese, wodurch der Affect der Rede steigt.“

Dem gegenüber steht nun der Reichstag von Regensburg. Auf Grund der dort bestehenden Ordnung, nach der niemand unterbrochen werden durfte, und im Interesse Friedrichs des Großen hielt der hannöversche Gesandte — von dem Reich der Meder und Parther anfangend — so lange Vorträge, bis der König unterdessen ganz Sachsen besetzt hatte.

Moral: Während Rom berathschlagt, geht Sagunt verloren!

Ein neues Bild:

In der Parlamentsitzung (wenn ich nicht irre, im Jahre 1829) eröffnete Spencer-Percival seinen dreistündigen Vortrag über die Sonntagsfeier mit den Worten:

„Ich werde es wagen, langweilig zu sein, um mich verständlich zu machen,“

und ich nehme keinen Augenblick Anstand, solche Wagehälse für die eigentlichen Träger, ja für die eigentlichen Helden aller größeren Versammlungen zu erklären.

Aber man kann auch zu viel wagen!

Es kann wohl kaum bestritten werden, daß die Völker von Europa (das Nothjahr 1847 etwa ausgenommen) jetzt nur ein wirkliches Landesgravamen haben — und das ist die Langeweile! Denn wer hungert nicht nach lebendigem Leben? und ich erinnere an Hegel's unsterbliches Wort:

„Der Tod ist das Langeweilen des Subjects am Object.“

Die Langeweile ist es also, die zu Krieg, Aufruhr und Revolution treibt. Ohne Logik studirt zu haben, schließe ich nun folgendermaßen weiter:

Wer seinen Nächsten über die Taxe ennuyirt, ist ein Kriegsanstifter, ein Revolutionair, ein Aufrührer. In Erwägung, daß nun Max Piccolomini sagt:

„Der ist aus seinem Himmel schon gefallen,
Der an der Stunde Wechsel denken muß!
Die Uhr schlägt keinem Glücklichen! —

mach' ich folgenden praktischen Vorschlag:

„Wenn ein Redner so unmäßig in der Beredtsamkeit schwelgt — besonders in diesen Zeiten der Noth und des Hungers (nach 3 Uhr) — daß ein Aufruhr bevorsteht, so mögen die, die sonst zu anderen Gewaltmaßregeln geneigt sein möchten, denen aber die Klingel des Herrn Marschalls das Widerspiel hält: ihre Uhr herauszuziehen! — zweite Instanz: umdrehen und sie dem Redner entgegenhalten; — dritte Instanz: man hält die Uhr hoch in die Höhe."

Das also, meine Herren, dürfte sonach unsere Aufgabe sein, zwischen der französischen Deputirtenkammer und dem Reichstage zu Regensburg, als zwischen Scylla und Charybdis glücklich hindurch zu steuern, dem glücklichen Land zu, das noch in seiner Schweige- und Redeweisheit ohne Gleichen ist.

Damit wir nun des Weges dahin nicht verfehlen mögen, so erlaube ich mir gleichsam als Wegweiser und Warnungstafel die nachfolgenden Sentenzen theils in Ihr Gedächtniß zurückzurufen, theils, soweit sie noch unbekannt sind, der hochgeneigten Beachtung und Nachsicht gehorsamst zu empfehlen.

Wenn Wagner sagt:

„Allein der Vortrag macht des Redners Glück,
Ich fühl' es wohl, noch bin ich weit zurück" —

so antwortet Faust:

„Such' er den redlichen Gewinn,
Sei er kein schellenlauter Thor,
Es trägt Verstand und rechter Sinn
Mit wenig Kunst sich selber vor,
Und wenn's noch Ernst ist, was zu sagen,
Ist's nöthig Worten nachzujagen?

Ferner:

„Hör', merk' Dir dies,
Ich bitte Dich, und schone meine Lunge,
Wer Recht behalten will, und hat nur eine Zunge
Behält's gewiß.
Und hör', ich hab' des Schwatzens Ueberdruß,
Denn Du hast Recht, vorzüglich weil ich muß".

(Viele Stimmen: lauter! lauter!)

„Der Worte sind genug gewechselt,
Laßt mich auch endlich Thaten sehn!
Indeß ihr Redensarten drechselt,
Kann etwas Nützliches geschehn.
Was hilft es viel, von Handlung reden,
Dem Zaudernden erscheint sie nie;
Gebt Ihr euch einmal für Poeten,
So commandirt die Poesie."

„Was heute nicht geschieht, ist morgen nicht gethan,
Und keinen Tag soll man verpassen."

(Die zur Diätensteuer verpflichteten Committenten rufen Bravo! — — Bravo aus 16,000,000 Kehlen!)

„Das Mögliche soll der Entschluß
Beherzt sogleich beim Schopfe fassen,
Er will es dann nicht fahren lassen,
Und wirket weiter, weil er muß."

Moral: Also mit Redensarten — sagt Nante auf der Potsdamer Eisenbahn — blos mit Redensarten laß ich mir nicht in die Schwemme reiten.

Von der maßlosen Beredtsamkeit sagt Gellert:

„Die größte Plage kluger Ohren,
Ein Ausbund von beredten Thoren,
Ein unentfliehlich Ungemach."
— Unentfliehlich? — — —

---

von Chapuis, Chef des Cadetten-Corps in Wahlstadt:

„Doch wenn ein junges Mädchen spricht,
Was sie nicht soll, und weiß es nicht,

Sei's witzig oder dumm und schief,
Nennt der Franzose sie naiv."

— Die Beredtsamkeit der Füße? Spricht für sich selber. — Zur Abstimmung!

Von der Hexe im „Faust" heißt es:

„Was red't sie mir für Unsinn vor,
Es wird mir gleich der Kopf zerbrechen,
Mich dünkt, ich hör' ein ganzes Chor
Von hunderttausend Narren sprechen."

Und Wallenstein sagt:

„Seid ihr nicht wie die Weiber, die beständig
Zurück nur kommen auf ihr erstes Wort,
Wenn man Vernunft gesprochen Stunden lang!

Moral: Und ist es denn auch immer die reine Vernunft — der kategorische Imperativ?

Luther sagt:

Es ist auf Erden kein besser List,
Als wer seiner Zunge ein Meister ist.
Rede wenig und mache es wahr,
Was du borgest, bezahle baar."

Und das vielgenannte Motto möge hier noch einmal stehen:

„Steige frisch auf, Thu's Maul auf, Hör' bald auf."

Moral: Luther sprach und schrieb bekanntlich sehr viel, aber immer mit Baarzahlung der Valuta.

Dagegen sagte Herr Thiers in seiner Rede über das Regentschaftsgesetz den 20. August 1838:

„Ich werde kurz sein, denn ich will heut keine Rede halten, sondern einen Akt vollziehen."

Moral: Wenn aus dem Akt nur kein Akteur würde! und die Rede des Herrn Thiers war doch noch allermeist lang genug.

Dr. von Lancizolle, Rath an Kanzel und Tribüne:
„Der Redner lasse keine Mundraketen steigen und arbeite mit den Armen nicht wie ein Telegraph“.
(Doch einige — viele Stimmen: o vanitas, vanitas!)

Endlich das Ideal als Redner: Es ist kein andrer, als der Euch allen wohlbekannte Trojanische Held, der Rufer zum Streit Menelaos. Es heißt von ihm in der Ilias — jetzt muß ich aber die Sekundaner um Verzeihung bitten, daß ich nicht aus dem Original, sondern nur nach der Voß'schen Uebersetzung citiren kann:

„Siehe da sprach Menelaos nur fliegende Worte voll Inhalts
Wenige, doch dringend und scharf, denn er liebte nicht Wortschwall,
Nicht abschweifende Rede, wiewohl noch jüngeren Alters.

Erheben wir jetzt unsere Gläser für das Andenken Seiner Spartanischen Majestät, des Bruders des großen Pelopiden Agamemnon, des Rufers zum Streit Menelaos.

Er lebe hoch!

L.

Motivirung meines heute in der Stände-Versammlung abgegebenen Votums gegen den Entwurf zum Wahlgesetz.

Diesem Wahlgesetz-Entwurfe steht entgegen:

1) Die bestehende Verfassung des preußischen Staates:

Der preußische Staat besteht nicht aus einem unorganischen Haufen von Individuen, sondern er hat seine Verfassung, begründet auf uraltes deutsches Recht, auf Verträge, auf Besitz, auf ältere und neuere Verordnungen und Zusagen der Landesherrn. Nur aus solchen Rechtstiteln hat der jetzige Landtag seine Competenz; ohne dieselben wäre er nicht mehreres als irgend ein revolutionärer Club von denen, die jetzt Deutschland und Preußen zu constituiren sich anmaßen. Diese bestehende Verfassung kann und muß weiter ausgebildet, modificirt werden, wie jeder lebendige Organismus. Aber sie ignoriren und aus „Urwahlen" ein ganz neues Staatsgebäude aufführen wollen, heißt uns, die wir freie deutsche Männer sind, wie eine Heerde Sklaven behandeln, die soeben einem Sklavenschiff entronnen in einem fremden Lande ankommen. Auch ist dann nicht abzusehen, warum des Königs Thron bestehe und nicht ebenfalls dem Resultat der Urwahlen unterworfen werden soll. Des Königs Rechte sind erhabener, umfangreicher aber nicht von anderer Natur als die seines geringsten Unterthanen. Die einen wie die andern stehen unter dem Schutze

des Rechts, als dem Ausflusse des göttlichen Willens, — „von Gottes Gnaden" ist alles Recht, und ohne diesen Schutz, wenn davon, wie der Entwurf thut, abstrahirt wird, zerfallen sie in Staub. Weder der König noch eine Mehrheit seiner Unterthanen haben das Recht, den preußischen Staat, diesen alten Sitz deutschen Rechts und deutscher Freiheit, als rechtlos zu behandeln und neu zu constituiren, als habe er bis jetzt keine Verfassung gehabt!

Aber der Entwurf ist auch:

2) ganz ungeeignet eine Repräsentation des Volks und dessen Willen zu Tage zu fördern.

Repräsentirt kann nur werden, was ist; ein Volk wie der Entwurf es voraussetzt, existirt aber gar nicht. Das preußische Volk bildet nicht ein Aggregat von gleichen Individuen, in welchem ein Besitzer eines Guts als eins, und zwanzig seiner Tagelöhner als zwanzig, also sie zusammen als einundzwanzig, der Meister und seine sieben Gesellen als acht, der Fabrikherr und seine 100 Arbeiter als 101 gezählt werden könnten, so wenig als ein menschlicher Körper ein Klumpen von so und so viel Fleisch ist. Vielmehr existirt dieses Volk nur in seiner rechtlichen Gliederung. Der Entwurf abstrahirt von aller Wirklichkeit und paßt ebenso gut und ebenso schlecht auf einen Negerstaat im innern Afrika, als auf den Preußischen. Er verletzt und bedroht also alle Rechte und Freiheiten und kann nach der Natur der Sache und dem Zeugnisse der Geschichte, wo ähnliches versucht worden, nur zu revolutionären Konvulsionen, ja zu eigentlicher Sklaverei führen; grade wie ein menschlicher Leib erkranken und sterben müßte, den man behandelte, als sei er kein feiner Organismus sondern ein Fleischklumpen. Die nächsten großen Wahlversammlungen werden das Alles noch handgreiflicher lehren und die Wähler werden wahrscheinlich an vielen Orten wie Mondsüchtige durch einander rennen.

Endlich

3) ist der Entwurf dem Vorbilde der constitutionellen Staaten, auf die man sich beruft, ganz entgegen, denn keine von den deutschen Constitutionen ist auf solchem Wege entstanden. Nur in Frankreich hat man dergleichen versucht, und dort ist revolutionäres Elend, und, als willkommene Befreiung davon, eiserner Despotismus entstanden! — O, ihr ritterlichen Vertheidiger der Gesetzlichkeit, wo bleibt jetzt euer „Rechtsboden“! O ihr Männer des vermeintlichen Fortschritts merkt ihr noch nicht, daß uns der böse Feind an der Nase herumzieht, und daß wir — nach Theorie und Praxis — jetzt erst wieder beim Jahre 1789 angekommen sind.

Berlin, den 5. April 1848.

M.

Das Duell im Zusammenhang mit dem Kriege.

Vortrag in der Pastoral-Conferenz zu Berlin im Jahre 1848.

Sind Duellanten, vom kirchlichen Standpunkte betrachtet, den Selbstmördern, Todtschlägern u. s. w. gleich zu achten?

Dies nämlich deutet der Herr Professor Stahl in seinem geistvollen Vortrage über Kirchenzucht (1845 in der Berliner Pastoral-Conferenz gehalten) an, indem er für Duellanten — gleich den Selbstmördern — von Kirchenrechtswegen das kirchliche Begräbniß in Frage stellt.

Wir treten der Hauptsache nach dieser Ansicht bei, und wollen nur eine Klasse von Zweikämpfern, die fälschlich oder uneigentlich hier mit einbegriffen wird, davon ausnehmen und zu kirchlichen Ehren bringen.

Man kann die Duelle in fünf Klassen theilen, oder unter eben so viele Gesichtspunkte bringen.

1. Das mittelalterliche Gottesurtheil, seiner Zeit eine legitime Prozeßform, das wir aber, als völlig unsern Augen entrückt, jetzt ganz übergehen können.

2. Das gewöhnliche Duell der Studenten ist bekanntlich nur ein Aderlaß durch Gegenseitigkeit. Die strenge Mönchsregel schreibt den Carthäusern alljährlich einen mehrmaligen Aderlaß vor, die Polnischen Pferde beißen sich die Adern selbst auf, aber die Herren Studenten machen dies unter einander ab. Wir behaupten nicht, daß diese Blutentziehungen

— die durch scharfe Instrumente, kräftig geführt, oft zu reichlich erfolgen — überall zu empfehlen sind. Es können aber solche Duellanten, die nur wider Willen mal eine Pulsader treffen, unmöglich als Mörder und Todtschläger angesehn, sondern höchstens als ungeschickte Chirurgen beurtheilt werden.

3. Das gewöhnliche Duell für die eigene Ehre — vor Zeiten „auf Ehre" bei den Herren Offizieren — ist in der Regel ein intendirter Selbstmord zu zweien. Die Ehre, allerdings das höchste irdische Gut, ja, beim Soldaten die erste Bedingung seiner Standesexistenz, wird zu einem Götzen gegemacht, dem durchaus Blut geopfert werden muß, denn die Rache ist hier nur ein ganz untergeordnetes Moment. Man will Blut opfern, um die Schmach der Feigheit von sich abzuwehren und die Japanesen führen das Prinzip am consequentesten durch, wenn sie sich unbefangen vor einander hinstellen und den Bauch aufschlitzen. Dr. Harleß hat darum auch ganz recht, wenn er das Duell (Rede am Grabe eines im Duell gefallnen Studenten) wesentlich als Feigheit charakterisirt! Man hat nicht den Muth, die Ehre bei Menschen der wahren und allerhöchsten Ehre, die wir bei Gott haben sollen; unterzuordnen. Es ist derselbe Gedanke, wenn der große Dichter in seinem „Kampf mit dem Drachen" die „Demuth die sich selbst bezwungen" als das höchste Ideal des Muthes hinstellt:

„Muth zeiget auch der Mameluck,
Gehorsam ist des Christen Schmuck."

Man sehe auch das schöne Lebensbild der „Zweikampf" von Viktor Strauß, wo ein Offizier lieber verabschiedet in Armuth und Elend geht, als daß er desfalls gegen Gottes Gebot sündigen will.

Auf die Fälle, wo der Offizier zur Ehre der Obrigkeit oder zur ehrenvollen Aufrechthaltung seines Standes, als im Namen der Obrigkeit das Schwert zieht, welchen so motivirten Zweikampf wir vollständig rechtfertigen wollen, werden wir Ad 5 zurückkommen. Denn da gilt der Vers, den der Soldat

schon aus seiner Fibel gelernt und in seine Kriegsartikel übertragen hat:

„Den Dachs im Loche beißt der Hund,
Soldaten giebt der Degen kund."

4. Ein weiteres verwerfliches Motiv zum Zweikampf ist die Rache, überhaupt jeder Kampf für das armselige Ich! „Die Rache ist mein, spricht der Herr."

Dem göttlichen Entsagungsgebot vom Darreichen der Backe und vom Zugeben des Mantels (Matth. 5, 39. 40) darf auch nicht ein Titelchen abgebrochen werden. Hier gilt allein das Verfahren jenes Bettelmönchs, dem ein spöttischer Bube statt der erbetenen Gabe in's Gesicht speit, worauf der Mönch ganz ruhig abwischt und seine Büchse abermals hinreichend sagt: „Das war für mich, nun bitte ich aber noch für mein Kloster."

St. Paulus hat wohl nie daran gedacht, die Juden zu fordern, die ihm vierzig weniger eins aufzählen ließen. Es liegt eine tiefe Bedeutung darin, daß man früher zum Ritter geschlagen wurde, und steht zu erwarten, daß seit den glorreichen Märztagen der Ritterschlag — wiewohl unfreiwillig — wieder sehr reichlich zu haben sein wird, ja besonders nachdem gesetzlich die Prügelstrafe abgeschafft ist.

Eben so unrecht sind aber auch alle Prozesse, wo nur für das verletzte ich, für das selbsteigne Eigenthum u. s. w. als solches gestritten wird. Aber die Bestrafung der Uebelthat von Amts- und Obrigkeitswegen ist eine von Gott befohlene Sache uud darum:

5. Können endlich noch zwei Männer rechten Krieg führen, und dieser gerechte Zweikampf — eines Gerechten gegen einen strafbaren Ungerechten — ist es, den wir vollständig in Schutz nehmen wollen. Und darüber die folgenden Thesen:

a) Wir bekennen, daß nach dem Worte Gottes die Obrigkeit das Schwert nicht umsonst führt, zur Rache gegen den

Uebelthäter, und nach dem 16. Artikel der Augustana: „daß Christen mögen nach Kaiserlichen und andern üblichen Rechten Urtheil und Recht sprechen, Uebelthäter mit dem Schwert strafen, rechte Kriege führen" u. s. w.

b) Nur die Obrigkeit hat das Schwert und in ihrem Namen darf es geführt werden.

c) Das vierte Gebot ist die Quelle aller obrigkeitlichen Autorität, noch tiefer ausgeholt, das erste Gebot für den Menschen, nach dem Ebenbilde Gottes erschaffen. Daher ist jeder Mensch in seinem Bereiche, der Vater in Haus und Familie, Obrigkeit, oder er kommt in Fälle, wo er im Namen des Landesvaters handeln darf und muß. Selbst das in vielen Beziehungen pseudophilosophische Preußische Allgemeine Landrecht spricht von Obrigkeiten in der Mehrheit.

„Von Millionen Königen ein König,"

so bringt der Dichter (im Don Carlos) die höchste Landesobrigkeit in die rechte Stellung, während die bornirte Lehre von der Volks-Souveränetät alle Menschen als Sklaven einem fingirten, gemeinsamen Volkswillen unterwirft.

d) Krieg ist nichts anderes als Strafexecution gegen Missethäter, die sich zur Wehre setzen. Dies tritt am deutlichsten hervor in den alttestamentischen Kriegen, wo Gott der Herr befiehlt, die Kananitischen Völker bis zur Ausrottung zu bestrafen, und es erfolgen schwere Strafen für Israel, weil dieser göttliche Strafbefehl nicht vollständig ausgeführt wurde. Die inwärtigen Missethäter werden in der Regel ohne Gegenwehr auf's Schaffot geführt. Nur in neuerer Zeit haben sich freche Aufrührer, die sich unter dem Titel der Volkssouveränetät Rechte anmaßten, zur Wehre gesetzt und leider anstatt des Galgens Lorbeeren eingeerntet. Es giebt nichts Gerechteres, ja, wenn's sein muß, nichts Erwünschteres, als solche sogenannten Bürgerkriege, wenn auf der anderen Seite aufrührische Narren und Schurken (auch liebe Berliner und Barrikadenhelden genannt) auf der anderen Seite aber die rechtlichen Leute mit obrigkeit-

licher Autorität stehen. Durch furchtsames Verkennen dieser Wahrheit wurde Ludwig XVI. sein eigener Mörder, und der Mörder von Millionen seiner Unterthanen! Die bekriegten auswärtigen Missethäter sind in der Regel Obrigkeiten, die als Länderdiebe angegriffen werden, denen ein Raub executorisch abgenommen werden soll, die aber gewöhnlich sich wehren, ja in die Offensive übergehend, bei dem Angreifenden ebenfalls Länderdiebesgelüste entdecken und bestrafen wollen. Jeder Krieg, wo es nicht darauf ankommt, Missethäter zu bestrafen, ist ungerecht, und in der Regel viel schlechter, als die meisten Duelle.

e) Da die Obrigkeit immer irgend wie monarchisch concentrirt sein muß — im Kriege selbst bildet der Feldherr diese Einheit — so kann man sagen: Der Krieg ist nichts anderes, als ein Zweikampf, wo Tausende von Sekundanten mitschlagen. Das Duell ist die eigentliche, die legitime Form des Krieges: bellum gleich duellum. Bei den trojanischen Kriegen tritt dies auch formell deutlich hervor. Die Kämpfer treten auf, sie fassen ein Urtheil ab, d. h. sie schimpfen sich rechtskräftig aus, rufen die Götter an und der Zweikampf beginnt. Im alten Rom traten Horatier und Curatier auf, um den Krieg allein auszufechten. David und Goliath sind offenbare, aber ganz legitime Duellanten. Kaiser Karl V. und Franz I. von Frankreich wollten, ohne von ihren Herren secundirt zu werden, den Krieg durch Zweikampf beendigen. Soll nicht z. B. ein Gesandter lieber den Minister der auswärtigen Angelegenheiten am fremden Hofe fordern, statt beleidigt abzuziehen, um für hunderttausend die Marsch- und Kriegsordre und vielleicht für Tausende das Todesurtheil zu bringen?

f) Der Zweikampf an der richtigen Stelle in den Staatsorganismus eingeordnet, ist kein Ueberrest mittelalterlicher Barbarei, vielmehr nennt ihn Herr Guizot gewiß sehr richtig: „Jene nothwendige Ergänzung der Civilisation;“ wir würden

lieber sagen: „eine Ergänzung der Gesetzgebung“. „Woher kommt es“, fragt ein deutscher Jurist, „woher kommt es, daß Frauen und Gelehrte so namenlos grob und maliciös sind, wenn sie sich zanken? Antwort: Weil sie sich nicht duelliren. — Wo die Gesetze nicht ausreichen, wo das landesobrigkeitliche Schwert nicht hintreffen kann, da kann, da muß der Einzelne zuschlagen.

Auch der mächtigste Monarch, die beste Obrigkeit hat ihre Achillesferse, die namentlich gegen die giftigen Geschosse des Verleumders offen da liegt. Und diese Achillesferse kann nicht allein durch die vorsichtigste Polizei, nicht durch eine scharfrügende Justiz, nicht durch 300,000 Mann, nicht durch Roß und Reisige, sondern allein durch jeden einzelnen der getreuen Unterthanen vertheidigt werden, und dies muß unter Umständen mit Blut und Eisen geschehen. So ist z. B. der Lieutenant von Leithold, der den Majestätsbeleidiger Schade zu einem Pistolenkampf forderte, vollständig gerechtfertigt, da die Gesetze im Zusammenhang mit der militärischen Ehre hier nicht ausreichten. (Vergl. den gedruckten Auszug aus den Prozeßakten vom Auditeur Meier).

War der Zweikampf schon eine nothwendige Ergänzung in einer Zeit, wo noch Gesetze galten, wo die Erlaubniß zum Zweikampf durch militärische Ehrengerichte angebahnt, meist in der Form der Strafmilderung oder gar der Begnadigung erfolgte, — wie viel nöthiger ist er jetzt in den Zeiten der Anarchie, wo man des Morgens beim Erwachen an der nächst aushängenden Fahne sehen muß, welche Autoritäten sich etwa über Nacht der Herrschaft bemächtigt haben!

In Summa also: Der Christ kann, wenn er selbst Obrigkeit ist, oder in ihrem Namen handelt, in Ermangelung anderer Mittel zur Bestrafung des Missethäters — und jetzt namentlich des Hochverräthers — auch allein das Schwert ziehen, sich also auf einen Zweikampf einlassen. Wenn ihn auch der weltliche Richter noch verurtheilen sollte, so soll er

Gott mehr gehorchen als den Menschen. Er führt dann einen gerechten Krieg, ist kein strafwürdiger Duellant, und muß, wenn er fällt, mit kirchlichen Ehren begraben werden.

Der Aufsteller dieser Thesen hat gerade nur soviel Courage, als er zum eignen Hausbedarf dringend nöthig hat und hat darum auch nicht die Absicht, damit zu Markte zu ziehen. Sollte ihm aber doch im Laufe der Zeiten etwas Menschliches widerfahren, und er in einem gerechten Zweikampfe fallen, so bittet er hierdurch seine theologischen Freunde flehentlich, ihn wenigstens ehrlich zu begraben.

Das ist der langen Rede kurzer Sinn.

im Juni 1848.

von Thadden-Trieglaff.

N.

Aus der Predigt des Pastors Nagel am 18. n. Trin. über Psalm 147.

Warum hebe ich aus den vielen übrigen Wohlthaten Gottes, denen dieser Psalm lobend gedenkt, für den heutigen Sonntag grade diese, als die dritte hervor, daß der HErr Jerusalem baut und bringt zusammen die Verjagten aus Israel? Darum weil diese Schrift auch heute wieder vor unsern Augen erfüllt wird. Es hat die Abtheilung der großen Kirche Christi, welcher wir angehören, und welche wir die lutherische Kirche nennen, um ihrer Sünden willen, durch Gottes wohlverdienten Zorn, das auch über sich ergehen lassen müssen, was über Jerusalem und Israel erging. Jerusalem ward zerstört, daß nur Trümmer übrig blieben und Israel verjagt und zerstreut wurde. So ward auch die lutherische Kirche, nachdem sie dem Glauben und Bekenntniß der Väter abgestorben war, auch ihrem äußeren leiblichen Bestande und Verbande nach zerstört, und Millionen derer, die zuvor Bürger dieses Jerusalems und Glieder dieser Kirche gewesen, irren nun haltlos, oft weinend und seufzend umher, in der großen Glaubens- und Bekenntnißverwirrung, welche erzeugt und geboren worden aus voraufgegangenem Unglauben ihrer Säugamme, und Obdach, Schutz und Rechte in der Preußischen Union gefunden hat. Doch die Zerstörungen und Zerstreuungen der lutherischen Kirche waren nicht ihre Vernichtung. Der HErr baut auch diese Trümmer wieder und hat angefangen, auch diese verjagten und zerstreuten Lutheraner wieder zu sammeln.

So stellen sich auch heute Etliche wieder ein durch Gottes Gnade, um als geistliche Steine wieder eingefügt zu werden dem lutherischen Jerusalem. Darum wende ich mich an Euch Geliebte, durch welche der HErr diese Schrift heute vor unsern Augen erfüllt, und fordere Euch auf, darüber Gott zu loben sammt uns. Wir freuen uns von Herzen, daß Ihr mit uns eins werdet auch der sichtbaren Kirchengemeinschaft nach, sintemal wir wissen, daß Alle die ein Geist sind in Christo JEsu, nach Gottes Willen auch ein Leib sein sollen in Ihm. Gott gebe, daß auch ihr Euch von Herzen dessen freuet und des Segens der Gemeinschaft Eines Geistes in einem Leibe theilhaftig werden möget.

Wir freuen uns und loben Gott um so mehr, da unter Euch der Mann ist, der nun durch Gottes Gnade hier 28 segensreiche Jahre als Gutsherr gelebt und gewirkt hat und dem Gottes Erbarmen die Herzen der Untergebenen zugewandt hat, wie wohl selten einem Herrn. Der theure Mann, welcher von Gottes und Rechtswegen der Patron der hiesigen evangelisch-lutherischen Kirche und Gemeinde ist und so Gott will und es fügt, es auch thatsächlich wieder werden wird. So heiße ich Dich meinen theuren Freund und Bruder in dem HErrn hier im Namen der ganzen Gemeinde willkommen, auch Du, wie wir Alle, gehörst ja von Hause aus, und schon vermöge Deiner Taufe grade zu dieser Abtheilung der Kirche Christi, die man die lutherische Kirche nennt; Du weißt, daß diese Kirche nach göttlichen und menschlichen Rechten einen Anspruch hat auf Selbständigkeit und unvermischtes Bestehen auch in unserem Vaterlande, Du weißt aber auch und bist Zeuge gewesen, wie eine verblendete Staatsweisheit darauf hingearbeitet hat, uns die Selbständigkeit zu nehmen, unsere Kirche aufzulösen und aus den Trümmern ein Luftschloß zu bauen, zu welcher bis heute vergeblich ein festes Fundament gesucht worden ist; und darum einem sicheren Sturze entgegen geht. Du weißt, und bist Zeuge gewesen von dem Kampf, in welchem

die wenig bekenntniß- und kirchentreuen Lutheraner, die übrig geblieben, sich nicht wollten von ihrem alten festen Felsen herunterdrängen und in das neue grund- und bodenlose Luftschloß hineinzwängen lassen. Ja Du hast selbst in diesem Kampf manchen müden und gejagten Streiter mit mehr als einem Trunk Wassers erquickt und manchen Verfolgten beherbergt, manchen Gefangenen besucht, was der HErr Dir gedenken und vergelten wolle in der Auferstehung der Gerechten. Du bist aber auch Zeuge gewesen von dem wunderbaren Wege, den Gott dem kleinen Häuflein gab, gegenüber der gesammten Staatsmacht, damals noch eine Großmacht Europas. Du bist Zeuge gewesen, wie aus den Verjagten und Verfolgten sich wieder Gemeinden gesammelt haben und aus den Gemeinden eine Kirche, die seit den letzten Jahren sich eines steten Zuwachses zu erfreuen gehabt hat, wie keine andere neben ihr. Du bist Zeuge gewesen, wie auch ich nach jahrelangen schweren Kämpfen das Joch der falschen Union thatsächlich abwarf und mich meines Glaubens Genossen gliedlich anschloß. Du bist Zeuge gewesen, wie auch hier und grade aus Deinen bewährtesten Leuten, aus denen, die nicht nur den irdischen Herrn, sondern auch Gott fürchten, die nicht nur nach dem täglichen Brod, sondern auch nach Gottes Reich und Gerechtigkeit trachten, sich eine lutherische Gemeinde gesammelt, und der im Kampf bewährten lutherischen Kirche unsers Vaterlandes sich angeschlossen hat. Von dem Allen bist Du Zeuge gewesen und das Alles hat auch nothwendig auf Dich gewirkt. Und wie eingreifend es auf Dich wirkte, in welche ernste innere Kämpfe Du geführt wurdest, des sind wir Zeuge. Du hast noch einen Versuch gemacht, das Landeskirchenregiment in dieser Sache zu einer rechtschaffenen Buße zu bewegen, daß es uns völlig gerecht würde. Aber dieser Versuch hat Dich aufs Neue überzeugt, daß dies Danaiden-Arbeit, nämlich nichts anderes sei, als wenn man versucht Gefäße zu füllen, die keinen Boden haben. So ist denn für Dich die Entscheidung unaufschiebbar,

wenn Du nicht innerlich Schaden nehmen willst. Und Du hast Dich bereits entschieden. Als sichtbarer Christ mußt Du doch in irgend einer der sichtbaren Kirchengemeinschaften stehen, an irgend einen sichtbaren Altar Dich halten; nun die wahre sichtbare Kirche, in welche alle wahren Gläubigen und nur diese sichtbar versammelt sind, ist noch nicht erschienen, auch nicht eher zu erwarten, als bis des Menschen Sohn am Ende dieser Welt seine Engel senden wird und sie sammeln aus seinem Reiche alle Aergernisse und die da Unrecht thun, und von diesen aussondern die Gerechten, die dann erst leuchten werden wie die Sonne in ihres Vaters Reich. Du hast also nun die Wahl unter solchen Kirchengemeinschaften, die darin alle übereinstimmen, daß Unkraut und Weizen, gute und faule Fische in ihnen vermengt angetroffen werden. So kannst Du Dich nicht entscheiden nach den Menschen und ihren Werken, sondern nach Gottes Werk, nach Seinem Wort und Sakrament, wo Du Sein Wort lauter und rein halten hörst in dem gemeinsamen Glaubensbekenntniß der Kirche, wo Du nicht fürchten darfst, daß Dein Glaube und der gemeinsame Kirchenglaube mit einander dissoniren, wo Du vielmehr hörst, wie beide harmoniren, da gehörst Du hin als Glied des Kirchenleibes, als ein Ton in den heiligen Akkorden, welche der heilige Geist mit Gottes Wort auch in Dein Herz geschrieben, der Kirche JEsu Christi als der rechten Gottesharfe entlockt; auf welcher Kirchenfahne Du dieselbe Inschrift findest, die der heilige Geist mit Gottes Wort auch in Dein Herz geschrieben hat, da gehörst Du hin als ein Streiter JEsu Christi. Darum nach Gottes Wort und dem durch dasselbe gewirkten Glauben, hast Du Dich entscheiden müssen für die lutherische Kirche, denn ihr Bekenntniß ist Dein Glaube und ihre Fahne ist Deines Herzens Freude und Trost, darum Gottes Wort und Deines Herzens Zug weisen Dich hin auf die Kirche, der Du von Hause aus angehörst. Warum solltest Du auch dieser Kirche untreu werden? Denn was früher Unwissenheit war, würde nun zu

einer wissentlichen Untreue werden. Warum also dieser Kirche untreu werden? Ist sie schlechter geworden, seitdem Du durch ihren Dienst die heilige Taufe empfingst? Wahrlich nicht! Umgekehrt, sie hat sich seitdem aus ihrem Schlamm und aus ihrem Schlummer durch Gottes Gnade ermannt, sie hat seitdem ihre Freiheitskriege gekämpft und hat in ihrer Art manchen Helden aufzuweisen, mit welchem Du das Kreuz, das um eines andern Kampfes willen Deine Brust schmückt, gern theilen würdest. Warum solltest Du nun grade Deiner eigentlichen Mutterkirche den Rücken wenden und untreu werden, nun sie zur Treue gegen ihre alten Bekenntnisse und Ordnungen zurückgekehrt ist. Warum solltest Du ihr eine Kirchengemeinschaft vorziehen, die schon darin keinen Anspruch auf Dein Vertrauen, Deine Dankbarkeit machen kann, weil sie, wie um die Meisten so auch um Dich, nicht offen und männlich und unter Achtung Deiner Freiheit hat geworben — sondern Dich schleichend und rücklings umgarnt und umstrickt hat; und deren besondere Kunst darin besteht, die Seelen dadurch an sich zu fesseln, daß sie einen Jeden glauben läßt, er sei ja in der Kirche, die seines Glaubens ist, und meint doch jeder eine andere Kirche und einen andern Glauben. Nun Du hast Dich entschieden und willst diese innerliche Entscheidung auch heute zur äußern That werden lassen. Damit trittst Du nun in die klare und mannhafte Stellung ein, die alle ursprünglichen Lutheraner von Anfang an in diesem Kampf hätten einnehmen sollen. Es gilt zu halten, was man hat, und dies nicht eher fahren zu lassen, bis man wirklich etwas Besseres hat. Können sie wirklich eine Union zu Stande bringen, die unsere Väter nicht kannten und doch mit Gottes Wort übereinstimmt, nun wohl, dann wollen wir wahrlich nicht wider Gottes Wort und Werk streiten. Aber so lange ihre Union entweder in Nebel oder Unklarheit verhüllt ist, oder in den wenigen klaren und officiellen Punkten handgreiflich wider Gottes Wort ist, so lange ist's Sünde und Thorheit, für solch ein Luftschloß und

Linsengericht das solide Erbe der Väter Preis zu geben. Nun mein theurer Freund, ich hoffe zu Gott, Du wirst je länger je mehr erkennen, daß grade Dein neuer Zusammenschluß mit Deiner alten Mutterkirche für Dein inneres Seelenleben äußerst gesegnet sein wird. Nach Deiner ganzen Eigenthümlichkeit bedarfst Du eines festen, starken, brüderlichen Anhalts. Fürchte nicht, daß der Anhalt, den unsere Kirche Dir gewähren wird, Dein Herz wie eine Schnürbrust einengen möchte. Ich weiß, Dein Herz schlägt weit und warm für eine wahre Vereinigung aller Gläubigen auf Erden, für die Anbahnung der letzten wahren sichtbaren Kirche, für die Anerkennung aller Gotteskinder in allen Confessionen, für das gliedliche Miterleben aller Freuden und Leiden des ganzen Leibes Christi auf Erden. Du hast es gern, wenn die Gläubigen aus verschiedenen Kirchengemeinschaften sich die Hand bieten, sich ins Angesicht sehen und gegenseitig Rede stehen. Nun dies Alles macht Dir unsere Kirche wahrlich nicht zur Sünde; das brauchst Du bei uns nicht abzuthun. Daß ein Kind grade zunächst und zuerst in der Liebe zu seinen Eltern und Geschwistern sich übt und bewährt, dadurch wird es wahrlich nicht unfähig, an größeren und fremden Kreisen Liebe zu üben, sondern umgekehrt, es lernt davon überhaupt das Wesen der Liebe. An der Liebe zum Vaterhause erblüht und erstarkt die Liebe zum Vaterlande und weiter die Liebe zur gesammten Kirche Christi. Ein Traum und Schaum, wenn sie nicht wurzelt in der warmen, liebevollen und begeisterten Anhänglichkeit an die besondere Kirche, der man angehört, an das besondere Vaterhaus. Darum je schärfer und bestimmter die Umrisse unserer Kirche gezeichnet sind, je geschlossener, abgegrenzter sie dasteht, um desto mehr eignet sie sich zu einer Schule der wahren, reinen, kräftigen Liebe, die ihrer Natur nach nichts anderes kann, sie muß auch die äußersten Grenzmauern der eigenen Kirche überfliegen und Jedermann zurufen: Komm und siehe! Zu dieser Liebe und

Weitherzigkeit hat sich unsere Kirche ausdrücklich bekannt, und zwar grade ihre strengste Bekenntnißschrift. Es heißt im Concordienbuch: „Was die Condemnation und Verwerfung falscher Lehre, besonders im Artikel von dem heiligen Abendmahl betrifft, so ist unser Wille und Meinung, nicht daß hiermit die Person so aus Einfalt irren, viel weniger ganze Kirchen in oder außerhalb des heiligen Reiches deutscher Nation gemeint, sintemal wir uns ganz und gar kein Zweifel nehmen, daß viel fromme unschuldige Leute auch in den Kirchen, die sich bisher nicht mit uns in allen Dingen verglichen haben, zufrieden sind, welche in der Einfalt ihres Herzens wandeln.“ Und weiter bezeugen unsere Väter an demselbigen Ort ihr herzlich Mitleiden mit dem vergossenen unschuldigen Blute, mit den Verfolgungen der Reformirten in Frankreich. Hier dünkt mich, hast Du Beweis genug, wie die strenge und schroffe Abgeschlossenheit der Concordienformel der weitherzigen Anerkennung von gläubigen Gotteskindern auch von anderen Confessionen, sowie der herzlichen Theilnahme an den Leiden, welche über jene ergingen, durchaus nicht störend in den Weg trat. Du würdest also, sähest Du uns wider diese Liebe handeln, vermöge unserer Symbole sogar das Recht der brüderlichen Bestrafung haben. Und was Du an dieser Gesinnung und an diesem Triebe mehr vom HErrn empfangen hast als wir, die wir unter den unglaublich rohen Angriffen und Gewaltthätigkeiten wider unsere Kirche uns vielleicht rauhere Sitten angewöhnt haben, als mit den oben ausgesprochenen Grundsätzen verträglich ist, da wollen wir gern von Dir nehmen und lernen. Doch genug! Sei uns willkommen, willkommen auch dann, wenn es Dir nicht gelingen sollte, uns wieder in den Besitz des irdischen Kirchenerbes unserer Väter zu setzen. Müssen wir das um unserer Sünde willen verlieren — laß fahren dahin — sie habens keinen Gewinn — das Reich muß uns doch bleiben.

Laßt mich ein Amen hören auf diese Predigt, erhebet mit mir Eure Herzen und Stimme, kommt zu Hauf, Psalter und Harfe, wacht auf und lasset uns singen:

Lobe den HErrn was in mir ist, lobe den Namen —
Alles was in mir ist, lobe mit Abrahams Samen!
Er ist dein Licht —
Seele vergiß es ja nicht —
Lobende schließe mit Amen!

O.

Thadden an seinen Freund Professor Hengstenberg.

Theurer Herr Professor, erhalten Sie Ihrer Katholicität — die uns arme Leute auch noch mit umfassende Spannkraft — wenn wir auch uns zur Zeit noch gegen diese Union und Einfassung sträuben! — Wer will es leugnen, daß wir großen Gefahren entgegen gehen, wenn wir in eine Bahn hineingerathen, wo wir in starrer Abgeschlossenheit den Zusammenhang mit den Heilsgütern der übrigen Christenheit verlieren, ja wir stehen schon am Rande des Abgrunds, wenn wir aufhören uns über das Gute unserer christlichen Nachbarn zu freuen — wenn wir aufhören von ihnen zu lernen! Doch bin ich der frohen Zuversicht, das die züchtigende Vaterhand Gottes uns von diesem Verderben zurück halten wird. — Aber einen großen Theil dieser Schuld tragen auch unsre feind-freundlichen Gegner, beständig durch moralische (oder höchst unmoralische) Fußtritte zu zerstreuter Vereinzlung herab gedrängt, denn wie Aussätzige geflohen und von einem Pestcordon umstellt, ist es wirklich nicht verwunderlich, wenn den so Eingeengten der freie Blick in die Nähe und Ferne wesentlich verdunkelt wird. Wenn die Ungerechtigkeit wird überhand nehmen, so wird die Liebe in Vielen erkalten. Ich glaube, das mein Urtheil ganz unbefangen ist, wenn ich behaupte, daß wir solche Zurücksetzung von unsern nächsten Glaubensnachbarn nicht verdienen, auch wenn die Bedrängten sehr oft zu ungeweihten Waffen ihre Zuflucht nehmen.

Unser Ober-Kirchen-Collegium besteht aus Männern, die mit aufopfernder Treue und mit seltner Weisheit und Vorsicht den Dienst des Regiments über ein Reich von bewegten Kräften versehen und das Kirchenschifflein zwischen Strudeln und Klippen bisher glücklich hindurch gesteuert haben und die daher das volle Vertrauen bei allen Gemeinden genießen. Und welch kostbaren Schatz besitzen unsre Gemeinden, an unsern überall in Wirksamkeit stehenden alten Kirchenordnungen mit ihrer milden heilskräftigen Zucht und Disciplin.

In der kurzen Zeit unsers erneuten Bestandes sind 67 Kirchen gebaut von unsern meist armen Gemeinden, denen man außerdem das Zeugniß gegeben hat, daß verhältnißmäßig keine andere Kirche so viel zur Mission beigesteuert hat. Wie viele schwache Glieder auch unter uns sein mögen, sie wurden doch hauptsächlich alle dadurch zum Austritt getrieben, und werden auch heute noch als Eingetretene dadurch gehalten: Diese Seele trägt am meisten die Malzeichen der Bekenntnißtreue und der Schmach, — auf dieser Seite sind die alten ewigen Heilsschätze, das Erbe der Glaubens-Väter, unvermischt am besten gewahrt und geschützt. —

Hier ist ein kirchlicher Organismus, der uns in unsrer Schwachheit tragen und halten kann. „Es ist mir ja das Rühmen nichts nütze." Aber so sonderbar auch diese Ruhmredigkeit noch klingen mag, einen hauptsächlichen Ruhm kann ich noch dreist für uns in Anspruch nehmen — ich behaupte dreist —: unsere segensreichste Wirksamkeit ist und bleibt für die Preuß. Landeskirche, der wir — ich rede thöricht — ein sehr gutes Beispiel eines wesentlich gesunden Organismus geben, und sie zum Wetteifer aufreizen, die Fahne des Bekenntnisses hoch zu halten. Mögen wir unsern Austritt, unsre Exclusivität auch noch so stark betonen, ich behaupte, man huldigt einem rohen, büraukratischen Territorialismus, wenn man uns zum Austritt Getriebene für Separatisten ausschreit. Wir sind die Kriegerkasse der deutschen protestantischen Christenheit, ja zur

guten Stunde gesagt — ihre Avantgarde, die sich sehr wohl mit dem Hauptcorps vereinigen kann und wird, wenn dasselbe nur wirklich aus der Reserve vorbrechend sichtbar auf dem Schlachtfelde erscheint, und es ist allerdings ein großer Jammer, daß die ganz unnatürlich Getrennten indessen gegen einander in vereinzelten Duellen Blut, und zwar Herzblut und Pulver vergeuden. So lange die Vereinslutheraner auf die Frage: wo ist eure lutherische Kirche, welches sind ihre leitenden Behörden, wie lautet ihre Adresse, wer empfängt den Brief, den wir an sie abzugeben haben — weß ist ihr Bild und die Unterschrift? so lange sie darauf nur eine achselzuckende, nicht aber eine laute, deutliche, von den Dächern predigende Antwort haben, so lange sind wir ihre besten, getreusten, aber sehr unbequemen Alliirten, so lange mögen sie den Mahnruf von unserer Seite hören:

Laßt uns, indem wir auferstehen
Beweisen daß wir leben! —

nicht überhören und es auch wohl beachten, daß Stillesein und Hoffen und Abwarten sehr verschiedene Modalitäten des passiven Widerstandes sind.

Wohlan also — Nichtaustreten, wenigstens nicht zu uns — wenn unsre Gebrechen — wirklich zu anstößig sind — aber doch treten — gewisse Tritte mit unsern Füßen auf den großen Kampfplatz! Wenn im jenseitigen Lager die 5 Wittenberger Sätze deutlich und thatsächlich gegen die absorbtive Union Front machen, wenn der 3. dieser Sätze nicht mehr hoffend begehrt: Eine confessionelle Kirchenverfassung — demnach Anerkennung und Durchführung des evang. lutherischen Bekenntnisses in Cultus, Gemeindeordnung und Regiment", wenn sie, mit Vilmar zu reden, zu einer „Theologie der Thatsachen" geworden sind — dann wollen wir ihnen freudig zujauchzen: „Ihr mögt zunehmen, wir aber abnehmen", dann ist die Vereinigung der unnatürlich Getrennten zu und in eine Volkskirche die naturgemäße, unausbleibliche Folge und der Gott, der alle

Zeit Wunder thut, wird Mittel und Wege dazu zeigen. Der heutige Cultus-Minister, unser Freund Bethmann-Hollweg — bekanntlich ein eifriger Unionsmann, er sogar sagt in seiner Stuttgarter Kirchentagsrede: „Also das Ausscheiden, die Trennung ist unter Umständen berechtigt — ja die Bedingung echter Katholicität"; und Sie, theurer Herr Professor, sagen schon in dem Vorwort von 1856 pag. 50: — „Wir sind zu der Ueberzeugung gelangt, daß der lutherischen Kirche ein äußerlich gesondertes Gebiet verbleiben muß". — Ich frage nun, die Hand aufs Herz, schrecken nicht viele gerade deshalb von uns zurück, weil wir in Armuth und Knechtsgestalt dies äußerlich gesonderte Gebiet eingenommen haben?, ja vielmehr (es kann nicht oft genug daran erinnert werden) mit Cavallerie und Infanterie, ursprünglich dazu hingedrängt sind! Sollten unsre gegnerischen Freunde, die jetzt meist gleichgültig an uns vorüber gehen, oder höchstens unseren Schwächen einige recensirende Beobachtung schenken, einst selbst in Gefahr, Noth und Bedrängniß gerathen, wirds ihnen da nicht centnerschwer auf die Seele fallen: Was haben wir an unserm Bruder Joseph verschuldet! ja wie wollen solche Splitterrichter einst vor dem nun hocherhabenen Weltrichter bestehen, der in den Tagen seiner Niedrigkeit so verachtet war, daß man das Angesicht vor ihm verbarg?

Es bleibe, wills Gott, also das uns gemeinsame Facit:
Ein enges Gewissen — ein weites Herz.

von Thadden.

Inhalt.

III. S. 64—108.

1844—1848.

IV. S. 109—150

1849—1873.

V. S. 151—165.

1874—1882.

Anlagen.

Druck von J. F. Starcke in Berlin.

Reuß, Eleonore <<von>>,

Adolf von Thadden-Trieglaff ein Lebensbild, gezeichnet nach Erinnerungen seiner Kinder und Freund

Berlin 1894